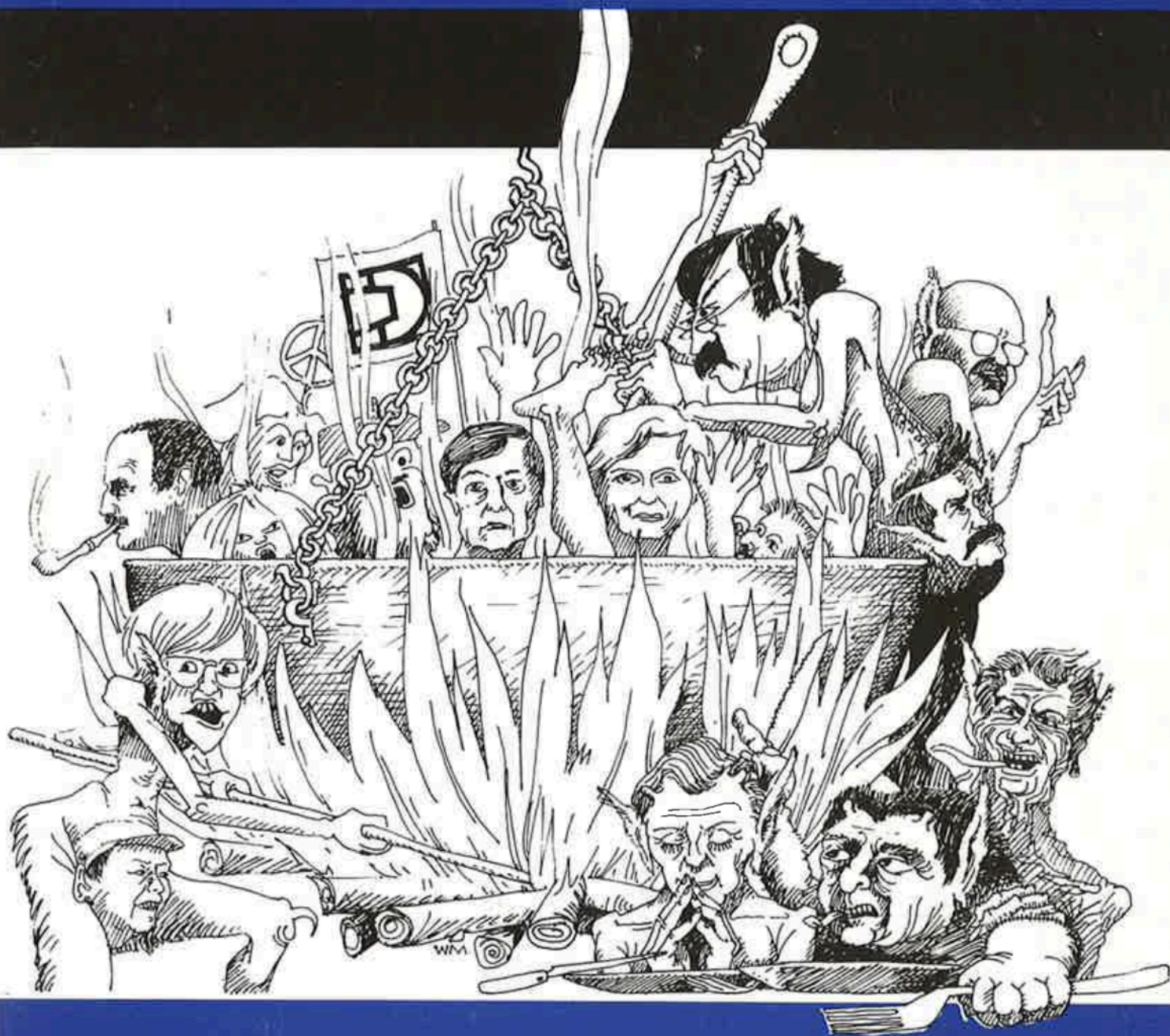


kürbiskern



SCHRIFTSTELLER IN DER ENTSCHEIDUNG

2/84
MÄRZ



neu bei damnitz
 Friedrich Hitzer
**Vom Baumsterben der Menschen
 oder: Die Gewerkschaften
 müssen ihren Weg neu be-
 schreiben**
 Mit Zeichnungen von Guido
 Zingerl
 (200 S., brosch., DM 12,-)

Alle reden vom Baumsterben, das Sterben der Bäume ist aber eine Warnung an alle Menschen, daß dieses Sterben mit ihnen selber unmittelbar etwas zu tun hat.

● In Friedrich Hitzers Geschichte werden symbolische Parallelen vom Leben der Bäume und vom Leben der Menschen aufgezeigt.

● Dokumentation und Collage: Reichhaltiges Material über Schriftsteller in der Friedens- und Arbeiterbewegung erhellt Hintergrund und Bedeutung der Kampagnen gegen den Verband deutscher Schriftsteller (VS).

● In einem breit angelegten Gespräch unterhält sich Friedrich Hitzer mit Leonhard Mahlein über die Zukunft der Gewerkschaften.

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

**Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei:
 Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach
 1928, 4000 Düsseldorf 1**

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
 Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
 Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

<i>Zur Bundesdelegiertenkonferenz des VS in der IG Druck und Papier, Saarbrücken, 1984</i>	
<i>Erwin Ferlemann: Ohne Mediengewerkschaft dividieren sie uns auseinander</i>	3
<i>Bernt Engelmann: Wer Anstöße gibt, muß Anstoß erregen</i>	20
<i>Friedrich Hitzer: Als Plattform des Kalten Krieges</i>	36
<hr/>	
<i>Tschingis Aitmatow: Echo der Welt</i>	41
<hr/>	
<i>Günther Ehrenreiter: „nix vastehen, Gastarbeiter . . .!“</i>	46
<i>Lutz Wernicke: Apulischer Morgen</i>	63
<i>Felicitas Kohring: Unter der Erde stand schon der Plan für den nächsten Frühling</i>	76
<i>Peter Maiwald: Kalendergeschichten</i>	82
<i>Uta Rappenstein: Heute ist Lichtmeß</i>	87
<hr/>	
<i>Klaus Konjetzky: Leben Sie wohl, Rinski!</i>	90
<i>Dagmar Scherf: „Wenn de Hammer . . .“</i>	100
<i>Werkkreis – Wohin, für wen, wie weiter?</i>	
<i>kürbiskern-Gespräch mit Erasmus Schöfer, Siegfried Grundmann, Michael Tonfeld, Klaus Konjetzky und Friedrich Hitzer</i>	103
<i>Harry Böseke: Anfänge einer Neuorientierung?</i>	123
<i>Oskar Neumann: Tradition für die Zukunft</i>	125
<hr/>	
<i>Henning Müller: „1984“ – Ausstieg aus der Geschichte?</i>	133
<i>Hiltrud Gnüg: Warnutopien in unserer Gegenwartsliteratur</i>	148
<hr/>	
<i>Anmerkungen</i>	160

*Zur Bundesdelegierten-Konferenz
des VS in der IG Druck und Papier, Saarbrücken 1984*

Erwin Ferlemann
Ohne Mediengewerkschaft dividieren sie uns auseinander

Hitzer: In deinem Artikel „gefährliches spiel mit dem feuer“, veröffentlicht in *druck und papier* vom 14. November 1983, lese ich: „Wir haben aus der Geschichte gelernt. Und deshalb werden die Gewerkschaften all ihre Kraft mobilisieren. Das Geschrei aus der konservativen Ecke ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir den faulen Zahn gefunden und mit unseren Zielen die richtige Therapie gewählt haben.“ Damit sprichst du, Kollege Ferlemann, die Orientierung der IG Druck und Papier beim 13. Ordentlichen Gewerkschaftstag an, der vom 16. bis 22. Oktober 1983 in Nürnberg stattfand und dem nachgerade ein Kriegsgeschrei im bürgerlichen Lager folgte, einschließlich der Androhung von Graf Lambsdorff, man müsse nun ein Verbändegesetz gegen die Gewerkschaften schaffen. Die das sagen, haben wohl nicht aus der Geschichte gelernt. Haben wir tatsächlich die Konsequenzen gezogen? Wenig später – nämlich am 28. November 1983 – veröffentlichte Hans Magnus Enzensberger sein Essay „Ein Bonner Memorandum“ im *Spiegel* über Flick und die Parteispenden-Affäre: „Wer sich nicht darauf versteht, nach Strich und Faden abzuschreiben, einzuklagen, rauszuholen, abzusetzen, der hat hier nichts zu lachen. Ob Sozialwohnung oder Schwarzbau, Krankenkasse oder Taxiquittung, Stipendium oder Stütze, überall gilt der Imperativ des Nassauerns, Durchmogeln und Absahnens, und es gibt eine wachsende Zahl von Mitbürgern, die ohne diese Fähigkeiten verloren wären.“ Bringen diese beiden Aussagen keinen Gegensatz zum Ausdruck?

Ferlemann: Das eine ist eine Zustandsbeschreibung. Sicher hat Enzensberger etwas überzeichnet, aber er stellt deutlich dar, worum es geht. Meine Aussage ist eine Reaktion auf diesen Zustand. Denn wir wollen uns als Gewerkschaft nicht durchmogeln, wir wollen nicht absahnen, wir wollen nicht irgendwie unsere Schäfchen ins Trockene bringen, sondern wir brauchen soziale Bedingungen für unsere Kolleginnen und Kollegen, die eben genau das nicht können, was Enzensberger ja auch vor dem Hintergrund des Bundestags schreibt. Das ist das Problem. Und da seh ich keinen Gegensatz.

Hitzer: In Enzensbergers Essay kommt die Sache doch etwas so heraus, als sei das gesamte Volk an der Korruption beteiligt, nicht alle in gleichem Maß, aber ohne diese Art Mitbestimmung würde die Mehrheit das nicht schlucken und hinnehmen, was geschieht. Und wie ist das bei den Gewerkschaften? Die Meinung ist doch bei vielen, da habe jeder Dreck am Stecken, nach dem Prinzip: Ehrlichkeit währt überhaupt nicht mehr lange.

Ferlemann: Nein, dem möchte ich deutlich widersprechen. Der Artikel ist brillant geschrieben, aber ich habe das Gefühl, er sieht es vor dem Hintergrund der Arbeit des Parlaments und der Abgeordneten. Ich sehe nicht, daß Enzensberger damit sagen will, die ganze Bundesrepublik sei ein Volk von kleinen Schiebern, Abstaubern und Absahnern und deshalb sage niemand etwas, nein. Im Grund sagen so wenige etwas aus einem übertriebenen Respekt, ja fast Hörigkeit gegenüber den gewählten Instanzen dieser Republik. Dazu kommt ein Informationsfilter, der die

Insider-Informationen, die erst nachher herausgekommen sind, vorher abgefiltert hatte. Es ist doch nicht so, daß das berühmte Lieschen Müller auf der Straße über die Flick-Zusammenhänge Bescheid weiß. Nur wenn sie Bescheid gewußt hätte, würde sie reagieren können. Da kommen wir in ein weites Feld, weil sich daraus unsere politischen Konsequenzen auch in Richtung Medienpolitik verknüpfen lassen. Das hat unmittelbar miteinander zu tun, daß auf der einen Seite versucht wird, sich selbst noch größere medienpolitische Möglichkeiten zu schaffen, den Bürger so zu informieren, wie man ihn informiert haben will, nicht wie er informiert werden müßte. Wir dagegen versuchen, dieses zu verhindern: Wir wollen unsere Kollegen so informieren, wie wir es für richtig halten. Das macht unsere Aufgabe größer und schwerer. Sie wird dadurch schwerer und größer, daß nun in der Medienpolitik und in der Nutzung der neuen Medien ganz andere Leute völlig neue Möglichkeiten haben, Politik zu machen und die zu machen über die Medien. Da entsteht die große, neue Gefahr. Und wir haben nicht das Gegengewicht. Wir können zwar in die Versammlungen gehen, wir können in unseren Informationen die Kolleginnen und Kollegen darauf hinweisen, aber das entscheidende Gegengewicht haben wir damit nicht. Es gibt eine bezeichnende Frage: Wer wird denn künftig in der Portiersloge der Medienpolitik sitzen und nicht mehr an den Sender rankommen? Das könnte uns passieren. Deshalb müssen wir auf diesem Gebiet sehr viel mehr tun.

Hitzer: Ist das die Konsequenz in dem Satz, die Gewerkschaft habe aus der Geschichte gelernt? Was ist das wichtigste Ergebnis des 13. Gewerkschaftstages? Was ist das Neue daran?

Ferlemann: Etwas abrupt Neues ist das nicht, es ist ein Lernprozeß, bei dem wir vorangekommen sind. Wir haben sehr früh versucht, auf Entwicklungen aufmerksam zu machen, die durch die technischen Neuerungen ausgelöst wurden. Aber es wäre freilich grundfalsch, dies als rein technologische Entwicklung zu sehen. Richtig ist, die technologische hat eine sozialpolitische Entwicklung ausgelöst, die wir nicht in den Griff bekommen haben. Das ist die erste Erkenntnis. Wir sind mit dem Einwirken der neuen Technologien nicht fertig geworden, weil wir von einem falschen Ansatz herangegangen sind. Wir haben gesagt: Neue Technologie ja, aber verlangten, das soziale Umfeld muß stimmen, die Technologie muß für die Beschäftigten in den Betrieben etwas bringen. Was ist eingetreten? Die neue Technologie wurde eingeführt und alles weitere ist schlicht unter den Tisch gefallen.

Hitzer: Warum?

Ferlemann: Weil wir selbst nicht die Kraft, nicht die Ausdauer und den langen Atem gehabt haben...

Hitzer: ... die Kraft oder die Erkenntnis?

Ferlemann: Wenn ich in diesen Bereich den RTS-Vertrag mit hineinnehme, der ja ein Stück unserer Gegenstrategie war, dann haben wir da nicht mehr die Kraft gehabt, ihn so durchzusetzen, wie wir ihn gebraucht hätten. Natürlich auch deshalb, weil wir mit unserer Auseinandersetzung 1978 im Vakuum gestanden haben, weil das Erkennen des Problems bei den anderen noch gar nicht so weit war wie bei uns. Wäre da eine größere Aktion entstanden – auch von anderen Gewerkschaften, sähe das wesentlich anders aus. Daraus resultiert unser Lernprozeß. Nun hat man uns ja, auch mit dem RTS-Vertrag, mit der nächsten Stufe der

Technik schlicht unterlaufen.

Hitzer: Kannst du das erläutern?

Ferlemann: Das kann ich, wie es vor uns liegt. Es gibt da auch schöne Schlagworte – darin sind wir immer ganz groß. Das ist das sogenannte 2R-System, sprich: Redaktion und Rotation und dazwischen die große Leere, da ist nichts mehr. Oder vornehmer ausgedrückt – Computer-to-plate. Das heißt, all die Stufen, die wir belegt hatten, um unsere Kollegen aus dem Satzbereich, die ihre Arbeit verloren haben, wieder unterzubringen, der gesamte Umbruch, Montage, Seitenmontage – fallen weg. Was wir also 1978 mit dem RTS-Vertrag gewollt haben, ist bereits 1984 fast und 1985 völlig ausgehebelt. Von daher der Lernprozeß – und dieser Schock, daß man einen schweren Arbeitskampf führt, um eine Sicherung einzubauen und dann festzustellen, daß das gerade fünf Jahre gereicht hat und weiter nicht. Wir stehen wieder an der gleichen Stelle – wie vor 78! Das heißt, wir verlieren wieder diesen ganzen Komplex an Arbeitskräften. Viele spürten das erst instinktiv in den Vorgängen des Betriebs, aber sie können es nicht genau definieren. Und sie reagieren aus einer gewissen Angst. Bei uns hat es dazu geführt, daß wir sehen, wie die andere Seite den alten Kompromiß, den sogenannten historischen Kompromiß kaputtgemacht hat, genauso wie den Kompromiß in Richtung moderner Technologie, daß sie Technologie eben nur einsetzen, um den Profit zu maximieren.

Hitzer: Mit der Formel „historischer Kompromiß“ entleihst du etwas aus Italien, was ein bestimmtes Bündnis zwischen Kommunisten, Sozialisten und Christen meint. Das trifft doch bei uns nicht des Pudels Kern? Meinst du damit die sogenannte partnerschaftliche Lösung sozialer Konflikte zwischen Kapital und Arbeit?

Ferlemann: Genau das; diesen Kompromiß haben die Unternehmer über lange Zeit kaputtgemacht. Das hielt noch so Anfang der 50er Jahre, da hat die konservative Seite angefangen, den Kompromiß kaputtzumachen – nur hat es keiner von uns gemerkt, jeder war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, da kamen dann die Wellen nacheinander, wo jeder voll mitschwimmen mußte – da hätte Enzensbergers Zitat schon voll gepaßt, heute jedoch schon nicht mehr. Aber aus diesem Entwicklungsprozeß heraus folgt bei uns die Umstellung, und wir sagen deshalb jetzt: Neue Technologie nein, wenn nicht ... Das haben wir versucht, und das funktioniert ausgezeichnet. Die andere Seite hat vor nichts mehr Angst als vor einer Technologieverweigerung durch die Gewerkschaften und die Beschäftigten. Wir haben lange Mühe gehabt, die neuen großen Tiefdruckrotationen tarifiert zu kriegen. Dank des Einsatzes der Kolleginnen und Kollegen – sie haben einmal sämtliche Sonderschichten und Überstunden verweigert – ist es uns gelungen, eine Passage in den Tarifvertrag zu bekommen, daß eine neue Installation erst dann in den Betrieb genommen werden darf, wenn eine Betriebsvereinbarung über die Besetzung abgeschlossen ist. Du glaubst gar nicht, wie schnell Betriebsvereinbarungen über Besetzungen abgeschlossen werden. Jetzt liegt es nämlich im ureigenen Interesse auch des Unternehmers, diese Vereinbarungen zu treffen, da er erst dann auf den Knopf seiner teuren Installation drücken und produzieren kann. Jetzt ist der Unternehmer daran interessiert, eine Betriebsvereinbarung abzuschließen. Früher kamen zuerst unsere Kollegen, Betriebsräte kamen und haben darum gebettelt, sie sind hinterhergelaufen bis zur Einigungs-

stelle – aber die Maschine produzierte. Das kann er heute nicht mehr. Das ist hier der einzige Hebel, den wir haben, indem wir sagen: *Neue Technik nein, wenn nicht vorher die sozialen Bedingungen geregelt sind.* Das ist der Punkt zur weiteren Beherrschung der Technologie und damit komme ich zur zweiten Stufe. Die Technologie, über die ich jetzt gesprochen habe, ist rein von Druckern belegt; die läßt sich auch nicht durch eine andere Abteilung durchführen, abwälzen oder wie auch immer. Aber bei Computer-to-plate oder Redaktion-Rotation im Zeitungsbetrieb sieht es so aus: Wir haben auf der einen Seite die Redaktion, die mit der neuen Technologie bis zum Output, d. h. bis zur Plattenherstellung alles von ihrem Bildschirm aus dirigieren kann. Da hab ich nur die Betroffenen, die herausfallen, und ich habe die Drucker, die am Ende ihre Platte zum Drucken erhalten und damit nichts anderes tun als bisher. Unsere Schwachstelle ist der Ausgangspunkt – die Redaktion. Dort ist das Bewußtsein bei weitem nicht so, daß wir uns darauf verlassen können.

Hitzer: Mit deinem Buch „Druckindustrie und Elektronik“ wolltest du mit der Information über die elektronischen Möglichkeiten in den Printmedien den Betroffenen die Angst davor nehmen. Nun ist der Punkt erreicht, wo die Gewerkschaft keine neue Technik akzeptiert, ohne vorherige Klärung der Bedingungen. Wie sind die Chancen des Kampfes? Sind wir nicht immer noch mitten im Experimentierfeld der gesamten elektronisch gesteuerten Technologie? Wachsen nicht die Unsicherheiten? Je größer der Betrieb, je umfangreicher die Investitionen für die neuen Systeme sind – bis hin zum papier- und beinahe menschenleeren Büro –, desto komplizierter und aufwendiger werden die Verwaltungsarbeiten für die Computer. Die Verwaltung der Computer muß ständig kontrolliert werden, auch die Wartung darf nichts auslassen; die Zusammenbrüche solcher Systeme können ja einen ganzen Betrieb und nicht nur einzelne Maschinen und Abteilungen lahmlegen. Jedenfalls handelt es sich um nicht abschätzbare Größenordnungen, die schon jetzt anzeigen, daß große Einheiten plötzlich schwerfälliger und schlechter funktionieren. Von einem Betriebsleiter aus der Elektronikbranche weiß ich, daß er sich weigerte, weitere Systeme für seinen Betrieb zu akzeptieren. Sie konnten einmal wochenlang keine Rechnungen an Kunden schreiben. Er wußte, daß das Risiko der Folgen zu groß würde, wenn man nicht darauf besteht, wofür und in welchem Maß ein System gebraucht wird. Wie sieht das in unserem Zusammenhang aus, wenn du sagst, wir setzen den Hebel neu an? Sind wir denn überhaupt imstande, das Ganze schon so zu überblicken, wenn noch so viel herumexperimentiert wird?

Ferlemann: Sicher nicht in den Dimensionen, die sich aus dem ergeben, was ist und was wir überblicken. Das wäre schon Futurologie. Vielleicht kann man da mit Hochrechnungen vorgehen, aber bis in Einzelheiten geht das nicht. Ich denke jedoch, daß wir das gar nicht brauchen. Wenn es uns gelingt, bewußt zu machen, was heute – ohne jede Veränderung der bestehenden Technologie – möglich ist und was sich daraus entwickelt, dann wird das sehr erschrecken. Nur kannst du das nicht mehr für nur einen Bereich. Du hast zurecht gesagt, das sind weitübergreifende Probleme. Das kannst du aber auch nur in den Griff bekommen, wenn du all jene an deine Seite bekommst, die davon betroffen werden. Ich will das einmal an einem einfachen Beispiel aufzeigen: Einführung Btx. Jeder hat seinen Klimperkasten zu Hause im Wohnzimmer und jeder ist ein großer Computerfeti-

schist – das sieht man am Weihnachtsgeschäft 83, wie das läuft und was das für ein Renner ist. Offensichtlich kommt hier der Spieltrieb der Menschen hinzu, vielleicht haben die Leute keine Eisenbahn gehabt. Jetzt nehme ich den Anschluß der Versandhäuser an Btx-Systeme. Und die werden anschließen. Die Familie bekommt also nicht mehr den Katalog ins Haus geschickt, sondern sie ruft über Btx ab: „Meine Frau möchte einen Pelzmantel, mal gucken, was der bei Neckermann kostet.“ Statt im Katalog zu blättern, sieht er also auf dem Bildschirm, von Mannequins vorgeführt, die verschiedenen Modelle, mit Stoffqualität und allem drum und dran, dazu natürlich gleich die Bestellnummer, damit er es auch recht einfach hat, er findet den gewünschten Typ und bestellt. Er bestellt einfach, drückt die Wahlnummer, das ist die Auftragsannahme bei Neckermann, der er seine Bestellnummer durchgibt. Er glaubt – und das ist das Gefährliche –, er habe damit nur den Mantel bestellt. Welchen Gang er mit dieser Kodierung auslöst, ist ihm gar nicht bewußt. Denn all das, was heute die Kollegin bei Neckermann im Versandbetrieb in Gang setzt, wenn sie seine Bestellkarte bekommt, all das nimmt er ihr nun ab, er tut es von zu Hause. Dieser Kodierung folgt eine Kettenreaktion. Wer das nicht glaubt, dem empfehl ich mal das Buchlager von Bertelsmann in Rheda zu begucken, wo die Kameraden Roboter selbständig durch die Gegend fahren und ihre Büchersendungen zusammensammeln und abliefern, und sich dann selbst wieder an die Steckdose anpolen zum Aufladen. Es ist also überhaupt kein Problem, die Versandhäuser umzurüsten. Mit dem automatisierten Versand des Mantels wird die Rechnung erstellt, die Lagerhaltung wird verbucht, da ist eine bestimmte Untergrenze angegeben, die Neubestellung erfolgt durch Computer, wenn der liebe Kunde nicht zahlt, läuft automatisch die Mahnung. Der gesamte Ablauf ist also durch diese Kodierung vorgegeben und verläuft computer-gesteuert. Jetzt haben wir uns mit den Kollegen von der HBV zusammengesetzt und gesagt: Laßt uns durchkalkulieren, was da passiert. Ich kann es einfach sagen: mir fallen sämtliche Druckaufträge für Versandhauskataloge weg – das sind 25 Prozent des deutschen Tiefdruckumsatzes. Da kann ich mir selbst ausrechnen, wieviel Kollegen über die Klinge springen, erstmal wieviel Betriebe aus dem Akzidentiefdruckbereich, und da weiß ich, welche Belegschaftszahlen dahinterstehen, die sind weg vom Fenster. Das ist nicht nur Arbeitslosigkeit sondern Verlust der beruflichen Existenz. Und dann fangt ihr doch mal an, Kollegen bei HBV! Dann haben die mal hochgerechnet und sind vor Schreck noch bleicher geworden als wir. Von daher und anderen Beispielen sind wir dazu gekommen, daß man dieses Problem eben nicht mehr als Einzelgewerkschaft in den Griff kriegen kann, sondern wir müssen hier zusammenarbeiten. Wir tun es mit der HBV und wir werden es mit der Post tun, weil wir die Kollegen von der Post auch politisch unterstützen müssen, daß die Netzträgerschaft der neuen Medien zumindest im Bereich der Post bleibt. Wenn die Netzträgerschaft privatisiert wird, und die Post wird zum Service- und Reparaturbetrieb für diese Geschichten, dann können wir alles vergessen, dann gibt es keine Einflußmöglichkeiten mehr. Dann ist jeder in dieser Republik in der Lage, sein eigenes System aufzubauen, das er beliebig nutzen kann – zumindest ist er dazu theoretisch in der Lage. Das Ganze geht aber schon in europäische Dimensionen. Was jetzt gegenwärtig läuft – die Beteiligung Bertelsmann an RTL, an RTL PLUS (der private Fernsehkanal über Radio Luxemburg); in der ersten Stufe erreicht er bis zu 1,5 Millionen Fernsehteil-

nehmer, das geht noch über den Sender in Luxemburg. Aber was geschieht, wenn er über den Satelliten geht? Das ist eine Problematik, die internationale Dimensionen bekommt. In der IGF (Internationale Grafische Föderation) haben wir eine Arbeitsgruppe gebildet, hier mit der FIET (Angestellten-Internationale), dazu hat sich selbst eingeladen die PTT International. Die drei Internationalen in Genf wollen versuchen, auch im internationalen Bereich, gewisse Abwehrpositionen aufzubauen. Das sind in der Tat alles nur noch Abwehrpositionen. Wir sind von der Entwicklung schon so weit in den Hintergrund gedrängt, daß wir im Grund nur noch reagieren können. Agieren ist fast gar nicht mehr möglich. Das macht die Sache auch so schwierig, fast unmöglich, einen Weg, der bei dieser elektronischen Entwicklung läuft, abzubiegen.

Hitzer: Wenn wir das jetzt so klar erkennen, dann müßten wir dennoch versuchen, in die Offensive zu kommen, denn ein Nie-mehr-möglich gibt es allenfalls jenseits der Schwelle, da es zum nuklearen Holocaust kommt. Ich habe den Eindruck, daß es hier um die Lösung einer einfachen politischen Frage geht, die gewiß schwer zu verwirklichen ist: das ist doch die Frage der Demokratie und der Interessen der Mehrheit; selbst im Geschäft mit den Personalcomputern zu Weihnachten und dem ganzen Geklimper der elektronischen Geräte fürs Hören, Sehen, Spielen und Tasten, was selbstverständlich den Spieltrieb mit anspricht. Bis ans Ende gedacht, sollen sich die Leute ihre immer kleiner werdenden Wohnungen mit Apparaten vollpflastern, mit HiFi, Fernsehern, Personalcomputern, Videokameras und Videoabspieldecks, mit Kassetten und anderem Gelumpe, die sie alle, wenn sie es sich leisten können, vielleicht ein bis zwei Monate nacheinander ausprobieren und dann wegstellen. Wenn sie immer weiter einkaufen, wird der Platz für Personen im Wohn-Schlafbereich immer kleiner, und zum Empfang für Gäste bleibt vielleicht nur noch die Toilette. Anders ausgedrückt, wir haben einen Boom von Mitteln und eine Depression bei den Inhalten, dem Sinn und dem Zweck der Geräte. Der Mensch muß doch dahinterkommen, daß er sich dabei mit Geräten so ein- und zudeckt, daß er nicht mehr wert ist als eine Buchse zwischen zwei Kabelstücken. Er verliert mehr und mehr kreative Fähigkeiten, einschließlich des Spieltriebs. Ist da kein Ansatzpunkt zur Offensive?

Ferlemann: Das ist verdammt schwierig zu realisieren. Dahinter steckt doch eine ausgeklügelte geschickte Politik. Du hast recht, es dreht sich vor allem um die Mittel. Aber was passiert denn damit? Man gibt ihm eine Unzahl von Möglichkeiten, sich mit sich selbst zu beschäftigen, das heißt, man verhindert jede Form eines sozialen Kontaktes. Da liegt die Gefahr. Man bietet den Frauen Telearbeitsplätze, das ist eine ganz raffinierte Kiste. Man bietet den Frauen an, sie brauchen ihre Wohnung gar nicht mehr zu verlassen, sie können sich voll um ihre Familie kümmern, können also ständig bei ihren Kindern sein. Wir stellen Ihnen das Gerät in die Wohnung, von dort sind Sie mit unserem Zentralrechner oder Schreibgerät verbunden, was auch immer. Sie können also, wenn Sie gerade lustig sind oder Zeit haben, wenn das Kindchen schläft, arbeiten. Nicht mehr Heimarbeit wie früher; da konnte die arme Frau wenigstens noch mit den anderen quatschen, die das Zeug hinbrachten. Nein, heute braucht sie gar nicht mehr raus. Für mich als Gewerkschafter stellt sich die Frage: Wie soll ich denn überhaupt noch mit gewerkschaftlichen Ideen an diese Arbeitskräfte rankommen? Wie ein Staubsaugervertreter? Da muß ich unsere Kollegen Klinkenputzen schicken, um

überhaupt hinzukommen. Durch das Abtrennen von allen Sozialisierungsprozessen ist die Frau auf das angewiesen, was man ihr als Information in die Wohnung liefert. Sie muß diese Information selbst und allein verdauen, im Familienbereich, mit dem Alten, sie hat keine Möglichkeit, wie sie das heute noch hat, mit den Problemen und Informationen, die sie über Fernsehen, Radio, Kasette, Zeitung usw. kriegt, bei der Frühstücks- oder Mittagspause mit einer Kollegin darüber zu reden, was da nun wieder über sie gestülpt worden ist. Nehme ich das weg, dann habe ich die totale Beeinflussung, wo keine Möglichkeiten eines Gegenpols gegeben sind. Da ist die Gefahr der absoluten Manipulation, da ist die Gefahr, daß Gewerkschaften in diesem Entscheidungsprozeß keine Rolle mehr spielen, wenn sie an ihre potentiellen Mitglieder nicht mehr rankommen. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es eine interessante Studie über Frauenarbeit. Da sind Beschäftigte in einer der miesesten Formen der Produktion – nämlich am Band – gefragt worden: Was halten Sie davon, wenn man Ihren Arbeitsplatz nach Hause verlegen würde? Die meisten Frauen antworteten: Lieber nehmen wir die Belastungen und miesen Bedingungen des Fließbands, einschließlich der Umweltbelastungen – schlechte Luft, Lärm usw. – in Kauf, dann haben wir noch wenigstens die Möglichkeit, mit den Kolleginnen rechts und links zu reden. Da sehen wir, wie hoch Kommunikation selbst bei diesen Frauen angesetzt ist, die wissen sicher nicht, was der Begriff Kommunikation ist, aber sie wissen, was es bedeutet. Und sie wissen, wie hoch sie das einschätzen. Da liegt eine große Aufgabe. Wir haben immer gesagt, daß Bildung bei der Grundbildung anfängt – in der Schule. Nur, was läuft denn heute? Jede Volksschule ist froh, wenn sie Spielcomputer hat, damit die Kinder schon in der Grundschule an das Problem gewöhnt werden. Dann sagt man natürlich, die lernen den Umgang mit der Technologie; sicher tun sie das, aber sie lernen auch, sich daran zu gewöhnen, nicht mehr mit dem Menschen zu reden, sondern mit diesem Scheißcomputer.

Hitzer: Wolltest du mit deinem Buch die Angst vor der Elektronik als etwas Unheimlichem nehmen, so klingt es jetzt bei dir durch, als liefere diese Elektronik das, was Orwell in „1984“ dargestellt hat.

Ferlemann: Richtig. Und trotzdem sag ich dir, ich würde das Buch heute nochmal schreiben, weil ich nur einen Menschen, der informiert ist, auch dazu bekomme, sich kritisch mit der Sache auseinanderzusetzen. Die anderen sind ständig damit beschäftigt, etwas in diese Entwicklung hineinzugeheimnissen, sie liefern, wenn man so will, eine Ersatz-Mythologie, nach dem Rezept: ich muß etwas Geheimnisvolles darin halten, um den Menschen gläubig zu machen. Ich will genau etwas anderes, ich will ihn darüber informieren, daß das technologische Abläufe sind, die er begreifen kann, um ihn kritisch zu machen. Er muß wissen, daß ein Computer nicht allwissend oder allvermögend ist. Geh mal auf die Straße, frag die Leute, ich mach es auch bei Versammlungen unserer Ortsvereine. Da wirst du erstaunt sein, wieviele tatsächlich der Meinung sind, daß ein Computer in der Lage sei, selbständig zu denken. Und wenn du denen sagst, der gibt dir keine andere Antwort als die, die vorher programmiert wird, sind sie unschlüssig – das dauert lange, bis sie das glauben. Da ist ein wesentlicher Lernprozeß.

Hitzer: Neuere Erfahrungen aus Büros und Druckereien zeigen an, daß an die Stelle der Gläubigkeit eine Ernüchterung tritt. Fehler, größere oder kleinere Zusammenbrüche, Schwierigkeiten beim Auffinden der Fehlerquellen, der Auf-

wand für die Verwaltung und Wartung der Anlagen und Programme, die dann folgende Panik, daß die Firma nun alles von den lautlosen Automaten abhängig gemacht habe, die anfangen zu spinnen. Als der *kürbiskern* mit der alten Technik gemacht wurde, ging das schneller, besser und zuverlässiger...

Ferlemann: ... noch ein schönes Beispiel dazu: das *Handelsblatt* hat umgestellt, ist nach Frankfurt gegangen, wegen der Nutzung der modernen Technologie...

Hitzer: ... wir – unter anderem auch aus dem Grund – von München nach Neuss...

Ferlemann: ... für mich war das eine erheiternde Lektüre an einem Montagmorgen. Da hatte das *Handelsblatt* eine Kästchennotiz: „Verehrte Leser, leider sind wir wegen des Zusammenbruchs unseres elektronischen Systems nicht in der Lage, heute die Börsenkurse auszudrucken.“

Hitzer: Es ist doch klar zu sehen, daß sowohl Tageszeitungen als auch Großdruckereien, die voll auf diese neue Technik abfahren, ohne daß die Umstellung sorgfältig vorgeplant ist – die meisten Einkäufer trauen ja den Gebrauchsanweisungen der Anbieter wie manche dem Horoskop ihrer Leib- und Magenastrologen – durchwegs schlechter produzieren...

Ferlemann: ... schlechter? Schlechter!? Ein Fachmann ist nur noch mit Widerwillen in der Lage, die *Stuttgarter Zeitung* oder die *Stuttgarter Nachrichten* zu lesen, die da oben produziert werden. Nur ich bin reingefallen. Ich habe dem Kurz, als er da oben anfing und die Korrektur abschaffte, gesagt: „Herr Kurz, Sie werden das selbst zu spüren kriegen! An den Auflagezahlen und an dem Anzeigenumsatz!“ Nun ist Kurz als Aufsichtsratsvorsitzender dieses Ladens ausgeschieden und gab eine Abschiedsparty; dort kam er lächelnd auf mich zu und meinte: „Erinnern Sie sich daran, was Sie mir gesagt haben?“ „Ja, ich muß mich heute korrigieren: Sie haben es zu spüren gekriegt – der Anzeigenteil ist gewachsen und die Auflage gestiegen.“ „Richtig“, sagt er. „Nur das Verrückte ist...“ Und dann kam das, was die *Druckwelt* schreibt im Leitartikel unter dem Thema „Sprachschwierigkeiten“: „Doch nicht allein die Formulierung macht den Sprachverfall aus, auch der Umgang mit der Typographie: Unglückliche Zeilenverläufe und schlechte Trennungen lassen Fehlschlüsse bis hin zu Falschinformationen zu. Zuweilen wird mit Schrift und Sprache umgegangen wie mit dem Hackebeil.“ Bundesverband Druck – Aussage der Unternehmer!

Hitzer: Bei unserer Großdruckerei in Neuss kommt es nicht zu solchen Kästchen mit der Information, daß die Börsenkurse fehlen, weil das elektronische System zusammengebrochen sei, da bleibt der *kürbiskern* einfach weg, Tage, Wochen. Ich fürchte, die unter Linken immer noch verbreitete Annahme, neue Technologien in richtigen Händen seien gut, verkennt die Tücken der Elektronik. Bei der Pressekonferenz zum 25. Jahrestag der VG Wort hörte ich erstaunt, wie Verleger unter Berufung auf die Bedrohung der Autorenrechte die Öffentlichkeit alarmierten: die technologische Entwicklung würde die Verlegerei überflüssig machen, wenn nicht eine Anpassung an diese Entwicklung durch eine Urheberrechtsnovellierung erfolge. Die Verleger schlagen also Alarm...

Ferlemann: ... interessant dabei ist ja, daß die Verleger erst dann reagieren, wenn die Sache derartige Größenordnungen annimmt, daß es auch sie trifft. Solange es die Schreibenden getroffen hat, war ihnen das schnuppe.

Hitzer: Gleich wie immer, sie sagen jetzt, daß „Autoren jeder Couleur unter die

Räder kommen, wenn nichts geschieht“. Davon seien dann in erster Linie die Printmedien betroffen und alle, die davon leben...

Ferlemann: ... natürlich...

Hitzer: ... vor allem diejenigen, die Inhalte liefern, also alle, die Geschichten schreiben oder Vorlagen für Filme u. ä. verfassen. Mit anderen Worten: es gibt nunmehr Mittel, die räumlich und zeitlich unbegrenzt vervielfältigen, so daß dabei diejenigen, die das machen, was man vervielfältigt, nicht mehr existieren können. Das Resultat: endlose Wiederholungen und Langeweile.

Ferlemann: Das ist genau die Entwicklung, die sich daraus ergibt. Frappierend bleibt, daß es erst dann klickt, wenn es an die Kapitalinteressen geht. Solange es die Schreibenden betraf, war es unwichtig, der VS hat auf das Problem viel früher hingewiesen. Wir haben noch früher darauf hingewiesen, weil wir den Verlust der Arbeitsplätze in den Druckereien feststellen mußten; der fing mit der Rotaprint an, da noch niemand darauf achtete, wo in Industriebetrieben, in Banken und Verwaltungen das Formularzeug selbst gedruckt wurde. Das war die erste Stufe – vor zwanzig Jahren. Jetzt nimm die nächste Stufe hinzu! Es geht nicht nur um das mögliche Vervielfältigen. Bei der allgemeinen Zugänglichkeit von Instrumenten zur Medienverbreitung ist man dann nicht mehr aufs Kopieren angewiesen, also auf die Reprographie, er kann das unmittelbar senden – über den Bildschirm. Wenn ich dann noch auf das japanische Modell gehe und liefere dem Kunden den Drucker ans Bildschirmgerät für den Textausdruck, dann liefere ich ihm das Manuskript ins Haus, in die Wohnung. Und niemand kontrolliert den Weg, weil ja das Bestreben da ist, die Netzträgerschaft wegzugeben, zu privatisieren und dann sind wir ganz offen.

Hitzer: Im Grund kann dann jemand, der das Kapital und die Macht dazu hat, es so zu verbreiten, gedruckte Informationen, auch Geschichten und ähnliches, nach Abruf über die Bildschirm-Druck-Geräte abrufen, vielleicht in einer gefälligen Form mit Computer-Grafik. Man braucht also den ganzen Umweg über Setzeien und Druckereien nicht mehr. Also: ich bestelle mir die Geschichte, einen Roman, ein Gedicht, die Angaben des Reisebüros, der Bank und Versicherung, des Versandhauses usw. Das Buch brauche ich nicht mehr zu kaufen. Ich bestelle mir das alles über Bildschirm-Ausdruck.

Ferlemann: Ich zahle nur noch die Btx-Zeiten, die ich dafür benötige und krieg das Ding zum Lesen. Damit sind wir dann beide draußen – die Urheber und die Drucker. Das ist wieder eines der Beispiele, warum wir verdammt zusammenarbeiten müssen.

Hitzer: Du bist ja nun, Kollege Ferlemann, mit den anderen Kolleginnen und Kollegen, die in Nürnberg gewählt wurden, inzwischen mit so viel Problemen eingedeckt worden, daß es mir schwerfällt, zum wiederholten Mal zu gratulieren. Wir müssen aber irgendwie gemeinsam den Karren weiterziehen.

Ferlemann: So ist das.

Hitzer: Das Stichwort also: VS. Mit einer neuen Kampagne gegen Bernt Engelmann wurde zum xten Mal der VS angegriffen. Dieses Mal sehe ich darin einen sehr ernstzunehmenden Angriff, auch wenn die Mittel und Themen nicht neu sind. Er fällt zusammen mit dem 13. Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier. Ist das ein Zufall?

Ferlemann: Nein. Ich hab es mir lange abgewöhnt, im Zusammenleben von

Menschen an Zufälle zu glauben, die gibt es in keiner Gesellschaftsordnung, in unserer schon erst recht nicht. Hier läuft im Grunde genommen eine geplante Reaktion der Abwehr. Zunächst einmal baut man den alten Buhmann auf, nicht in Richtung VS allein, sondern auch in Richtung IG Druck und Papier – Systemveränderer, Umstürzler, Kommunisten, Bolschewisten und wie das dann so weitergeht. Dann kommt „Engelmann und die DKP-Clique“, man versucht da also, dem unbedarften Menschen in unserer Republik einzureden, daß ganz ganz böse, von Moskau bezahlte Unterwanderer am Werk sind, um hier das System zu verändern. Was tatsächlich dahintersteht, sind eindeutige, knochenharte Kapitalinteressen. All das, was wir bereits durchgesprochen haben – die Entwicklung der Medienpolitik und der Zugriff auf Medien, die bestehenden und die künftigen –, hängt damit unmittelbar zusammen. Das heißt, man will verhindern, daß die IG Druck und Papier, als Kern dieser neuen Gewerkschaft weiterkommt – das liegt einfach an der Zahl und auch daran, daß die IG Druck und Papier immer ein bißchen aktiver und kampfkraftiger war als andere. Das ist die gute alte Tradition der Drucker und Setzer, die viel früher als andere lesen konnten, was läuft, also früher als andere Informationen zu lesen bekamen, auch solche, die andere nie zu lesen kriegten. Die Kapitaleseite fürchtet das sehr. Sie hat große Furcht davor, daß aus dieser IG Druck und Papier eine starke Mediengewerkschaft hervorgeht. Manche haben das dumm oder weniger klug zum Ausdruck gebracht, welche politische Macht eine Mediengewerkschaft darstellen kann – nicht wir, sondern Unternehmer haben das so deutlich gesagt. Nun suchen sie natürlich nach Mitteln und Wegen, um das zu verhindern. Nach dem eindeutigen Beschluß unseres Gewerkschaftstages, auch mit der befristeten Zielsetzung der Mediengewerkschaft – da sind ja nicht nur Pläne gutgeheißen, sondern auch Daten, das Jahr 85, gesetzt worden, bis wann die Sache anlaufen muß –, war es höchste Zeit, dagegen zu operieren. Der Angriffspunkt liegt nicht bei der RFFU, jedenfalls nicht beim jetzigen Vorstand; er liegt auch nicht bei der IG Druck und Papier. Man muß also die schwächsten Glieder der neuen Kombination raussuchen. Und dabei steht – das ist kein Trost – der VS nicht allein. Es gibt auch einen anderen Vorgang, der vorgelaufen ist. Der Prozeß der Bühnengenossenschaft und der DOV, der Deutschen Orchestervereinigung, gegen den Beschluß des Gewerkschaftstages Kunst in München kommt nicht aus dem blauen Himmel. Hier versuchte man, den Beschluß, die Gewerkschaft Kunst in eine Mitgliedergewerkschaft umzuwandeln, zu torpedieren. Man weiß ja: Ist dieser Schritt vollzogen, wäre das Zusammenführen von zwei Mitgliedergewerkschaften relativ einfach. Dieser Prozeß läuft ja noch, er läuft mit einer bewundernswerten Dickfelligkeit. Denn die gleichen Kollegen, die gegen eine Mitgliedergewerkschaft geklagt haben, sitzen nach wie vor im Bundesausschuß des DGB, als ob nichts gewesen wäre. Die wollen auch die Position „Gewerkschaft Kunst“ für sich im DGB behalten, deshalb wollten sie den Zusammenschluß verhindern und tun das jetzt mit Hilfe einer Klage vor Gericht. Das war der erste Vorgang. Der zweite Punkt ist diese miese – ich sage das ganz betont – diese miese Kampagne gegen Bernt Engelmann, von der man ziemlich genau feststellen kann, woher sie kommt: Sie kommt aus einer Richtung – und ich sage das als Vorsitzender unserer Organisation –, die wir nie mitvollziehen werden. Sie kommt aus einer Richtung, die nicht das will, was Bernt Engelmann getan hat – und das ist das Böartige daran, das zu verschweigen oder

zu übersehen –, nämlich humanitäre Hilfe aufgrund seiner Beziehungen zu den Ostblock-Gewerkschaften zu leisten und schreibenden Kollegen, die drüben in die Bredouille gekommen sind, zu helfen und den einzelnen rauszuholen. Darum geht es denen ja nicht. Dieser Gruppe, die gegen Bernt Engelmann schießt – und damit auch gegen VS und IG Druck und Papier –, geht es um etwas anderes. Sie hätte den VS am liebsten für eine politische Aufgabe, nämlich mit den Schriftstellern in den Ostblockstaaten so eine fünfte Kolonne aufzubauen. Sie will nicht die humanitäre Hilfe für den einzelnen, sondern sie will den Widerstand gegen das Regime. Das ist natürlich eine Geschichte, für die sich die IG Druck und Papier nicht hergeben wird. Wir machen Innenpolitik, wir machen Sozialpolitik, wir machen internationale Politik im Rahmen unserer Internationale, aber wir machen weder Untergrundarbeit noch Wühlarbeit noch sonst was, weder in der DDR noch in Polen noch in der Tschechoslowakei oder sonstwo. Was wir tun und was meine Unterstützung voll trägt, ist das, was Bernt Engelmann getan hat: In einzelnen Fällen helfen. Und da gibt es eine ganze Menge von Leuten, die sich bei ihm bedanken können – dafür hat er Belege. Das Verrückte dabei ist, daß man aus einem extrem antikommunistischen Ansatz heraus Politik macht und uns gleichzeitig unterschieben will, der VS würde von Kommunisten kaputtgemacht. Das ist so die berühmte Methode Haltet-den-Dieb. Ich halte das für schäbig und für dumm. Ich betone das: das ist dumm. Für schäbig halte ich es, weil die Ziele, unter denen Kolleginnen und Kollegen der schreibenden Zunft angetreten sind, den VS in der IG Druck und Papier zu integrieren, ganz andere waren. Da waren diejenigen, die es nicht nötig hatten und dennoch für die vielen eintraten. Vielleicht sind es zwanzig Prozent, die die Gewerkschaft nicht nötig haben, aber die achtzig Prozent haben nicht nur die Gewerkschaft nötig, sondern sie haben auch die Namen derer nötig, die oben sind. Das war doch das Großartige, unter dem der VS angetreten ist. Mich erschüttert es – ja ich halte es für schlimm –, daß manche, die mit diesem großartigen Ziel angetreten sind, das Ziel nicht mehr sehen oder nicht mehr sehen wollen, weil sie alles tun, um . . . ja was eigentlich tun sie? Das ist mir nicht klar. Was wollen sie? Den VS ganz kaputtmachen? Den VS aus der IG Druck und Papier herausbrechen? Oder die Gründung einer Mediengewerkschaft verhindern? Nehme ich das große Ziel – die Mediengewerkschaft – und gehe davon aus, welche Richtungen an deren Verhinderung interessiert sind, ist mir das klar: da ist der Prozeß gegen die Entscheidung der Gewerkschaft Kunst, dann der Angriff auf Bernt Engelmann und der erzwungene Rücktritt des VS-Vorstands bis zum gegenwärtigen Zustand, sodann als Drittes das Abbrechen der Landesverbände des DJV von ihrem Grundsatzbeschluß für die Mediengewerkschaft. Dieser Beschluß bedeutete Verhandlungen in Richtung Mediengewerkschaft mit Überführung des Deutschen Journalistenverbands in die neue Organisation. Es gab dafür eine eindeutige Mehrheit der Landesverbände, die als eingetragene Verbände nahezu autonom sind, der Bundesvorstand des DJV kann zwar Politik machen, aber wenn die Landesvorstände nicht mitmachen, ist das unmöglich. Man wußte sehr genau, daß man den jetzigen Bundesvorstand des DJV von seinem Weg nicht abbringen kann, man versucht ihm deshalb die Basis zu entziehen. Es gab einige Landesverbände, von denen man von Hause aus wußte, daß sie nicht mitkommen – zum Beispiel der Berliner . . .

Hitzer: . . . beim VS kommt die Kampagne auch aus Berlin . . .

Ferlemann: ... eben, vielleicht führt das auf den Ursprung zurück. Jetzt brechen aber Landesverbände des DJV aus, die fest in Richtung Mediengewerkschaft tendiert haben. Man nimmt als Aufhänger unseren Nürnberger Gewerkschaftstag, unsere Beschlüsse, die in der Öffentlichkeit bewußt fehlinterpretiert und entstellt worden sind. Diese Entstellungen nehmen die Landesverbände des DJV auf und sagen: in diese Mediengewerkschaft wollen wir nicht, die IG Druck und Papier sagt, wir ändern die Eigentumsverhältnisse, wir machen unbegrenzten Flächenstreik und einen großen politischen Streik, den Generalstreik. Dabei wissen sie überhaupt nicht, was ein Generalstreik ist, denn die IG Druck und Papier kann keinen Generalstreik machen, aber von Geschichte haben die wohl keine Ahnung, aber es kommt an. Es fügt sich wie eine Kette ineinander. Summiert man alles und führt es auf den Hauptpunkt zurück, sind es Versuche, die Mediengewerkschaft zu verhindern. An den Kern kommt man nicht ran, weder an die RFFU noch an uns, also bricht man die Schwachpunkte auf. Dazu muß man natürlich erst mal den großen Knatsch im VS anfangen, um andere abzuschrecken...

Hitzer: ... das hat große Ausstrahlungskraft, man kann bekannte Namen einbringen: Günter Grass, Siegfried Lenz, Heinrich Böll und das auf verwirrend angelegten Listen zur Vervielfältigung...

Ferlemann: ... natürlich, wenn all die klugen Köpfe dagegen sind, dann muß doch etwas faul an der Sache sein bis hin zu der Idee, die da in der Friedrichstraße beim Hauptvorstand der drupa ausgedacht wurde, so versucht man das zu drehen. Wir haben versucht, in der Öffentlichkeit die Entstellungen zu korrigieren, aber wir haben zu wenig Möglichkeiten dafür, im Gegensatz zu denen, die eine Mediengewerkschaft verhindern wollen. Was nützt mich da eine Report-Sendung von zehn Minuten Sendezeit, wenn die anderen aus allen Medien knallen und draufhauen. Man kann das noch so oft richtigstellen, noch so oft klarmachen, was unsere Beschlüsse des letzten Gewerkschaftstages aussagen, die Verbreitung wird blockiert. Wenn wir mit einzelnen darüber reden, dann hören wir oft Erstaunen: *'Ach so ist das beschlossen worden!'* Ja, da wird es sinnvoll, zum Beispiel die Veränderung der Eigentumsverhältnisse in der Presse. Eine Reihe von Journalisten meinten: *'Ihr wollt ja unsere Zeitung und unseren Verleger enteignen oder das ganze verstaatlichen.'* Veränderung der Eigentumsverhältnisse bedeutet ja nicht Verstaatlichung. Ich würd einen Teufel tun, ausgerechnet in dieser Republik noch die Presse verstaatlichen! Da hätt ich ja noch weniger Chancen, überhaupt etwas zu erreichen. Wir haben aber ein Prinzip in der Bundesrepublik Deutschland, und daran hält die IG Druck und Papier fest. Das ist die öffentlich-rechtliche Gestaltung der elektronischen Medien, also Rundfunk und Fernsehen und darüber hinaus; da ist dann die privatrechtliche Struktur der Presse, wobei privatrechtliche Struktur auch eine Genossenschaft meinen kann. Wenn diese privatwirtschaftliche Presse Wert darauf legt, privatwirtschaftlich organisiert und strukturiert zu bleiben, dann sollen sie die Finger von den elektronischen Medien lassen! Sobald sie da einsteigt, tangiert sie unser Grundprinzip der öffentlich-rechtlichen Gestaltung dieser Medien. Daraus resultiert unser Antrag in Nürnberg, daraus auch unsere Überlegung, wie sieht das denn aus, wenn die Burschen den gesamten elektronischen Medienbereich übernehmen. Dann ist das alte Prinzip auf kaltem Weg ausgehebelt. Deshalb sagten wir, Freunde, das wäre der Schuß vor den Bug.

Wenn ihr euch in die Besitzverhältnisse der elektronischen Medien wagt, dann müssen wir die Besitzverhältnisse in der Presse in Frage stellen. Nicht wir stellen sie in Frage, sondern die Verleger selbst. Dem stimmen die meisten zu, aber sie erfahren nichts von diesem Zusammenhang, es wird nicht verbreitet, sondern verschwindet auf dem üblichen Weg über den Chef vom Dienst oder den Chefredakteur. Das ist unser Problem: wir haben gute Argumente und Gründe für die Beschlüsse, doch an die Leute kommen wir letztlich nur über die eigenen Kommunikationsmittel. Da haben es die anderen leichter.

Hitzer: Mit anderen Worten war die Kampagne gegen den VS nichts anderes als die Methode – man schlägt den Sack und meint den Esel.

Ferlemann: Der Esel ist die IG Druck und Papier, aber wir lassen uns nicht so einfach zum Esel machen.

Hitzer: Aber der Sack ist ziemlich zerfleddert, zumindest oben. Denn klar war doch, daß alle VS-Landesverbände – mit Ausnahme eines kurzfristig neu gewählten Westberliner Verbands – den Rücktritt nicht haben wollten. Sie kamen nach Stuttgart und wurden am 22. November 1983 vor vollendete Tatsachen gestellt. Nun stehen vorgezogene Neuwahlen bevor, die durch nichts anderes erzwungen worden sind als durch eine gezielte Kampagne von außen und mit Hilfe einiger Leute, deren Namen und persönliche Motive durch nichts anderes verbreitet wurden als durch Manipulationen einer Minderheit um Hannes Schwenger. Bedenklich an der Sache ist doch die Beteiligung von Verantwortlichen der Gewerkschaft Kunst. Wie kommt es dazu, daß DGB-Funktionäre am selben Strang ziehen wie die Verlegergruppen? Es ist nicht unbekannt, daß ein bezahlter Funktionär der Gewerkschaft Kunst, Hannes Schwenger, nicht nur dieses Mal das Büro seiner Organisation zum Sturz von Engelmann nutzte, er wollte schon 1972 den Beitritt des VS in die IG Druck und Papier verhindern, beim Hamburger Schriftstellerkongreß.

Ferlemann: Das ist bekannt. Ich kenne allerdings die internen Verbindungen von Hannes Schwenger zur DOV und zur Bühnengenossenschaft nicht. Ich weiß auch nicht, ob solche Zusammenhänge existieren. Aber man hat offensichtlich hier parallel laufende Interessen genutzt. Ich gehe nach wie vor davon aus, daß die Deutsche Orchestervereinigung und die Bühnengenossenschaft unter der Voraussetzung, als Gewerkschaft Kunst weiterexistieren zu können, sich die Option offenhält, 18. Gewerkschaft im DGB zu werden. Das ist das vordergründige Interesse dieser beiden Bereiche, die fast zu personifizieren sind. Das ist nicht die Interessenlage des 3. Streichers im Orchester des Opernhauses in Stuttgart, sondern der beiden Leute, die an der Spitze dieser Verbände stehen. Offensichtlich nutzt man jedoch diese Intentionen, um das ganze zu hintertreiben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Gewerkschaftsvorsitzende, wenn sie sich als solche betrachten, gegen den Beschluß der eigenen Gewerkschaft einen Prozeß anstrengen – aus eigenem Antrieb anstrengen. Das kann ich mir nicht vorstellen. Da könnte eine Verbindung bestehen. Bei den beiden würde ich das noch mit einiger Plausibilität erfassen, die sind finanzstark genug, da ja all die schwachen Verbände mit in die Mediengewerkschaft ziehen. Wenn also alle anderen weg sind und die beiden finanzstark genug bleiben, um ihr Monopol zu halten, da ist ein gewisses persönliches Interesse dabei. Ich verstehe aber nicht mehr das Interesse von einigen DJV-Landesverbänden und ich verstehe auch nicht mehr das persönliche Interesse von

einigen Leuten aus dem VS. Ich kann da den Grund nicht sehen. Wer für sich in Anspruch nimmt, geistig schaffend zu sein, muß die Zusammenhänge so erkennen, daß er weiß, wie unmittelbar die Sache gegen die Mediengewerkschaft gerichtet ist. In der Situation, wo sich beide so aufeinanderzubewegen, 1985 die Dachorganisation zu bilden, ist das doch klar.

Hitzer: Ich fürchte, die meisten verwechselten wie so häufig den Anlaß mit den Gründen und den Zielsetzungen der Kampagne. Personen, die sich aus vordergründigen Vorgängen zum Protestieren bewegen lassen, werden leicht als Figuren benutzt und mißbraucht. Da läßt sich eine Empörung relativ schnell organisieren durch geschickte Souffleure, die angeblich die wirklichen Hintergründe einflüstern. Hinzu kommt die Verführbarkeit durch die Trichter der Medien. Da ruft dann die Redaktion X an und fragt: Was sagen Sie denn zu den Äußerungen Bernt Engelmanns über Manès Sperber? Und schon kommt die Antwort nur aufgrund der Zeitungslektüre, die weder Engelmann noch Sperber vollständig erfaßt, weil beide nur in tendenziell vorgefertigten Auszügen zitiert werden. Natürlich gibt es schließlich den Medienreflex nach Pawlow: man antwortet so, wie es das Medium von einem erwartet. Das artet zu einem Telespiel mit Literaten aus: Man drückt auf die Knöpfchen und schon rollen die Köpfchen.

Ferlemann: Ich kann das nur bestätigen, obwohl ich bisher mit dem VS wenig zu tun habe; das liegt beim Vorsitzenden. Nun kam ich zu der betreffenden Sitzung des Bundesvorstands und hatte gleich die Bewährungsprobe zu bestehen. Da bestand eine Gefahr – darauf spekulierte auch die Gruppe, die den Rücktritt forderte –, daß der Bundesvorstand zerfasert. Das war in Ansätzen schon erreicht. Die erste Rücktrittsmeldung war schon über den Ticker, es war leicht zu sehen, daß die anderen mehr oder weniger ihre fertigen Statements in der Tasche hatten und sich dann auch einzeln geäußert hätten. Das schien mir die Spekulation der Gegengruppe zu sein, den Vorstand dazu zu bringen, nach allen Seiten auseinanderzulaufen wie die Hühner, wenn der Fuchs in den Stall kommt. Den ganzen Vormittag hatte ich es darauf angelegt zu helfen: Freunde, da gibt es dann nur eines, nämlich geschlossen zurückzutreten. Ich kann nämlich nur dann, wenn der Vorstand geschlossen zurücktritt, den Vorstand mit der kommissarischen Weiterführung der Geschäfte bis zur Neuwahl beauftragen. Ich kann keinen auseinandergefahrenen Vorstand beauftragen. Vor allen Dingen beharrte ich darauf: Ihr müßt endlich zeigen, daß ihr politisch so weit denken könnt und eine Antwort auf solche hintertriebenen Geschichten nur eine solidarische Maßnahme sein kann. Die beste Antwort auf so etwas ist solidarisches Verhalten, das konnte in diesem Fall nur geschehen, wenn man gemeinsam zurücktritt.

Wer mit den Medien umgeht, der weiß, eine Nachricht, die nicht vor 14 Uhr über den Ticker geht, ist keine Nachricht mehr. Wir mußten also den Beschluß bis 14 Uhr haben, da konnte man nicht auf die Landesvorsitzenden warten. Es war also mühsam, den Landesvorsitzenden zu erklären, warum sie nach Stuttgart gekommen waren, nachdem der Vorstand zurückgetreten war – das sollte ja diskutiert werden. Das ist dann von allen richtig begriffen worden. Ich habe auch das Gefühl, die anderen haben es begriffen, zumindest nach außen hin. Da vergeß ich natürlich Wolfgang Ignée, der sein Brot beim Feuilleton der *Stuttgarter Zeitung* damit verdient, daß er dauernd über den VS herfällt, aber sonst ist es zunächst wesentlich ruhiger geworden ...

Hitzer: ... Robert Bosch würde aus dem Grab aufstehen, wüßte er, was Ignée mit seinem Geld macht ...

Ferlemann: ... das denke ich auch manchmal, ein Glück, daß Bosch das nicht mehr zu lesen braucht. Aber jetzt geht es um die schwierige Aufgabe, die gelöst werden muß – deshalb ist auch die Bundesdelegiertenkonferenz vorgezogen, damit das schnell gelöst wird: Wir brauchen einen Vorstand, der arbeiten kann, und wir brauchen einen Vorstand, dessen Integrationsfähigkeit darin besteht, daß ihn die anderen nicht wegen bestimmter Dinge anschießen können. Zumindest für die Übergangszeit, sonst haben wir es als IG Druck und Papier auf dem Weg zur Mediengewerkschaft verdammt schwer. Das habe ich in aller Deutlichkeit dem Bundesvorstand und den Landesvorsitzenden gesagt; ich werde das auch bei der Bundesdelegiertenkonferenz in Saarbrücken unterstreichen. Da muß ich ihnen auch mal deutlich sagen – und ich bin da nicht aufs Schönreden eingestellt –, bislang hat der VS von der Solidarität unserer Kollegen in den Betrieben weitgehend mitgelebt. Ich gehe mal von der Tatsache aus, die ganzen Rechtsschutzfälle tauchen ja nicht für Grass und Böll auf, sondern dort, wo die VS-Kollegen ohnehin in einer miesen Situation sind, von den Verlegern wie die Hühner ausgenommen werden und sich ohne Schutz nicht zu wehren wissen. Wenn ich das alles zusammenrechne, dann kommt allerhand zusammen. Immerhin zahlt unsere Kollegin Hilfsarbeiterin von ihrem kargen Lohn monatlich mindestens DM 24,-; wir wissen natürlich, daß die VS-Kolleginnen und Kollegen in einer sehr schlechten Situation sind und deshalb die Solidarität aller brauchen, auch zur Finanzierung ihrer Rechtsschutzfälle. Andererseits muß der VS sehen, daß solche Kampagnen die Solidarität der Kollegen in den Betrieben verdammt strapazieren. Wir stehen in zwei ganz großen Auseinandersetzungen, das scheinen mir manche Leute immer wieder zu vergessen. Wir stehen in der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche und wir stehen in der Auseinandersetzung um die Mediengewerkschaft. Das müßte eigentlich jedes VS-Mitglied begreifen. Wenn die IG Druck und Papier in der Frage der 35-Stunden-Woche auf die Schnauze fällt, dann sind wir politisch für das nächste Jahrzehnt weg vom Fenster. Und wenn diese Organisation weg vom Fenster ist, dann stehen die Schriftsteller allein in der Landschaft, denn sie allein können keinen starken Verband gründen, der dann auch politisch eine Rolle spielt. Das haben sie ja mehrfach bewiesen, wie schön sie sich auseinanderdividieren können, aber nicht zu einer geschlossenen Aktionseinheit kommen. Die Frage nach der 35-Stunden-Woche ist nicht nur eine Frage nach der Arbeitszeitverkürzung, sondern das ist eine eminent politische Frage. Auch das müßten die Schriftsteller erkennen. Deshalb brauchen wir den Schulterschuß und eine vernünftige Arbeit im VS – im Hinblick auf die Mediengewerkschaft. Denn schaffen wir nicht die Mediengewerkschaft, dann können wir gleich ins Getto gehen. Denn da kommt etwas auf uns zu, das wir nur in einem größeren Verband – in der Mediengewerkschaft – überhaupt noch beeinflussen können. Wie die Unternehmer sagen: die Mediengewerkschaft wird eine politische Kraft, die nicht zu übersehen ist. Die Unternehmer wissen es, wenn's unsere eigenen Kolleginnen und Kollegen wüßten, wären wir ein ganzes Stück weiter.

Hitzer: Beim Stuttgarter VS-Kongreß formulierte Martin Walser in seinem Referat den Grundgedanken der Mediengewerkschaft mit seinem Vortrag über die IG Kultur. Sofort spielte sich hinter den Kulissen ein Kampf darum ab, ob der VS den

Weg dorthin mit der IG Druck und Papier gehen würde. Die treibende Kraft dagegen war schon damals im VS Hannes Schwenger, der jetzt mit Hilfe von Günter Grass den VS-Bundesvorstand bis zur Handlungsunfähigkeit weichgekriegt hat. Jahrelang drängte der VS, von Kongreß zu Kongreß, von Delegiertenversammlung zu Delegiertenversammlung zur Mediengewerkschaft – wieder war es Hannes Schwenger, dem die drupa nicht schnell genug handelte. Jetzt stellt die IG Druck und Papier die Weichen zu praktischen Schritten – und Hannes Schwenger organisiert mit Grass die Kampagne, daß der Verband fast auseinanderfliegt. Es ist fast ein Treppenwitz der Geschichte. Jetzt, da sich die Arbeiterbewegung im eigenen Land mit dem Rücken zur Wand befindet und anfängt, daraus Konsequenzen zu ziehen, wo es also nicht mehr romantisch ist, den Sozialismus möglichst weit weg zu verklären und die Arbeiterklasse des eigenen Landes abzuschreiben oder in abstrakten Begriffen zu beschwören, wo es also ernst wird und auf die Solidarität der künstlerischen Intelligenz ankommt, da gelingt es einem Hannes Schwenger und seinem neuen Verbündeten Günter Grass, mit Hilfe bestimmter Medien den VS in solche Bedrängnis zu bringen. Was ist übrigens der Grund für deine intensive Beschäftigung und große Kenntnis auf dem medienpolitischen Gebiet?

Ferlemann: Ich komme aus dem Bereich, der zuallererst von der Elektronik heimgesucht wurde. Ich bin Farbbätzer, komme aus der Reproduktion. Ich habe ja noch nach guter alter konventioneller Methode gelernt. Da hatte ich schon eine erste Ausbildung hinter mir als Exportkaufmann, da hatte ich auch meine erste Arbeitslosigkeit hinter mir, deshalb verstehe ich auch das aus eigener Erfahrung. Ich fing also mit 20 die zweite Ausbildung an. Der Meister sagte mir: du hast einen Beruf gewählt, den kann dir nie jemand wegnehmen, dazu gehört mehr, als man je erfassen und messen kann, dazu gehören Farbsinn und Tonwertgefühl, das sind alles Dinge, die man nicht messen und ersetzen kann. Ich hab dann meinen Beruf in der konventionellen Art ausgeübt – acht Jahre lang. In mehreren Repro-Anstalten, ich bin auch vier Jahre in der Schweiz gewesen, in Süddeutschland, in Westdeutschland – in Köln fing es dann an. Wir waren 14 Farbbätzer, für eine Repro-Anstalt eine Riesenbesetzung. Ich wurde gefragt, ob ich bereit wäre, in ein ganz neues Verfahren einzusteigen, natürlich war ich bereit dazu, ich wollte immer etwas dazulernen, deshalb war ich auch ins Ausland gegangen. Stillhocken war nichts für mich. Fahren Sie nach Kiel, sagte man mir, machen Sie einen vierzehntägigen Lehrgang bei Dr. Ing. Rudolf Hell, damals noch relativ unbekannt, heute der große Renner mit Satzherstellung, Elektronik usw. Da hab ich an dem ersten Scanner gearbeitet. Heut lacht man darüber, der steht auch schon im Gutenberg-Museum. Jedenfalls war das meine erste Begegnung mit der Elektronik. Daraufhin habe ich mich intensiv damit beschäftigt, eigentlich aus dem Antrieb heraus, was kann da alles noch werden. Neben meinem Job her hab ich angefangen, diesen ganzen Bereich unter die Lupe zu nehmen. Das Buch „Elektronik und Druckindustrie“ habe ich ja nicht als Hauptamtlicher geschrieben...

Hitzer: ... wie ein VS-Autor...

Ferlemann: ... genau: Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Das war mühsam, später hätte ich das wesentlich leichter gehabt bei der Beschaffung der Informationen und Quellen. Aber ich merkte, die Kollegen machten um den Scanner immer so einen großen Bogen herum, guckten nicht durch und fragten: Was ist denn das

für ein Apparat? Mein Gott, was ist da alles drin, an Röhren und Verdrahtungen! Das war der Anlaß, und ich beschäftigte mich seit der Zeit intensiv damit. Diese Beschäftigung habe ich nie aufgegeben. Ich dachte mir, wenn es uns nicht gelingt, unsere Kollegen ebenso schnell zu informieren wie die Unternehmer von der Zulieferindustrie informiert werden – oder vielleicht gar noch etwas früher –, dann passiert das, was wir als erstes verhindern wollten. Das war auch der erste Trend der Zulieferer: so zu schocken und zu erschrecken, daß die Fachleute aus der Druckindustrie die Finger davon ließen und sie dann andere Leute rinstellten. Die alte These hieß: es ist leichter, einem Elektroniker das bißchen Drucktechnik beizubringen als einem Drucker die Elektronik. Das war der erste Ansatz, die festgefügte Struktur in der Druckindustrie aufzubrechen. Da gingen wir immer noch von einem Organisationsverhältnis von 90 Prozent zugunsten der Technik aus. Ich sagte mir, das kriegen wir nur weg, wenn wir unsere Kollegen informieren, daß sie das genauso gut oder noch besser als andere können. Da mußte man mühsam unten anfangen und nicht mit großen Begriffen! Das hab ich dann auch als Abteilungsleiter des Hauptvorstands unserer Gewerkschaft auf vielen Vortragsreisen getan. Die Abteilung hieß damals noch ‚Wirtschaft und Technik‘, erst später wurde sie in Abteilung ‚Tarifpolitik‘ umbenannt.

Hitzer: Wieviel Jahre machst du diese Arbeit?

Ferlemann: Hauptamtlich bin ich fünfzehn Jahre in der Organisation, da habe ich bis 1976 diese Abteilung geleitet, bin dann, als Herbert Schwiedel starb, zum zweiten Vorsitzenden gewählt worden, jetzt in Nürnberg zum ersten. Das Knöchengeschäft kenn ich von der Pike auf.

Hitzer: Und aus welcher Gegend kommst du ursprünglich?

Ferlemann: Wuppertaler bin ich. Hannes Rau sagte auf dem SPD-Abend anläßlich des Gewerkschaftstages in Nürnberg: Alle großen Leute kommen aus Wuppertal – Engels, Rau und Ferlemann. Da hat er nur einen vergessen, den Heinz Kluncker, der kommt auch aus Wuppertal.

Im Ernst noch zu dieser Beschäftigung, weil mich jeder mit dem Buch „Druckindustrie und Elektronik“ identifiziert. Ich will noch erwähnen, daß auch das Werk über die Pressekonzentration meine Arbeit war, die erste Untersuchung über die Pressekonzentration dieser Art. Auch die *feder*-Serie über Pressegruppen in der Bundesrepublik Deutschland ist von mir geschrieben. Damals waren wir tarifpolitisch noch nicht so eingedeckt, da konnten wir solche Aufgaben leichter bewältigen.

Hitzer: Bei der Fülle der Information und Desinformation kommt doch auch das Problem der Annahme oder Verweigerung von Information. Müssen wir uns darüber nicht auch mehr Gedanken machen, vor allem die Frage bedenken, wie bringt man was zum richtigen Zeitpunkt. Das wäre doch auch eine Aufgabe schon bei der Vorbereitung der Mediengewerkschaft?

Ferlemann: Da hakt noch vieles. Leider sind manche auch viel zu sehr damit befaßt, sich ihre Position im Rahmen der Mediengewerkschaft festzunageln, als inhaltliche Schwerpunkte der Arbeit zu setzen.

Hitzer: Das ist doch der Kern – was wollen wir konkret mit der Mediengewerkschaft, was bringen wir ein? Manchmal ist die Illusion darüber verbreitet, als wäre das ein *Deus ex Machina*, der Gott aus der Maschine, die alles auf einmal löst, was einen drückt.

Ferlemann: Das ist wie mit dem Computer – er spuckt nur das aus, was wir ihm einfütern. Wir stehen vor einer Entwicklung, die wenigen kapitalkräftigen Gruppen und Konzernen in der Bundesrepublik die Möglichkeit gibt, die Medienlandschaft dieses Landes voll in den Griff zu kriegen und damit jeden einzelnen in dieser Republik voll in ihrem Sinn zu beeinflussen. Damit hätten wir politische Strukturen zu erwarten, die auf lange Zeit nicht Strukturen der Arbeitnehmer sein können. Da würde eindeutig die politische Struktur des Kapitals gefestigt. Und niemand hat die Möglichkeit, dagegen vorzugehen, weil man geschickter als je zuvor einzelne Gruppen gegeneinander ausspielen kann – die Rundfunkjournalisten gegen die Pressejournalisten, die Pressejournalisten gegen die Schriftsteller, die Schriftsteller, wie wir das gerade erleben, gegen diejenigen, die in der betrieblichen Praxis arbeiten, die Arbeitnehmer aus den Druckbetrieben wiederum gegen die Schriftsteller und gegen die Journalisten, die Journalisten, die in der Lage sind, die zwei R zu verwirklichen – Redaktion/Rotation – gegen die Kollegen im Betrieb, die Journalisten nehmen uns die Arbeit weg und wir sollen mit denen auch noch Mediengewerkschaft machen. Das geht doch nur, wenn Gruppen nebeneinander übereinander reden, statt miteinander in einer Organisation zu reden und gemeinsam zu überlegen, welche Gefahren auf uns alle zukommen. Diese Gefahren können wir nur verhindern, wenn wir an einem Tisch sitzen, unter Umständen nicht nur am Tisch sitzen, sondern auch im Arbeitskampf mal gemeinsam auf der Straße stehen. Man dividiert uns heillos auseinander, wenn es die Mediengewerkschaft nicht gibt. Dann können wir sagen: Feierabend, die Nachkriegsgeschichte der Gewerkschaften für den Medienbereich ist erst mal zu Ende. Das wollen wir verhindern. Und das werden wir mit aller Kraft verhindern, wenn wir auch manche mit sanftem Nachdruck auf den Weg bringen müssen.

Mit meinen 54 weiß ich schon jetzt, ich könnte mir nur sagen, jetzt zieh ich mich ein wenig ins Privatleben zurück, wenn ich wüßte, daß die Mediengewerkschaft funktioniert. Für mich ist das ein Ziel, ohne das zu erreichen ich nicht sagen könnte: Ich habe meine Aufgabe erfüllt, weil ich weiß, wie notwendig das ist.

Bernt Engelmann – Wer Anstöße gibt, muß Anstoß erregen

Hitzer: Du schreibst zur Zeit eine Biographie über Jacoby, der zwei Mal des Hochverrats angeklagt war.

Engelmann: Johann Jacoby, ja – geboren 1805, übrigens am 1. Mai, gestorben 1877. Er war, wie ich meine, einer der mutigsten Vorkämpfer einer freiheitlichen Demokratie, die es überhaupt in Deutschland gegeben hat. Ein Mann, der sich in Königsberg als Arzt einsetzte für die polnische Revolution – gegen den Strom der Zeit, dann anschließend im preußischen Verfassungskampf, den er eigentlich ausgelöst hat mit seinen vier Fragen. Die letzte Frage, „Was bleibt zu tun?“, beantwortete er: Das, was man sich bisher als Gunst erbeten, nunmehr als

erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen. Das gibt dir schon ungefähr einen Geschmack von dem, was ich meine.

Hitzer: Ist das eine gewisse Erholung von den Auseinandersetzungen?

Engelmann: Sehr. Ich habe auch bewußt ein Motto von Gustav Heinemann genommen, das sowohl auf Jacoby als auch auf meine Situation paßt: „Wer Freiheit als eine aufklärerische Aufgabe versteht, muß bereit sein, auch Widerspruch hervorzurufen. Wer Anstoß geben will, muß auch Anstoß erregen können... Aufklärung, Widerspruch und Anstoß sind miteinander verwandt und allesamt Kinder der Freiheit.“

Hitzer: Das hast du aber vorher nicht gewußt, genau so wenig wie wohl Jacoby, oder?

Engelmann: Oh, das will ich nicht sagen.

Hitzer: Das klingt aber wie bewußt provoziert?

Engelmann: Ich war mir immer darüber im klaren, daß es erhebliche Widerstände geben wird, bei dem, was wir gemacht haben. Das einzige, was für mich überraschend war, ist die Tatsache, daß Leute, die ich hochschätze, sich so haben ins Bockshorn jagen lassen, daß sie sich an einer Kampagne gegen den VS und mich beteiligt haben, was ich nie für möglich gehalten hätte.

Hitzer: Ja, warum das? Warum vor allem diese Heftigkeit? Im Herbst 82 war das noch vergleichsweise ein Sparring von Fliegengewichtlern, während der Herbst 83 schon Merkmale einer Menschenjagd zeigte. Woher kommt diese Bösartigkeit? Wie kamen die Leute dazu, sich an diesem oder jenem, meist fadenscheinigen Papier zu beteiligen? Die konnten doch sehen und lesen und hören, was da läuft. Liegt das an der Person oder an der Anstößigkeit, die Anstöße gibt? Wissen sie, was sie getan haben?

Engelmann: Ich denke, die meisten wurden sich erst dann darüber im klaren, nachdem wir geschlossen zurückgetreten sind. Da haben sie plötzlich gemerkt, was da so gelaufen ist. Seitdem merke ich auch an der Post, die ich erhalte, daß einige angefangen haben nachzudenken.

Hitzer: Ich begreife immer noch nicht die offensichtliche Irrationalität, den Haß, der Engelmann als Person entgegengebracht wurde. Ich will nun nicht die Person nach den Gründen der Personalisierung fragend in Verlegenheit bringen. Wir kennen ja eine gängige politische Hinterlist: um ein politisches Ziel möglichst lange zu verbergen und zu verschleiern, nennt man etwas ganz anders als was gemeint ist. Das Publikum soll seinen Blick auf ein anderes Ziel richten als auf das, was getroffen werden soll. Hinsichtlich des VS ist das ein nunmehr schon altes Spiel: die „Krise“ gibt es seit 72, als wir in die IG Druck und Papier eingetreten sind. Durch all die Jahre – bis hin zum Mainzer Kongreß – haben wir festgestellt, daß von dieser, uns aufgeredeten und eingeredeten Krise nicht die Rede sein konnte, denn wir wußten nur zu gut, daß unsere Probleme auf ganz anderen Gebieten lagen und liegen. Klar, dieses Mal wurde der Vorsitzende Engelmann angeschossen. Was ist jedoch dabei – im Unterschied zu den vorausgegangenen Jahren – der Grund für die Heftigkeit der Kampagne?

Engelmann: Nachdem der erste Angriff ins Leere gegangen war – denn wenn er auch dem Ansehen des VS Schaden zugefügt hat, so war er durch den Verlauf und die Ergebnisse des Mainzer Kongresses 1983 als gescheitert anzusehen –, wurde er von Hannes Schwenger wieder aufgenommen, wobei ich dazu sagen muß:

Schwenger ist sicher die treibende Kraft bei der ganzen Geschichte; ich weiß nicht, wer hinter ihm steht oder von Anfang an stand. Ich kann da nur mit Marx sagen: Ich weiß nicht, ob Sie ein Agent des Zaren sind, mein Herr, aber Sie verhalten sich so.

Hitzer: Der Zar ist tot, es lebe der Zar, an welchen hast du dabei gedacht?

Engelmann: An alle diejenigen, die sich mit Händen und Füßen gegen eine Mediengewerkschaft sträuben.

Hitzer: Also die Pressezaren.

Engelmann: Zum Beispiel. Es gibt aber auch Kräfte, die daran interessiert sind, die Friedensbewegung zu spalten. Und merkwürdigerweise ist dieser kleine Verband – der VS ist ja innerhalb der Gewerkschaftsbewegung wirklich nur ein Klacks – von ganz entscheidender Bedeutung: Einmal für die Mediengewerkschaft; denn wir sind die einzige Gruppe von „Künstlern“, die relativ lange Erfahrung in einer Industriegewerkschaft haben und infolgedessen auch als Publizisten dafür wirken können, andere davon zu überzeugen, wie wichtig es ist, sich in einer Mediengewerkschaft zusammenzuschließen. Wir bringen sowohl eine praktische Erfahrung mit als auch die Möglichkeiten, unsere Gedanken zu publizieren. Zum anderen haben wir für die Friedenspolitik eine nicht unwichtige Rolle gespielt, indem wir das unmittelbare Gespräch geführt haben: ohne Vorbedingungen, ohne Vorleistung, in aller Offenheit, so wie es – als Folge unseres Anstoßes mit dem Appell der Schriftsteller Europas an die Weltöffentlichkeit – dann in Berlin, in Den Haag, in Köln stattfand. Das sind die beiden entscheidenden Punkte, und da geht es nicht um die Person. Die Person ist, wie du sagtest, der Sack, der geschlagen wird. Den VS aus den Angeln zu heben, das ist systematisch und den ganzen Sommer 1983 hindurch, dann vor und während der Buchmesse, mit immer neuen Dingen versucht worden, ohne daß die bürgerliche Presse angebissen hätte. Ich könnte die „Dinge“ aufzählen, die in Umlauf gebracht wurden – der Hermlin-Brief, dann meine Antwort auf diesen Brief, ob ich das nun veröffentlicht oder nicht veröffentlicht habe. Dann wurde ein junger Mann angeschleppt, um den wir uns angeblich nicht gekümmert hatten – dabei war er wohl 24 Stunden zuvor eingereist und uns bis dahin vorenthalten worden. Der Mann hat mir eher leid getan, und ich fand das erbärmlich. Dann kam der Versuch mit Heinrich Böll, den wir angeblich im Regen haben stehen lassen, was dann schon von Günter Grass über die Sender verbreitet wurde. Alles griff nicht so recht. Aber plötzlich entdeckte Grass in einem unbestimmten Artikel das Mittel, die Gemüter wirklich zu erregen. Selbst intelligente Leute sind darauf hereingefallen. Die Methode, mit der das gemacht wurde, ist ganz interessant, weil sie zeigt, wie oberflächlich manche Leute urteilen, ohne sich beispielsweise die Mühe zu machen, den Originaltext des besagten Telegramms zu lesen, oder einmal anzurufen und zu fragen, ist das eigentlich wirklich so? Jeder, der mich und die anderen Mitglieder des Bundesvorstands kennt, muß doch wissen, daß wir uns schon überlegt haben, was wir tun, und uns nicht als Quislinge verhalten. Das Wort Quisling ist nebenbei auch ein interessantes Wort, wenn man bedenkt, was das wirklich war.

Hitzer: Wer hat denn das ins Gespräch gebracht?

Engelmann: Ich weiß nicht, ob der Ausdruck von Schwenger oder von Grass stammt und ob die beiden darüber einen urheberrechtlichen Streit miteinander

führen würden, jedenfalls wirkt es als Gemeinschaftsleistung. Die Telefonrundrufe hat Schwenger gemacht. Dabei gab er weitschweifige Kommentare und stellte am Schluß die harmlose Frage – ‚du forderst doch auch eine offene Diskussion über diese Frage, natürlich verbandsintern‘. Da gegen offene Diskussionen niemand ist, haben die Leute immer mit ‚Ja, Ja‘ geantwortet. ‚Dann darf ich also‘, so Schwenger, ‚dazuschreiben, du bist mit dieser Formulierung einverstanden.‘ Mich haben mehrere, die dem zustimmten, danach angerufen und mir gesagt, es täte ihnen inzwischen leid, sie hätten das gar nicht verstanden, in welchem Zusammenhang das stand, sie hätten nur gehört, da wollte jemand eine Diskussion anregen. *Hitzer:* Nochmal zum Sack und zum Esel. Erwin Ferlemann ist da sehr deutlich, wenn er die synchronen Vorgänge des Angriffs bei Namen nennt, wo es eben vor allem darum geht, den in Nürnberg beschlossenen Fahrplan zur Mediengewerkschaft bis 1985 zu verhindern. Ich schätze das seit langem ähnlich ein, das geht bereits auf die Grundfragen der Mediengewerkschaft vor unserem Beitritt zur IG Druck und Papier zurück. Eine Konstellation unterschiedlicher Kräfte will dasselbe und jede dieser Kräfte trägt zur weiteren Demoralisierung und Verwirrung bei. Ich bin immer noch nicht dahintergekommen, wo das Zentrum dieser Kräftekonstellation liegt.

Engelmann: Geographisch gesehen liegt es sicherlich in Westberlin.

Hitzer: Politisch meine ich das.

Engelmann: Politisch kommen mehrere Faktoren zusammen. Da ist erst einmal eine sogenannte linke Gruppe, wenn man das überhaupt so verstehen kann, die sich in einem scheinbar fortschrittlichen Sinn profilieren will, aber mit einem deutlich undifferenzierten antikommunistischen Kurs. Daher auch die Versuche, immer wieder zu behaupten, der VS sei kommunistisch gesteuert, die DKP hätte in den Landesverbänden und bei den Delegierten Schlüsselfunktionen. Der Gedanke der Einheitsgewerkschaft und die doch effektiv minimale Beteiligung – leider, kann ich nur sagen, wenn ich an einige Kolleginnen und Kollegen denke, die ganz gut mitarbeiten könnten, es aber leider nicht tun – kommt denen nicht in den Sinn. Der Antikommunismus als Absicherung einer linken Gruppe um Grass beispielsweise ist offenkundig, das gilt vor allem für die Friedensgespräche – sie wollen sich auch in anderer Richtung profilieren. Wenn wir – vereinfacht gesprochen – die Gruppe der Gegner einer Mediengewerkschaft, die mit dem undifferenzierten Antikommunismus operiert, zu denen hinzunehmen, die mich als politischen Publizisten abschießen und gleichzeitig den VS als Plattform für eine linke Politik kaputtmachen wollen, dann kommen da eben mehrere Faktoren zusammen. Nennen wir es einmal beim Namen: Springers *Welt* ist doch nicht ernsthaft an Hans Christoph Buch interessiert, wenn sie ihn als den neuen Vorsitzenden des VS propagiert – mit schönem Bild und viel Lob und das in großer Aufmachung. Sie kann doch damit nur ganz andere Ziele verfolgen! Einfacher hat das ein CDU-Stadtrat in einer Großstadt im Norden zu mir kürzlich gesagt: Wissen Sie, da hat nun meine Partei seit Jahren versucht, Sie abzuschießen, vergeblich – da machen das nun Ihre eigenen Kollegen, das kann einen wirklich freuen.

Hitzer: Bei dieser Konstellation verschiedener Kräfte und Strömungen, so leicht oder schwer es einem fällt, sie zu erkennen, will mir dennoch nicht in den Sinn, wie Günter Grass zum engsten Verbündeten von Hannes Schwenger wurde. Noch in Stuttgart, auch in Frankfurt – bei der heißen Debatte um die Resolution zum

Tod von Holger Meins – schleuderte Grass seine „mit zornigen Worten angeglühten Pfeile“ auf Schwenger, Karsunke, Buch und andere. In Stuttgart verbündete er sich mit allen zur Abwahl von Schwengers Vorsitzendem, dem liebenswerten und führungsunfähigen Bingel, gegen Ingeborg Drewitz, nur weil Schwenger zufällig Drewitz gegen Amery unterstützte. In Stuttgart warnte Günter Grass davor, so weiter zu machen wie bis dahin, indem er ausrief: „Zuviel Schwenger, zuwenig Literatur.“ Wie kommt nun dieser Grass zu jenem merkwürdigen Bündnis? Haben die zusammen flaschenweise Antikommunismus gesoffen? Oder sucht Grass ein Alibi, weil man ihn für sein Friedensengagement prügelt und er deshalb, sei es mit Schwenger, demonstrieren will, daß er mit Kommunisten überhaupt nichts zu tun hat? Reagiert so abgrenzungssüchtig wie Alfred Mechttersheimer, mit dem er in Heilbronn zusammen einen Aufruf unterzeichnete, der ebenso mutig wie mißverstehbar ist? Bringt er damit das *sacrificium intellectus* – das Opfer des Denkenden gegenüber den Herrschenden, wie einmal Alfred Andersch den Antikommunismus genannt hat (angesichts der „Heiligen Inquisition“ war das der Schwur, jeder Hexerei abhold zu sein) –, um ja nicht als Einäugiger verschrien und geopfert zu werden? So daß er jetzt sagt: Ich sitze wieder zwischen allen Stühlen! Seht, wie unabhängig ich doch bin!

Engelmann: Vielleicht hat Grass das Bedürfnis, ab und zu wie der Elefant in den Porzellanladen einzubrechen. Nur verwundert es mich, daß der Elefant nicht merkt, daß man ihn vor einen Karren gespannt hat. Der Karren richtet noch zusätzlich Schaden im Porzellanladen an.

Hitzer: Was ist der Karren?

Engelmann: In diesem speziellen Fall sind es diejenigen, die das Zustandekommen der Mediengewerkschaft verhindern wollen.

Hitzer: Mich hat sehr stutzig gemacht, was mir Heinrich Böll nach seiner Rede im Bayerischen Rundfunk gesagt hat, die er dort zum 25. Jahrestag der VG Wort am 8. Dezember 1983 hielt. Besorgt stellte er mir die Frage, warum die Kommunisten den VS kaputt machen wollten, indem sie dort alles an sich rissen? Jeder von uns weiß, daß Böll seit Anbeginn – auch jetzt in München – die Sache der Schriftsteller und ihres Verbands mit seinem ganzen Gewicht unterstützt, obwohl er das nicht nötig hätte. Wir alle wissen auch, daß er am aktiven Verbandsleben nicht teilnehmen kann. Er weiß also nicht aus unmittelbaren Erfahrungen, was sich dort abspielt, wer aktiv ist und wie bei uns das Prinzip der Einheitsgewerkschaft von der großen Mehrheit als selbstverständlich akzeptiert wird. Es muß ihm also jemand gesagt haben, was seine sorgenvolle Frage an mich beinhaltete. Ist das bei Siegfried Lenz und Günter Grass ähnlich? Wenn ja, wer ist dann dieser jemand? Da sind doch Souffleure am Werk, die sich öffentlich nicht zu erkennen geben.

Engelmann: Daran ist kein Zweifel. Alle, die ich gefragt habe, bestätigten mir direkt oder indirekt, daß diese Einflüsterungen per Telefon von Hannes Schwenger gekommen sind.

Hitzer: Heinrich Böll wird doch nicht dem Hannes Schwenger aufsitzen?!

Engelmann: Mit Böll wird Grass gesprochen haben, hinterher hat vielleicht Schwenger nur den Text verlesen, zu dem Böll sein Einverständnis geben sollte. Wie so etwas im einzelnen läuft, wer wem die Bälle zuspielt, das wissen am Ende wohl nicht einmal mehr die Beteiligten. Übrigens kommen hier noch andere ins Blickfeld: Johano Strasser, Unterzeichner der Papiere gegen uns, sitzt im Sekretariat

von Grass, er ist verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift *L80*, die von Heinrich Böll und Günter Grass herausgegeben wird; verlegt wird *L80* hinwiederum beim Bund-Verlag, dessen Chef Tomas Kosta ist. Der Phantasie zur Frage, wer alles mitmischte und das weiterhin tut, sind keine Grenzen gesetzt. Wir werden uns noch auf einiges gefaßt machen müssen.

Hitzer: Überblicken wir einige Einzelheiten der VS-Krise über einen längeren Zeitraum, so stoßen wir auf eine Gerüchteküche, in der verschiedene Köche verarbeiten und zubereiten, was von ziemlich einflußreichen Lieferanten und Interessenten kommt. Jenseits der Schwelle dieser Küche stehen die Bediensteten der Verbreitungsmannschaften mit ihren Mikrofonen und Telefonen, die das, was abgekocht wird, im ganzen Land verteilen. Das mag nur etwas Beiläufiges, Unauffälliges sein, jedenfalls findet es dann das gewünschte Echo. Wie kommt das in unserem Berufe zustande? Müssen diejenigen nicht dahinterkommen, was da mit ihren Namen angestellt wird, wenn diese einmal einen bestimmten Grad von Prominenz erlangt haben? Das bleibt dann doch immer das Spiel der Katz mit der Maus.

Engelmann: Ich glaube, da spielen eine ganze Menge Dinge eine Rolle, die mit Politik viel weniger zu tun haben als wir meinen. Da ist zunächst die Eitelkeit. Wann kommt man denn als achtbarer mittlerer Autor groß ins Fernsehen, in den Rundfunk oder in die überregionale Presse?

Hitzer: Wenn Günter Grass den Mund aufmacht, wird er zitiert.

Engelmann: Grass sicherlich, nehmen wir jedoch eine Etage unterhalb der Prominenz von Günter Grass. Da gibt es doch solche Gelegenheiten nur, wenn man im Fahrwasser des Meisters vor die Mikrofone geholt wird – zum Zeichen dafür, daß er einen großen Anhang hat. Es spielt auch eine Rolle, daß Grass seit dem Sommer 1983 Akademiepräsident in Westberlin ist, daß er mit einigen Feuilletonchefs ganz gut steht und daß sich alle eine Chance in der einen wie in der anderen Richtung ausrechnen: Sie sind sich, wenn's erlaubt ist, zu Gefallen. Diese Art des völlig unpolitischen Opportunismus dürfte dabei auch eine Rolle spielen. Weiterhin gibt es bei einigen eine merkwürdige Affinität zum Problem Polen. Günter Grass, selber aus Danzig, hat etwas, was mit seinem politischen Verstand nichts mehr zu tun hat: eine völlige Fehleinschätzung der politischen Situation, wie man sie selten findet. Axel Eggebrecht hat ihm schlicht und kühl geantwortet auf die Frage, ob er sich nicht, in Anbetracht unseres „Verrats“ an den Polen, der Liste der Protestierenden anschließen wolle: *Welche Polen denn? Meinen Sie die katholische Partei, die dort arbeitet – unter dem Namen Gewerkschaft? Ich hab mich noch nie in meinem Leben für eine katholische Partei interessiert oder gar engagiert.* Nur – so klar und vernünftig wie das Axel Eggebrecht beurteilt, ist das bei anderen nicht der Fall. Vielleicht spielen dabei noch Überlegungen zur Bewältigung der Vergangenheit eine Rolle. Die Deutschen müßten ja in jeder Beziehung einen ungeheuren Schuldkomplex haben – gegenüber dem ganzen polnischen Volk, wenn man so will auch hinsichtlich der Situation, in der sich Polen heute befindet. Ohne den deutschen Verrat an und den feigen Überfall auf Polen wäre es ja nicht so wie es heute ist. Bei solchen Schuldkomplexen hakt plötzlich der Verstand aus, und da fangen die Leute an, Dinge zu unterstützen, die sie hierzulande gar nicht unterstützen könnten, die sie sogar verabscheuen, z. B. den Anspruch gewerkschaftlicher Mitbestimmung nicht nur im Betrieb, sondern

in Staat und Gesellschaft.

Hitzer: Das mag sein, aber – wie bei vielen anderen tragischen und unerfreulichen Entwicklungen und Tatsachen – fragen wir uns doch auch, wie gehen wir damit um? Wie reagieren wir darauf im Umgang unter Kollegen? Ich kann es drehen und wenden, wie ich will, ohne den Beruf der Schriftsteller idealisieren zu wollen und unter Berücksichtigung ihrer Eitelkeit und Beschissenheit in der gegenwärtigen Situation – warum dieser eklatante Mangel an kameradschaftlichem Gefühl? Sind wir schon so weit, daß die Angst lähmt? Die Angst vor Strafe – „du wirst nicht mehr gedruckt; wir werden dich nicht zitieren; du hast bei uns keine Chance, bevor du nicht zu erkennen gibst, daß du dich fügst“? Ist die Angst schon so weit verbreitet, daß wir alles, buchstäblich alles zu erwarten haben – auch die Stufe des Verrats, wo schon einmal Schritte von ganz links bis ganz weit rechtsvollzogen wurden?

Engelmann: Das mag schon sein. Ich könnte mir auch vorstellen, daß es Kollegen gibt, die der Meinung sind, in Anbetracht der politischen Wende in Bonn wäre es besser, nicht einen so abgestempelten oder profilierten – das läßt sich so oder so sagen – Linken an der Spitze des Verbands zu belassen, denn dann könnte man ja besser mit der Regierung reden. Auch das gibt es natürlich, obwohl die Zahl derer, die so denken, relativ gering ist.

Hitzer: Ich weiß, daß in München nach dem Sieg des CSU-Kandidaten Kiesel einige Sozialdemokraten das Parteibuch gewechselt haben und zur CSU gingen. Gegenwärtig – so heißt es – gäbe es Austritte aus der CSU, die im Wartestand sein wollen: sie entscheiden sich nach den Würfeln des jeweiligen Siegers, sie warten die Ergebnisse der Wahlen ab.

Engelmann: Wenn jemand Beamter wird und dies nur mit Hilfe eines Parteibuchs, dann muß er ja wohl das Parteibuch wechseln, wenn der Chef wechselt.

Hitzer: Gilt das nur für Beamte? Alfred Andersch meinte einmal, heute werde der Schriftsteller nicht nach dem beurteilt, was er schreibt und vorweist, sondern danach, wo er steht und wie er sich politisch äußert. Man schaut doch offensichtlich nicht so sehr aufs Werk, was das Feuilleton, das vorgibt, dies zu tun, ständig selbst widerlegt – vor allem das der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter der Regie von Marcel Reich-Ranicki. Hier wird das Ästhetische vorgeschoben, damit die Zensur des Politischen um so wirksamer zur Geltung kommt. Ist das in unserem Beruf nicht doch sehr beamtenmäßig? Belohnung für Wohlverhalten, abgestufte Bestrafungen bei Aufsässigkeit? Noch genauer – ausgewogene Maßnahmen, die man auch als Bestrafung und Belohnung bezeichnen könnte: mal ein Preis'chen, mal ein Löb'chen...

Engelmann: Ohne Zweifel, aber aus eigener Erfahrung kann ich sagen: ich bin sicherlich in den letzten zwölf Jahren in keinem Feuilleton einer bürgerlichen Zeitung so behandelt worden, wie es vielleicht objektiv notwendig gewesen wäre. Ich habe das auch nicht erwartet, im Gegenteil. Wenn ich heute in der *Welt* ein Lob oder auch nur eine halbwegs freundliche Kritik gefunden hätte, wäre ich natürlich sicher, daß ich irgend etwas entsetzlich falsch gemacht hätte. Das kann man doch nicht erwarten. Nur gibt es offenbar Leute, die der Meinung sind, daß man das erwarten darf und sogar danach lechzen, anstatt zu sagen, uns ist es doch völlig gleichgültig, was die da schreiben oder nicht schreiben. Die wirtschaftlichen Auswirkungen daraus werden wahnwitzig überschätzt. Leute, die aufs Feuilleton

schielen, haben keine Ahnung davon, wie wenig wirtschaftliche Auswirkungen selbst die übertriebensten Lobhudeleien im Feuilleton für sie haben.

Hitzer: Die Schreibenden, deren Interessen wir im VS vor allem wahrnehmen und auf deren unverändert beklagenswerte Situation du bei den verschiedenen Pressekonferenzen des Verbands mit konkreten Belegen hingewiesen hast, finden in eben diesen Zeitungen keine Erwähnung. Haben das die Anhänger der Buch-Grass-Schwenger-Fronde nicht sehen können? In deinem Beitrag für den *Vorwärts* hast du noch einmal an die Beispiele erinnert, die eine Seite des Günter Grass zur Beschädigung von Kollegeninteressen betreffen, angefangen von Heinar Kipphardt, der seine Stelle bei den Münchner Kammerspielen ohne die öffentliche und beckmesserische Denunziation von Grass nicht verloren hätte. Ist das naiv oder ehrgeizig? Deutscher Michel oder Praezeptor Germaniae, seit neuestem wieder für Ost und West? Irgendwann muß es doch dem guten Günter Grass kommen, daß er sich damit bei den meisten Kollegen ins Abseits manövriert und nur noch die Leute anzieht, deren Anhänglichkeit und Liebdienerei er gar nicht wünschen kann. Ich könnte mir da allenfalls eine Groteske vorstellen, in Fortsetzung zu einer Groteske von Grass – vielleicht will er das zuerst durchkosten, um es später als Trommler für Blech zu verkaufen? Ist es aber nicht genug und an der Zeit, die Gerüchteküche zu verlassen? Wie beurteilst du die Lage vor den Wahlen in Saarbrücken?

Engelmann: Zunächst teile ich die Meinung etlicher Gewerkschafter, daß sich Günter Grass nachgerade so verhalten hat, als wolle er einen Ausschluß provozieren. Die Mißachtung von Beschlüssen, von Wahlergebnissen, die auffallende Nichtpräsenz in der Arbeit und die gleichzeitige Einmischung mit Hilfe offensichtlicher Gewerkschaftsgegner, öffentliche Verleumdungen, die Beteiligung an satzungswidrigen Wahlen im VS-Berlin, das alles kritisieren viele mit äußerstem Unmut. Aber den Gefallen, ihn auszuschließen, wird man ihm nicht erweisen. So steht zu vermuten, daß Günter Grass austreten wird, wenn nicht das getan wird, was er verlangt – die Zurücknahme eines Telegramms, das VS und P.E.N. vor einem dreiviertel Jahr abgeschickt haben, und die Wahl eines neuen VS-Vorsitzenden, wie ihn sich Grass vorstellt, den er eben nur ab und zu Mal anruft, damit er ihm sagen kann, wie er das machen soll. Da man ihm das nicht geben kann und wird – es sei denn, der VS will sich selbst aufgeben –, wird man es hinnehmen müssen, daß Grass eigene Wege geht, womöglich einen Spalterverband gründet. Auf die Dauer gesehen wird dieser Verband genauso untergehen wie der FDA, denn keine Schriftstellergewerkschaft kann es sich leisten, außerhalb des DGB, außerhalb der Mediengewerkschaft zu stehen.

Hitzer: Du erwartest jetzt einen neuen Spalterverband. Ich hatte diesen Eindruck schon bei der Frankfurter Buchmesse 1982, daß so etwas im Gespräch ist. Freimut Duve riet bei der öffentlichen Veranstaltung des VS den ehemaligen DDR-Bürgerinnen und Bürgern, die hier ihre Existenz schriftstellernd zu sichern versuchen, davon dringend ab, einen eigenen Verband zu gründen. Der Appell war so dringlich, daß er verdächtig wirkte. Die Angesprochenen hatten sich 1982 in Marburg, 1983 in Hamburg getroffen und wollen sich nunmehr – eingeladen von Grass' Akademie der Künste in Westberlin, dem Berliner VS, der Gesellschaft für Neue Literatur – an der Spree treffen. Die Gelder kommen vom Senat, man will mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen, darunter die VS-Bundesde-

legiertenkonferenz. Was wollen diese Leute? Einen eigenen Verband? Die Schriftsteller und den VS als Speerspitze gegen die sozialistischen Staaten? Meint es Grass ernst mit dem Vorschlag, daß eine Autorin oder ein Autor, die früher in der DDR lebten, zum VS-Vorsitzenden gewählt werden sollen? Etwa Jürgen Fuchs, der sich in Mainz die Unverschämtheit leisten durfte, die IG Druck und Papier als eine nicht freiheitliche Gewerkschaft zu diffamieren? Zu meinem Erstaunen lese ich jetzt in der Januar-Ausgabe der *feder* in einem Beitrag von Ingeborg Drewitz, daß sich „in Gegensatz geratene Gruppierungen wieder zusammenfinden müssen“. Wie können denn Mitglieder der IG Druck und Papier mit erklärten Gegnern der Gewerkschaft zusammenarbeiten? Am meisten erstaunte mich an dem Beitrag, daß jeder Gründe für seinen Unmut habe, vor allem die ehemaligen DDR-Kollegen, deren Interessen zu wenig berücksichtigt worden seien.

Engelmann: Das ist absurd. Fangen wir mit dem Wichtigsten an. Wer aus der DDR – aus welchen Gründen auch immer – hierher gekommen ist, weiß, was für ihn getan wurde. In materieller Hinsicht erhielt er sofort Unterstützung – über die VG Wort, den Sozialfonds und andere Quellen. Zum anderen wurden alle grundsätzlich so behandelt wie jedes andere Verbandsmitglied, das heißt, wir halfen, so gut es ging, die Leute in den Verband zu integrieren. Es gab und gibt keinerlei Beschränkung oder Förderung besonderer Art. Und wir haben auch viele Kolleginnen und Kollegen im Verband, die aus der DDR gekommen sind und die sich *nicht* an den Kampagnen zur Spaltung des VS beteiligt haben. Sie haben sich wie die Mehrheit solidarisch verhalten. Warum die einen solidarisch und die anderen geradezu feindselig reagieren, weiß ich nicht. Vielleicht hängt das mit einem Mißverständnis zusammen, das mit der Rolle eines Schriftstellerverbands in einem kapitalistischen oder dem eines sozialistischen Landes zu tun hat. Sie sind es gewöhnt, daß der Schriftstellerverband dort, wo sie herkamen, seine Mitglieder in eine quasi privilegierte Stellung bringt. Sie haben dann eine ganze Reihe von Dingen zur Verfügung, um die sie sich nicht kümmern müssen. Das fängt schon damit an, daß sie ihre Krankenkasse, ihre Rentenversicherung, ihre Steuern nicht selber so verwalten müssen wie wir. Sie brauchen sich damit so gut wie nicht zu befassen. Viele erwarten nun von uns dasselbe oder zumindest ähnliche soziale Leistungen. Es gibt dort außerdem erhebliche finanzielle Möglichkeiten der Unterstützung – bezahlte Arbeitsaufenthalte, Stipendien. Bei Preisverleihungen und anderem hat dort der Schriftstellerverband ein gewichtiges Wort mitzureden. Dieses alles ist bei uns ganz entschieden anders. Bei uns herrschen völlig andere Bedingungen. Deshalb wäre es ja auch schädlich, wenn sich etwa unser Verband an einen Verlag wenden und einen „netten, jungen und begabten Autor“ empfehlen würde, mit der dringenden Bitte, daß die oder der Betreffende schleunigst verlegt werde. Bei uns hätte das doch die Wirkung eines Bumerangs, abgesehen davon, daß wir in dieser Hinsicht nicht den geringsten Druck ausüben können. Es ist ja auch so, daß uns diese Verlage gar nicht als Partner schätzen – es sind ja unserer Tarifgegner. Wir haben mit den Verlagen ständig Auseinandersetzungen, weil sie den Rahmenvertrag nicht einhalten – darunter sind sehr angesehene Verlage, mit denen wir ständig im Clinch liegen, im Interesse unserer Mitglieder. Wenn wir denen Autoren empfehlen würden, lachten die uns nur aus. Das glauben uns aber manche ehemaligen DDR-Autoren nicht. Sie glauben auch

nicht, daß wir auf das Feuilleton keinen Einfluß haben, auch nicht auf Preisvergaben, Stipendien, daß wir keine eigene Kasse haben; daß alles, was wir organisieren, meist das Ergebnis des Improvisierens und der Zusammenarbeit mit anderen ist. Ein zweites Mißverständnis steht in scheinbarem Widerspruch zum ersten. Etliche glauben, wenn sie aus der DDR in den Westen kommen, müßten sie dafür belohnt werden. Wir dagegen meinen, daß sie wie jeder andere Mitglied werden und mitarbeiten können, nachdem sie erste materielle Unterstützung bekommen haben. Wir sehen sie nicht in der Rolle von Kranken, die ständig behandelt werden müssen. Wir akzeptieren sie als Kollegen, solange sie sich kollegial verhalten. Es geht also nicht ununterbrochen jemand hin und tritt wie eine Krankenschwester ans Bett mit der Frage, ob noch was fehlt. Das ist eigentlich nicht der Sinn und die Aufgabe des VS, ganz abgesehen davon, daß wir auch personell hoffnungslos unterbesetzt sind, im Vergleich zu dem Verband, an den sie gewöhnt sind. Ich darf da nur daran erinnern, daß im Schriftstellerverband der DDR, obwohl er weit weniger Mitglieder hat als der VS in der IG Druck und Papier, allein in Berlin elf hauptamtliche Sekretäre arbeiten, jeder mit Schreib- und anderen Hilfskräften zur Seite, während wir für das gesamte Bundesgebiet und Westberlin eine einzige hauptamtliche Kraft haben, nämlich die Geschäftsführerin Ursula Brackmann. Und nun zum dritten Mißverständnis: Als wir unsere diversen Friedentreffen organisierten, da erhob sich von seiten einiger Autorengruppen ein großes Wehklagen. Sie beschwerten sich darüber, daß sie nicht dabei sein konnten. Um es schlicht zu erklären: der VS hat ein einziges Autorentreffen organisiert – die INTERLIT in Köln und dorthin waren alle VS-Mitglieder eingeladen. Ein Mann wie Gerhard Zwerenz beispielsweise, der mit einem Referat für Köln bedacht worden war, hat uns nicht einmal mitgeteilt, daß er das nicht halten werde. Er kam zwar nach Köln, aber nicht zur INTERLIT, wo wir ihn erwarteten, sondern zu einer Sendung von MONITOR, und darin behauptete er, der VS habe ihn nicht eingeladen. Auf das Treffen in Berlin, zu dem Stephan Hermlin eingeladen hatte, konnte der VS überhaupt keinen Einfluß nehmen. In Den Haag, wo wir einen Teil mitbeeinflussen konnten, haben wir wahrlich ein Übermaß an Entgegenkommen gezeigt, indem wir diejenigen DDR-Autoren, die noch in der DDR leben, aber nicht mehr Mitglieder des dortigen Verbands sind, mit dazu angerechnet, auf das bundesdeutsche Kontingent, eingeladen haben. Z. B. Stefan Heym und Jurek Becker. Wir hatten immerhin – von Günter Grass angefangen – eine Reihe von Leuten mit am Tisch, die jetzt die Erklärung unterschrieben haben. Uns vorzuwerfen, wir hätten aus böser Absicht bestimmte Leute nicht eingeladen, ist einfach lächerlich! Wenn nur zwölf zu einer Konferenz geladen sind, dann können eben nicht Hunderte kommen. All das wollen etliche nicht erkennen. In allem gibt es eben kein Privileg, sondern das Angebot der Kollegialität, das natürlich auf Gegenseitigkeit beruht. Denn wer sich selbst nicht kollegial verhält, kann nicht erwarten, daß wir es tun. Rainer Kunze ist dafür typisch. Er hat jede Aufforderung, bei uns etwas zu machen, abgelehnt mit der Begründung, er stünde nicht gerne im Rampenlicht. Aber in dem Augenblick, wo ihn Franz Josef Strauß eingeladen hat, da war er sofort da...

Hitzer: ... bei Scheinwerfervollbestrahlung und mit allen schwarzbraunen Richtmikrofonen wie Mitte Januar 1984 als Vortragender beim CSU-Rundumschlagtreff in Wildbad Kreuth.

Engelmann: Dann gibt es noch einen Gesichtspunkt, den wir nicht vergessen dürfen. Je nach dem die Umstände waren, unter denen einzelne aus der DDR zu uns gekommen sind, gibt es größte Unterschiede. Manche können es aus persönlichen Erfahrungen nicht ertragen, daß der VS-Vorsitzende oder die Vorstandsmitglieder sich mit den Vorstandsmitgliedern des Schriftstellerverbands der DDR an einen Tisch setzen und mit ihnen vernünftig reden. Andere begrüßen das, auch aus den Kreisen derer, die aufgrund politischer Konflikte aus der DDR hierhergekommen sind. Aber einige halten das für einen Verrat, mindestens aber eine Verletzung ihrer Gefühle und meinen, daß man sie dafür nochmals besonders streicheln müßte, oder sie verlangen, daß man das überhaupt läßt. Nun brauchen wir nicht zu begründen, warum es notwendig ist, miteinander zu reden – unabhängig davon, ob man mit dem System in der DDR einverstanden ist oder nicht. Die Beziehungen zwischen zwei gleichsprachigen Schriftstellerverbänden in Nachbarländern unterschiedlichen Gesellschaftssystems gehören zu dem, was man vertrauensbildende Maßnahmen für den Frieden nennt. Wir bräuchten dringend ein Kulturabkommen. Solange das nicht da ist, haben wir offiziell gar keine Beziehungen zum Schriftstellerverband der DDR. Daß wir dieses Tabu verletzt, daß wir trotzdem Beziehungen hergestellt haben, erscheint mir durchaus positiv. Darin bin ich mir wohl mit den meisten im VS einig. Manche können das aber nicht ertragen. Auch der Gedanke der Einheitsgewerkschaft ist denen weitgehend fremd, ein Gedanke, der nach dem Krieg, als sich die Gewerkschaften neu gründeten, zum elementaren Prinzip erhoben worden ist und sich – trotz aller Rückschläge im Kalten Krieg und aller gelegentlichen Rückfälle in diese Zeit – als wesentliche Kraftquelle der Gewerkschaftsbewegung erhalten hat. Wer an diesem Prinzip rührt, greift die Gewerkschaften in ihrem Kern an. Das ist doch die Erfahrung aus der Nazi-Zeit.

Hitzer: Da fällt mir ein, was ich schon Loni Mahlein sagte: Den Auftakt der Kampagne gegen den VS und seinen Vorsitzenden Bernt Engelmann bildete ein Buch von Gerhard Zwerenz im Bund-Verlag, also einem Gewerkschaftsverlag. Gefördert wurde es vom Verlagsleiter Tomas Kosta. Mahlein meinte dazu, der jetzige Verlagsleiter könne sich eine Einheitsgewerkschaft unter Beteiligung von Kommunisten nicht vorstellen. Im Grund soll doch wohl alles verhindert werden, was eine Normalisierung im Sinn der friedlichen Koexistenz bedeutet. Im Gegenteil geht es darum, was George F. Kennan als Ziel der Emigranten aus Osteuropa so umschrieb: Die wollen mit Hilfe der gesamten Macht des Westens, einschließlich der militärischen, die Verhältnisse in ihren Heimatländern aufsprengen, ganz egal, was dem folgt.

Engelmann: Fälle wie die des Tomas Kosta sind noch schwieriger. Da ist es ähnlich wie bei Kunze. Es gibt ja kaum größere Fanatiker als Renegaten, gleich aus welcher Kirche sie ausgetreten sind. Bei Tomas Kosta ist es eben so, daß er dieselben Praktiken – nur unter anderen Vorzeichen – eben in der Zeit vor dem „Prager Frühling“ durchgeführt hat. Da hat er quasi Berufsverbote über andere verhängt. Jetzt erteilt er es hier für Kommunisten.

Hitzer: Beziehungsweise läßt er Leute angreifen und eine ganze Organisation und setzt dabei erkämpfte Rechte für bundesdeutsche Schriftsteller aufs Spiel, die es am bittersten nötig haben.

Engelmann: So ist es.

Hitzer: Ich wundere mich bis heute, daß man das im DGB zuläßt.

Engelmann: Der VS wurde von Leuten mit aus der Taufe gehoben, die gar keine Gewerkschaften brauchten. Daraus kann man zweierlei Rückschlüsse ziehen. Der eine, den ich für meine Person gezogen habe, weil ich – gewerkschaftlich gesprochen – über Tarif bezahlt wurde und werde, ist: Das verpflichtet mich, etwas für die Kollegen zu tun. Das war auch der Grund, weshalb ich mich in Mainz nochmal zur Verfügung gestellt habe – man muß sich diesen Aufwand an Zeit leisten können, denn das kostet bestimmt 25 Prozent der Arbeitskraft, gering gerechnet und das in normalen Zeiten. Das läßt sich auch am Ende eines Jahres in Heller und Pfennig ausrechnen. Man kann – wie wir jetzt sehen – auch den umgekehrten Schluß ziehen. Es läßt sich sagen, wir haben damals einen Verband ins Leben gerufen für die andern, die es sich nicht leisten können, ohne Gewerkschaft zu arbeiten, das gibt uns das Recht, zwar nicht mitzuarbeiten, sondern unter Umständen öffentlich alles zu tun, um unseren Standpunkt den anderen aufzuzwingen – aber um Gottes willen, ja nicht Arbeit übernehmen, sondern sich lieber – wie Grass sagt – mit den Manuskripten beschäftigen. Ich beschäftige mich auch lieber mit meinen Manuskripten. So viel Freude hab ich daran nicht, nach Stuttgart zu fahren, sieben Stunden lang mit dem Börsenverein nochmals eine Änderung im Normvertrag auszuhandeln, noch dazu für Übersetzer und Jugendbuchautoren, also für Gebiete, mit denen ich beruflich gar nicht direkt befaßt bin; wo ich mich deshalb mühsam einarbeiten muß, um zu verstehen, worum es im einzelnen geht. Wenn ich das für mich sage, dann gilt das auch für die anderen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand, die sich alle sachkundig machen müssen und ihre Zeit dafür opfern, die Arbeit für andere zu machen. Die müssen sich es dann gefallen lassen, von anderen, die nicht den Finger krumm machen, von außerhalb – in Zeitungen, die Gegner der Gewerkschaften sind, – angefeindet und diffamiert zu werden. Zum Schaden des ganzen Verbands.

Hitzer: Lassen wir einmal die VS-Personalien beiseite und greifen das Verhältnis Schriftsteller und Politik in der gegenwärtigen Situation unserer Republik auf. Du sagtest eingangs, um Anstoß zu geben, müsse man Anstoß erregen. Das ist ja wohl nicht abstrakt gemeint.

Engelmann: Sicherlich nicht, ich will dafür ein praktisches Beispiel nehmen. Als ich 1977 erstmals zum Vorsitzenden gewählt wurde, da bin ich mit der Forderung angetreten, Autoren brauchen Tarifverträge. Wir haben sogar Poster und Postkarten auf die Buchmesse gebracht – *NUR DIE ARMUT GEBIERT GROSSES* mit einem Spitzweg-Motiv und dazu den Slogan: „Autoren fordern Tarifverträge“. Das hat sicherlich Anstoß erregt bei den Verlegern, auf ihrer Messe. Das hat aber dazu geführt, daß wir uns noch auf der Messe darüber verständigten, spätestens im Dezember die Verhandlungen zu beginnen. Allerdings mit der Einschränkung, daß die Verleger gesagt haben: Keine Tarifverträge sondern allenfalls Normverträge. Wir haben uns dieser Einschränkung insofern gebeugt, als wir sehr schnell erkannt haben, daß man einen Schritt nach dem andern machen muß und nicht schon den fünften vor dem ersten. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, so wie man das in Gewerkschaften kennt, bestimmte Tarifforderungen aufzustellen und festzuschreiben, weil nirgendwo eine solche Verwilderung herrscht oder dermaßen geherrscht hat wie im Verlagsgewerbe in den Beziehungen zwischen Verlagen und Autoren. Oder um es plastisch zu sagen: Hätten wir

beispielsweise 10 Prozent vom Ladenpreis jedes Buches festgeschrieben, dann hätten diese 10 Prozent bei dem einen Verlag 2,5 und bei dem anderen 3,6 reale Beteiligung bedeutet. So sehen die Verlagsformulare aus. Wir hatten eine Arbeit, die sich immerhin über fünf Jahre hingezogen hat und noch weitergeht, bevor wir all das, was gute Sitte ist, normiert hatten. Und nun kann man erst über Zahlen sprechen. Man kann über diesen Normvertrag Böses sagen, weil er ja von den meisten gar nicht eingehalten wird. Eines haben wir aber damit erreicht. Wir haben erreicht, daß jedes Amts- oder Landgericht, das in einem Prozeß darüber zu befinden hat, wo es um Vertragsstreitigkeiten zwischen Autor und Verlag geht, inzwischen weiß, was branchenüblich ist. Das haben wir als Autorenverband mit dem Börsenverein als Usance festgelegt. Damit haben wir einen enormen Schritt getan. Durch gewerkschaftlichen Rechtsschutz, den es gar nicht gäbe, wären wir nicht vor 10 Jahren der IG Druck und Papier beigetreten, holen wir jetzt Jahr für Jahr sechsstellige Summen herein, um die unsere Kolleginnen und Kollegen sonst betrogen worden wären. Wir haben auch, zusammen mit dem Börsenverein des deutschen Buchhandels, eine Schiedsstelle geschaffen, die sowohl für Streitigkeiten zwischen Verlag und Autor als auch für die Einhaltung des Normvertrags zuständig ist. Deren bloße Existenz genügt, um die schlimmsten Fälle schon im Vorfeld eines Prozesses zu erledigen. Denn die Drohung eines Autors und seiner Gewerkschaft an den Verlag, nunmehr die Schiedsstelle anzurufen und damit auch den Börsenverein an den Verhandlungstisch zu kriegen, genügt im allgemeinen. Die meisten Verlage möchten sich nämlich auch nicht vor den Branchen-Kollegen decouvrieren. Ähnliches gilt auf einem anderen Gebiet, für die von uns geschaffene Kommission zum Schutz des Buches vor zensurähnlichen Eingriffen. Auch diese Kommission braucht relativ selten zusammenzutreten. Es genügt, daß sie der Öffentlichkeit gegenüber, daß VS und P.E.N. als Autorenorganisationen, Bibliothekskonferenz und Börsenverein in dieser Frage an einem Strick ziehen und diese Kommission mit prominenten Leuten besetzt haben. Wenn die bei einer Stadtverwaltung anfragt, *„Haben Sie wirklich dieses Buch aus der Bibliothek entfernen lassen und warum?“* dann wird es wieder zurückgestellt. Das sind Dinge, mit denen wir Anstoß erregt haben, indem wir zunächst sagten, in der Bundesrepublik Deutschland wird gegen die Verfassung verstoßen, in der es heißt: Eine Zensur findet nicht statt. Wenn keine Zensur stattfinden würde, brauchten wir auch keine Kommission zum Schutz des Buches vor zensurähnlichen Eingriffen. Es funktioniert tatsächlich, wenn auch nicht in dem Umfang, wie wir es uns wünschen, weil uns nicht alles bekannt wird. Aber *wenn* es uns bekannt wird, greifen wir ein und wenn es auch nur eine Gefängnisverwaltung in Niederbayern ist, die Zensur übt, oder ein Polizeipräsidium, das plötzlich auf den Gedanken kommt, in Buchhandlungen schnüffeln zu lassen und Bücher zu beschlagnahmen, nicht etwa um die guten Sitten zu wahren, sondern auf diesem Umweg die Buchhändler einzuschüchtern. Es sind ja meist politische Motive, wenn vorgegeben wird, man suche Pornographie. Da haben wir schon einige Anstöße gegeben.

Hitzer: Das setzt ein Bild des Schriftstellers voraus, der nicht nur seine Rechte in Anspruch nimmt, sondern streitbarer Demokrat ist. Ist es nicht das Bild, das jetzt durch untertänige Anpassung, durch Gefälligkeiten und Bravsein gegenüber Kritikerpäpsten, herrschenden Politikern und anderen Instanzen ersetzt werden soll? Haben wir es nicht schon mit Fällen der Anpassung an die Rechtswende zu

tun, wo nun manche die CSU umarmen oder – etwas schicker Hans Christoph Buch in der *Hamburger Zeit* – den Ideologen der Neuen Rechten in Frankreich Glucksmann propagieren, wo sie noch vor zehn Jahren über Mao Ze Dong jubilierten? Ist es also das Bild des Autors Engelman, Verfasser zahlloser Arbeiten gegen den Neofaschismus, in der Aufklärung von Skandalen der Rüstungslobby, der Schwarzbücher, der damit stellvertretend für viele engagiert Schreibende wirkte, das abgeräumt werden soll?

Engelman: Ich nehme das schon an. Ich will aber meine Person nun wahrlich nicht überschätzt wissen. Das gilt vor allem für die Tätigkeit im Bundesvorstand in all den zurückliegenden Jahren. Wir hatten eine sehr kollegiale Teilung der Aufgaben untereinander. Leider steht dann nur der 1. Vorsitzende im Vordergrund, obwohl wir doch *gemeinsam* die Interessen unserer Kollegen wahrgenommen haben. Die Personifizierung ist aber typisch für die bürgerliche Presse, damit sie nicht die Richtung als solche bei Namen nennen müssen. Das kann ich an den Schwerpunkten der Arbeit messen, die ich mir als das Programm der VS-Arbeit für das Jahr 1984 aufgeschrieben hatte. Daran sieht man, was die meisten Autoren gegenwärtig bedrückt und wo Änderungen notwendig sind. Man sieht daran auch, wo wir uns schon wehren müssen, und zwar sehr heftig, weil wir zum Teil schon an der Wand stehen. Ich benenne die Punkte ohne Bedeutung für die Reihenfolge.

1. Die Fortsetzung der Friedenspolitik und der Ost-West-Gespräche, und zwar sowohl im Großen als auch im Kleinen, dazu gehören die menschlichen Erleichterungen, die ganz wichtig sind, auch dafür, daß man den angeblich vernachlässigten Kollegen aus der DDR zu verstehen gibt, wie ernst wir ihre Probleme nehmen.
2. Die beschleunigte Schaffung der Mediengewerkschaft, ohne Rücksicht auf Nachzügler. Wir müssen gegenüber den immer sich schneller konzentrierenden Riesen – den privaten wie den öffentlich-rechtlichen – eine Gewerkschaft haben, die unsere Interessen wirksam vertritt. Das geht nicht mehr anders. An sich sind wir damit schon ein Dutzend Jahre zu spät dran. Die Mediengewerkschaft muß jetzt geschaffen werden, dann wird sie ihre eigene Anziehungskraft haben. Wer kommen will, kommt dann auch. Und wer nicht kommen will, kommt sowieso nicht.
3. Die Abwehr von zensurähnlichen Eingriffen, von Autorendiffamierungen und von neonazistischen Tendenzen. Ich nenne das unter einem Punkt, weil das meiner Ansicht nach eng zusammengehört. Die nehmen überhand und sind von einer Dreistigkeit, die erstaunlich ist. Wenn wir sie nicht öffentlich anprangern und immer wieder mahnen, werden sie noch frecher.
4. Die Verteidigung der Menschenrechte, zunächst im eigenen Land. Das betrifft vor allem Asylanten, Berufsverbote. Es gilt für verbündete Staaten wie etwa für die Türkei; es gilt für Lateinamerika und in der ganzen Welt.
5. Die Verteidigung des sozialen Besitzstandes. Damit meine ich in erster Linie die Versuche, das KSVG zu beseitigen, aber auch Einbrüche bei der VG Wort abzuwehren. Es gibt da nicht nur die Verfassungsklagen gegen das Künstlersozialversicherungsgesetz, es gibt auch eine starke Lobby in Bonn, die sich darum bemüht, bei der Regierung eine Gesetzesnovelle herbeizuführen. Es soll so geändert werden, daß nichts davon übrigbleibt, was wir uns darunter vorgestellt haben, abgesehen davon, daß auch wir Änderungen am KSVG brauchen.
6. Die Verteidigung des kulturellen Besitzstandes. Damit meine ich den geradezu

katastrophalen Abbau der Kulturetats, der Bibliotheksetats, der Etats für Lesungen, für Stipendien, nicht zuletzt auch die unsichere Zukunft des Literaturfonds.

7. Die Urhebernachfolgegebühr, für die wir kämpfen müssen, auch wenn die Chancen dafür sehr gering sind, sie schnell zu verwirklichen. Letztlich werden wir nur auf eigenen Füßen stehen können, wenn wir den Literaturfonds voll und für alle Zeiten sichern. Es ist auch nicht einzusehen, warum einzelne Verleger die Erben der deutschen Literatur sein sollen. Die Urhebernachfolgegebühr gehörte in die Novellierung des Urheberrechts.

8. Die Steuergerechtigkeit. Wir werden nach wie vor als Unternehmer behandelt, was die Steuern betrifft. Was wir begonnen haben, ist eine umfassende Enquete in ganz Europa, die vom wissenschaftlichen Dienst des Bundestags durchgeführt wird. Es dürfte sich dann zeigen, daß alle Ausreden des Finanzministers nicht stimmen. Er sagt bekanntlich, wir müßten im Interesse der Harmonisierung innerhalb der EG so behandelt werden, während die Schriftsteller tatsächlich in allen anderen Ländern besser behandelt werden als bei uns – in einigen sogar sehr viel besser.

9. Die vorliegende Urheberrechtsnovelle, bei der sich die Bundesregierung die Argumente der Länderfinanzminister zu eigen macht, das Fotokopieren zwar grundsätzlich gebührenpflichtig macht, aber dies in einem so geringen Maß, daß es fast lachhaft wirkt. Die Technik läuft dem Urheberrecht davon. Es gibt inzwischen schon wieder neue Techniken, die das vorliegende, noch nicht verabschiedete Gesetz novellierungsbedürftig machen. Das Gesetz ist übrigens seit fünf Jahren überfällig. Man kann zum Beispiel Fotokopien erfassen, aber schon nicht mehr Speicherungen im Computer.

10. Der Schutz im Konkursfall, das mag eine Lappalie sein, hat aber zunehmende Bedeutung. Autoren sind zwar nach § 12a des Tarifvertragsgesetzes arbeitnehmerähnliche Personen und als Heimarbeiter besonders zu schützen. Aber im Konkursrecht haben ihre Forderungen keinen Vorrang so wie die der Verlagsangestellten, sondern sie gelten als einfache Gläubiger und werden entsprechend schlecht behandelt, obwohl jeder weiß, daß der Verlag ohne Autoren gar nicht bestehen könnte, daß auch der Autor als einziger nicht monatlich sein Gehalt bekommt, bei ihm also im Konkursfall die Arbeit von Jahren verloren gehen kann.

Die zehn Punkte zeigen die breite Palette unserer Aufgaben an: Politisch, wirtschaftlich, kulturell, juristisch – auf allen Gebieten befinden wir uns mit dem Rücken zur Wand. Wir haben keine wesentlichen Fortschritte zu erwarten, sondern vor allem den Besitzstand zu verteidigen, wo er vorhanden ist.

Hitzer: Ich erinnere mich dabei an Forderungen, die im Kapitalismus seit Jahrzehnten anstehen. Vor zehn Jahren formulierten wir sie erneut. Manches ist verbessert worden. Vieles verdanken wir der Tatsache, daß wir uns als Verband der Schriftsteller der Industriegewerkschaft Druck und Papier angeschlossen haben. Da ist also die Bilanz überwiegend positiv. Hast du dir, Bernt, auch Gedanken darüber gemacht, was wir falsch gemacht haben?

Engelmann: Sicherlich gibt es Fehler, die wir gemacht haben. Ich sehe sie vor allem darin, daß wir uns zeitweise zu defensiv verhalten haben, im Vertrauen auf die Vernunft, im Vertrauen auf eine Fairneß bei den Medien, daß man selber auch eine Gelegenheit bekäme, etwas richtig zu stellen. Man hätte das voraussehen

müssen, daß das nicht zu erwarten war. Weder eine Fairneß der Medien noch Vernunft bei Leuten, die sich ganz offensichtlich verrannt haben. Selbst auf die Gefahr hin, daß es selbstgerecht klingt, so sehe ich nicht, daß der Verband sachliche Fehler gemacht hat. Das gilt auch für meine Erwiderung auf die Rede von Manès Sperber. Ich würde es als einen schweren Fehler ansehen, wenn ich das nicht öffentlich gerügt hätte. Der Vorwurf der Anmaßung ist absurd. Der Vorwurf eines Alleingangs ist ebenso absurd, das wissen die wenigsten. Denn natürlich habe ich mich mit allen, die zur Verfügung standen, beraten, darunter mit zwei Landesvorsitzenden und immerhin einem so alten und erfahrenen Kollegen wie Walter Fabian. Ich bin sogar gedrängt worden, es zu tun. Damit will ich nicht im geringsten die Verantwortung auf andere abwälzen, aber betonen, wir haben das selbstverständlich vorher beraten. Wir brauchen nach meiner Meinung ein engeres Zusammenrücken. Und wenn ich zum Schluß eines sagen darf, was Tucholsky bei der Gründung dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller ins Stammbuch geschrieben hat: *Es kommt nicht darauf an, daß jeder dabei ist. Wer keine Zeit hat, wer nicht will, soll eben abseits stehen. Unsere größten Feinde sind die Primadonnen und die Dilettanten.* Das heißt auf deutsch gesagt: alle diejenigen, die bereit sind, gewerkschaftlich zu arbeiten, können gemeinsam genug Stärke entwickeln, um sich auch Extravaganzen und Tänze von Primadonnen leisten zu können. Wenn der Verband sich nicht hätte ins Bockshorn jagen lassen – jedenfalls einzelne Personen –, hätten wir mit aller Ruhe abwarten können, was Günter Grass & Co. in den Medien von sich geben. Dann hätten wir eine Phalanx gebildet. Es haben nicht alle Leute so ein dickes Fell wie ich, und einige haben auch ein schwaches Nervenkostüm. Das gehört zum Beruf. Besonders Kreative sind mitunter außerordentlich empfindlich. Da gab es eben Reaktionen, die hätten noch schlimmere Folgen gehabt, wenn wir sie sich hätten voll auswirken lassen. Deshalb sagten wir, machen wir mal reinen Tisch und hoffen, daß es im Verband als Signal verstanden wird. Das schließt ja nicht aus, daß wir von jetzt an sehr energisch dafür eintreten werden, ein Programm, wie wir es uns vorstellen, auch durchzuführen. Dabei ist die Frage der Personen sekundär. Ich habe gesagt, als wir zurückgetreten sind, ich würde mir im Augenblick nicht vorstellen können, nochmal zu kandidieren. Sollte sich aber wirklich Günter Grass im Verband durchsetzen mit der Forderung nach einem ihm genehmen Kandidaten und es würde sich keiner, der dem gewachsen ist, entgegenstellen, dann kandidiere ich ganz bestimmt noch mal.

Hitzer: Das ist ein Schlußwort! Ich erspare mir deshalb die letzte Frage – Quo vadis, VS? Ich gehe davon aus – wir machen weiter.

Engelmann: Es gibt gar keine andere Möglichkeit. Wenn man ein bestimmtes Ziel hat – wir haben eines und haben es gemeinsam beschlossen, wir können es alle übersehen, die wir in der Arbeit stehen –, dann können wir uns nicht von irgendwelchen Leuten, die nie einen Finger krumm gemacht haben, nun neue Aufgaben und Ziele vorschreiben lassen, bloß weil denen das grade mal vordringlich erscheint und bei unseren Gegner öffentlichen Beifall findet.

Friedrich Hitzer

VS als Plattform des Kalten Krieges?

Im VS ist die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit begrenzt. Die vielgescholtenen „Funktionäre“ sind alles andere als das, sie nehmen ihre Aufgabe ehrenamtlich wahr. Nur eine Position – die der Bundesgeschäftsführung – ist vollbezahlt. Anhaltende Kampagnen von außen, verbunden mit nervtötenden Anträgen und beckmesserischen Vorwürfen von Kollegen, die jahrelang nicht eine einzige Mitgliederversammlung besuchen und ihre Zurechtweisungen über die Presse erteilen, reichen, die Gewählten zu zermürben und die Bereitschaft zur Mitarbeit erheblich zu dämpfen. In einem solchen Verband kann aber auch Organisationsbesessenheit den Zusammenhalt sprengen: Wo viele, die Hauptrollen haben, aus Logen zuzuschauen, werden Chargen zu Helden. Die *entscheidende Rolle im Verband, die zum geschlossenen Rücktritt des Bundesvorstands am 22. November 1983 führte*, spielten zweifellos *Hannes Schwenger und Günter Grass*.

Seit Bestehen des VS spielt Schwenger im VS eine Rolle, die Dieter Lattmann in der Dokumentation zum Hamburger VS-Kongreß als Legende zum Foto so umschrieb: „Hannes Schwenger, VS Berlin: wie schon auf der Bundesdelegiertenkonferenz des VS im November 1971 war er auch in Hamburg ein kritischer Frager, dessen Unruhe der Kongreß im Getriebe gebrauchen konnte.“

Verharmloste Lattmann den „kritischen Frager“? Wußte er doch, daß Schwenger mit nur einer Handvoll Assistierender den Gewerkschaftsanschluß beinahe verhindert hätte, wäre es nicht zu der eindrucksvollen Unterschriftenaktion gekommen, mit der die überwältigende Mehrheit der Anwesenden für den Beitritt zur IG Druck und Papier votierte.

Es sei auch an einen Vorgang erinnert, der dem Hamburger Kongreß vorausging. Damals wollte Hannes Schwenger mit Hilfe *Martin Walsers* den VS-Vorstand um Dieter Lattmann aushebeln. 1971 verschickte er im Bundesgebiet und in Westberlin einen „Fragebogen und Thesen“, mit denen er eine „linke Fraktion“ erfassen und von Berlin aus koordinieren wollte. Die angeschriebenen Autoren sollten ihm unter anderem auf folgende Fragen antworten: „Ich bin an einer überregionalen Zusammenarbeit der Linken im VS interessiert und bitte Euch, mich in Eure Kontaktliste aufzunehmen.“

„Wir arbeiten bereits in linken Gruppen, Arbeitskreisen mit ... Personen (ca.) zusammen. Ich stehe mit folgenden Kollegen und Genossen im Kontakt, die ich ebenfalls anzuschreiben bitte.“

Martin Walser schrieb zu dieser Aktion: „Der ‚rote‘ Fragebogen ist gedacht als Provokation.“ Walser, Schwenger und ich hatten – nach dem Stuttgarter Kongreß und der großen Resonanz auf die Vorschläge zu einer IG Kultur – zum Arbeitskreis Kulturindustrie eingeladen, als einer Plattform zur Meinungsbildung im Vorfeld dessen, was inzwischen *Mediengewerkschaft* heißt. Es dauerte nicht lange, bis der Arbeitskreis Kulturindustrie tatsächlich aufhörte zu existieren.

Neben der Fragebogen-Aktion bereitete Schwenger seine „Voltaire-Flugschrift“ zur IG Kultur vor, für die Martin Walser das Begleitwort schrieb, das er später zurückzog. Was die IG Kultur zu sein habe, beschrieb Schwenger in dem „programmatischen“ Essay „Die Gewerkschaftsfrage eine Bündnisfrage“. Meine Meinung dazu, die ich Walser am 18. 9. 1971 mitteilte:

1. Die Konfrontation Walser-Lattmann, respektive VS-Arbeitskreis Kulturindustrie ist falsch, politisch gefährlich, an manchen Stellen sogar eine Provokation (AK Kulturindustrie als einziger praktischer Schritt zur Zusammenfassung aller in der Kulturindustrie Tätigen). Die von Schwenger aufgebaute Front führt darauf hinaus: Hauptfeind Lattmann, SPD usw. Diese linksopportunistische Position wird

in Schwengers historischem Abriß

2. durch reinsten rechten Opportunismus potenziert; hier ist die SPD plötzlich Opfer, die deutsche Teilung „findet statt“, man weiß nicht, ob da ein selbstwaltender Weltgeist das bewirkt hat ...

3. ... Der wahre Repräsentant – als Organisationsform im gewerkschaftlichen Sinn – ist der AK Kulturindustrie. Damit wäre der AK als Spalterorganisation etabliert. (Daß Schwenger aus einem privaten Briefwechsel zwischen ihm und Lattmann zitiert, als hätte er im Namen des Arbeitskreises geschrieben, macht die ganze Angelegenheit höchst verdächtig ...)

Auch beim Frankfurter Schiftstellerkongreß, November 1974, sieht man ihn besessen am Werk: der Kongreß droht an einer von ihm mit eingebrachten Resolution zum Tod von Holger Meins zu zerbrechen. Hier steht Schwenger in totaler Konfrontation zu Grass beim stundenlangen Streit darüber, ob es sich um „Ermordung“ oder „Erschießung“ des Kammergerichtspräsidenten Günter von Drenkmann handelt, ob es heißen müsse „die Rote Armee Fraktion ist ... eine kriminelle Vereinigung geworden“ oder: „die Rote Armee Fraktion wird beschuldigt, ... zu einer kriminellen Vereinigung geworden zu sein“.

Er weiß um die Schwäche Horst Bingels und setzt ihn als „seinen“ Kandidaten durch, mit der Folge, daß der Bundesvorstand gute zwei Jahre ausfällt, bis Carl Amery die Initiative zu einer Korrektur ergreift. Bei einer außerordentlichen Bundesdelegiertenkonferenz in Stuttgart, Januar 1976, wo Amery zum Vorsitzenden gewählt wird, wendet sich Günter Grass mit Unmut an die Versammlung: „Zu viel Schwenger, zu wenig Literatur“ – das müsse sich ändern.

Bei wechselnden „Bündnispartnern“ ist da bei all den Konflikten und Krisen, die von außen durch bestimmte Medien geschürt werden, *intern die Strategie des Zuspitzens um jeden Preis* zu beobachten und des sich dann *anschließenden Integrieren-wollens*. Das ermüdet und reizt ein Auditorium gleichermaßen; ein solcher „Strategie“ macht sich zum Kläger und Richter von jedem und allem und versetzt die Anwesenden in das Spiel Mensch-ärgere-dich-nicht-wegen-Hannes. Laß ihn, laß ihn doch ... Und Hannes nutzt die Liberalität bis zur Erschöpfung. Bis er sich in die Kampagne gegen Engelmann wirkungsvoll einschalten konnte, dauerte es eine ganze Weile. Die Wirkung war um so größer, als viele in diesen Angriffen den „Aufstand von Linken“ gegen den Linken Engelmann sahen.

1. Im August 1981 gibt Engelmann bei einer VS-Presskonferenz im Münchner Rathaus den „Appell der Schriftsteller Europas“ bekannt. Viele überrascht, daß einer der Mitinitiatoren – Hermann Kant ist. Auch namhafte sowjetische Autoren und ihr Verband beteiligen sich. Der Appell findet eine breite internationale Resonanz (er ist inzwischen von Tausenden aus fast allen Ländern unterzeichnet). Er gibt Anstoß zu weiteren Initiativen. Erstmals beteiligen sich Vertreter verschiedener Schriftstellerverbände aus Ost und West – darunter dem der DDR – bei der Bundesdelegiertenkonferenz in Hannover. Schwerpunkt der Konferenz: Schriftsteller und der Frieden.

2. Stephan Hermlin lädt im Dezember 1981 zur ersten Begegnung von Schriftstellern aus Ost und West in die Akademie der Künste der DDR nach Berlin ein. Es ist für viele eine erste, offene Begegnung, war es doch fast zur Regel geworden, daß man von dem einen oder anderen nur noch Gedrucktes und Zitiertes zum Thema Menschenrechtsverletzungen vernommen hatte. Wie schon im Sommer reagiert die bürgerliche Presse selektiv: Was sich im Sinn einer angenommenen oder tatsächlichen Opposition zum „real existierenden Sozialismus“ verwenden läßt, wird groß herausgestellt; wer den NATO-Raketenbeschluß ablehnt und den Krefelder Appell unterstützt – wie etwa Engelmann und Lattmann –, wird kaum

oder gar nicht erwähnt.

3. Zur Fortsetzung der Berliner Begegnung laden Engelmann und Mitglieder des holländischen P.E.N. im Mai 1982 nach Scheveningen bei Den Haag ein. In den herrschenden Medien wird mit Sorge registriert, daß es zu keiner einseitigen Menschenrechtsklage von West nach Ost kommt, daß im Gegenteil eine gemeinsame Haager Erklärung verabschiedet wird. Die publizistischen Generalstähler erkennen auch das Dilemma, daß sich „deutsch-deutsche Querelen“ wenig eignen, den Aufrüstungskurs der NATO ideologisch zu flankieren, den anderen Europäern – vor allem den Holländern – ist das lästig. Und die Russen, die angeblich alle bedrohen, schlagen gar vor, die Militärblöcke aufzulösen.

4. Im Juni 1982 veranstaltet der VS die INTERLIT in Köln. Erstmals kommen Vertreter der „Dritten Welt“ zu einem europäischen Friedenstreffen der Schriftsteller. Die Vertreter aus Schwarzafrika und Lateinamerika machen klar, wie der Kampf um den Frieden zusammenhängt mit dem nationalen Befreiungskampf gegen Neokolonialismus und Imperialismus. Schon im Vorfeld der Begegnung, die den gemeinsamen Gegner – die auf Kriegskurs zusteuernde Reagan-Administration – erkennen läßt, verschärfen sich die Angriffe. Die Sofioter Treffen „Friede – Hoffnung des Planeten“ sind seit dem Haager Treffen voll einbezogen. Die Springer-Presse stellt fest, bei INTERLIT handle es sich um eine „Neuaufgabe der Dimitroffschen Komintern-Initiativen der 30er Jahre“ – vom Amsterdamer Treffen 1932 bis zum „Ersten Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur“ in Paris 1935. Damit nähern sich die Diffamierungen der Friedensbewegung von heute den faschistischen vor dem zweiten Weltkrieg. Doch auch die Diffamierung, die INTERLIT sei von Moskau gesteuert, fruchtet nichts. Und die offenen Briefe von Dissidenten, die in den führenden Tageszeitungen veröffentlicht werden, schmälern nicht den Erfolg.

5. Da wenig Überzeugendes zur Verfügung steht, kommen üble Mittel gegen den VS zum Einsatz. Den Auftakt bildet *Gerhard Zwerenz* mit einem Politporno des Rufmords gegen *Stephan Hermlin*, Gast der INTERLIT. Engelmann stellt sich vor Hermlin und verwahrt sich gegen die Infamie bei *Tomas Kosta*, Leiter des Bund-Verlags, der das Zwerenz-Buch „Antwort an einen Friedensfreund“ ange-regt hat.

6. Kurz nach der INTERLIT beginnt die erste Austritts-Kampagne mit *Rainer Kunze*. Erst jetzt gelingt es den Manipulierern in den Medien, den Dauerbrenner „VS in der Krise“ zu installieren. Die folgenden Austritte werden – ohne Unterscheidung der Motive – pressewirksam honoriert. Die „Vorhut“ stellen ehemalige Staatsangehörige der DDR.

7. Der Mainzer VS-Kongreß im März 1983 sieht Schwenger, der keines der Friedenstreffen besucht hat, wieder agieren und dirigieren.

Dieses Mal heißt sein Kandidat *Hans-Christoph Buch*, der vom ehemaligen „neuen Linken“ zum „neuen Rechten“ avanciert. Er soll für den Vorstand kandidieren – eine Möglichkeit, zum gegebenen Zeitpunkt den Verband von der Spitze her zu sprengen. Der Plan scheitert. Buch sieht, nur eine Handvoll Delegierter würde ihn wählen, und zieht seine Kandidatur zurück. Es folgen die „privaten“ Korrespondenzen, die schon auf Veröffentlichung hin angelegt sind: Engelmann soll von Hermlin Auskünfte erzwingen, die dessen Aussage hinsichtlich ehemaliger DDR-Bürger betreffen. (Hermlin hatte – ohne Namen zu nennen – darauf hingewiesen, daß er sich nicht mit Leuten an einen Tisch setze, deren Begabung auf kriminellem Gebiet größer sei als auf literarischem.)

8. Unter Datum 18.9.1983 verschickt Schwenger einen Rundbrief mit dem geplanten Szenarium: er unterstellt eine „fortdauernde Zweideutigkeit der Vorstandspolitik gegenüber Schriftstellerverbänden der sozialistischen Länder“;

er kritisiert die „doppeldeutige Formulierung“ zur Wiedermalassung „eines“ Verbands polnischer Schriftsteller im Telegramm, das VS und P.E.N. im August nach Warschau geschickt haben und wirft Engelmann vor, er leiste der polnischen Regierung „verdeckte Schützenhilfe“. (Der P.E.N. wird dagegen von der Kritik verschont – bis heute.) Schwenger teilt mit: „Ich versende diesen Brief zunächst nur an Euch“, an den Bundesvorstand also und „die Delegierten von Mainz“. Er ergänzt: „und an einige Freunde mit der *ausdrücklichen Sperre* einer publizistischen Verwertung“. Er fordere alle auf, den Brief mit einer Stellungnahme in der nächsten *feder* zu veröffentlichen – und weiß doch genau, daß zu diesem Zeitpunkt die *feder* frühestens im November reagieren kann –; die Oktober-Ausgabe, die zur Buchmesse erscheint, ist längst abgeschlossen. Drei Wochen später – zur Buchmesse am 13. Oktober – präsentiert er bei der VS-Pressekonferenz einen bis dahin unbekannten Dissidenten namens Schulze und behauptet vor der versammelten Presse (darunter waren „einige Freunde mit der *ausdrücklichen Sperre*“), Engelmann habe sich um den Mann nicht gekümmert.

9. In der Woche nach der Buchmesse schlägt Engelmann beim Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier in Nürnberg vor, Manès Sperber möge den Friedenspreis zurückgeben, da er doch offensichtlich nicht für Abrüstung sondern für die atomare Aufrüstung Europas plädiert habe. Nun beginnt die Jagd auf Engelmann.

10. *Wiesheu*, Generalsekretär der CSU, fordert zeitgleich mit *Jürgen Fuchs* („Unabhängige Gewerkschaften ... sind Befreiungsbewegungen – anders als die IG Druck und Papier“) den Rücktritt Engelmanns. Der Diffamierung Wiesheus – der Antifaschist Engelmann sei ein „Reichsschrifttumskammer-Präsident“ – schließen sich ziemlich bald die Westberliner Autoren *Jörg Fauser* und *Hans-Christoph Buch* an (vgl. *tip*, Westberlin 23/83). Grass schweigt dazu.

11. Schwenger schlägt einer Reihe von Autoren – meist telefonisch – vor, man solle in der *feder*, verbandsintern, das Polen-Telegramm diskutieren. (Dem Antifaschisten Engelmann wird, frei nach Springer, angehängt, er benehme sich wie der Faschist Quisling.) Der Aufforderung nach Diskussion des Telegramms folgen auch Carl Amery, Heinrich Böll, Peter Härtling, Richard Hey. Den Unterzeichnern wird versichert, die Liste ginge nicht an die Presse – tatsächlich aber landen Namen und Liste genau dort und werden in den Medien bewußt vermengt mit denen, die den Rücktritt Engelmanns fordern.

12. Gewicht erhält die „Affäre“ durch das Auftreten von *Günter Grass*, der nach jahrelanger VS-Abstinenz bei der putschähnlichen Mitgliederversammlung des Westberliner VS aktiv wird und einen „gefügigen“ Anti-Engelmann-Vorstand durchsetzen hilft. (Dieter Lattmann: „Grass steht nicht in VS-Nähe. Er ist ein großer alter Einsamer, der aus dem Kyffhäuser tönt und manisch, monomanisch die Medien anzieht.“)

Es herrscht wieder das Klima der „Frontstadt“ gegen den Kommunismus. Vorerst wird Buchs „Übertreibung“ – in Polen herrschten heute schlimmere Verhältnisse als während der deutschen Besetzung – noch zurückgewiesen.

Hans-Christoph Buch wird Favorit von Springers *Welt*. Er verspreche, „gegen Engelmann und die DKP-Clique“ vorzugehen. Er gelte vor allem „als Skeptiker gegenüber der Gewerkschaftszugehörigkeit“. (*Die Welt* am 24.11.1983). Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* mahnt schon am 23.11.1983, daß „dieser Konflikt nicht anders als durch ein gründliches Revirement in den Spitzen der Landesverbände und vor allem im Bundesvorstand zu lösen sein würde“. Prompt verschickt Buch, der neue Vorsitzende des Westberliner VS, einen Rundbrief (28.11.1983!) an alle Delegierten, denen er „im Namen eines Neuanfangs“ rät, ihr Mandat zur Verfügung zu stellen.

Das „neue“ Programm formuliert die *FAZ* am 2.1.1984 recht unverblümt:

- der VS kann alles tun, solange „die politische Arbeit von ideologischer Einfärbung“ frei ist und „er die Position eines radikalen Engagements vertritt“,
- der VS soll aufhören, „internationale Friedensgespräche auszurichten“ und „Außenpolitik auf eigene Faust“ zu machen. Dazu sei er weder „berufen noch befähigt“.

- der VS soll „sein Verhältnis zur IG Druck und Papier überdenken“: „Die IG macht mit allen Mitteln Front gegen die kommerziellen Fernsehanstalten, die hierzulande Sendeerlaubnis erhalten haben“, das stünde

- im Widerspruch zu den Autoren, die „ein breiter und lukrativer Markt für ihre Texte, für Drehbücher und ähnliches“ erwarte,

- nur auf diese Weise schließlich seien „Sprache, Atmosphäre und letztlich auch die Verhaltensweisen innerhalb des VS wieder so zu verändern, daß sie eines Schriftstellerverbandes würdig sind“.

Das Programm ist klar. Damit begann die Auflösung des SDS 1933 – in Berlin; im Zeichen des Antikommunismus übernahmen die Nazis die Geschäfte. 1972 versuchte das der CSU-Werbemanager Peter Norden in München mit der „Fraktion“, ein Häuflein rechter Wendekünstler, das sich im konservativ-elitären FDA zur Bedeutungslosigkeit reduzierte. 1983 übernimmt eine Gruppe im Westberliner VS die Regie. Nach ihrem Willen soll der VS das leisten, woran der FDA in den 70er Jahren gearbeitet und womit er trotz großzügiger Förderung durch die CSU dennoch kaum Aufmerksamkeit erregt hat – „Exilkongresse“ zum Thema „Menschenrechtsverletzungen im Osten“.

Bei der Mitgliederversammlung des VS-Bayern am 28.1.1984 warnte Dieter Lattmann vor der für Saarbrücken geplanten „einseitigen Menschenrechtsklage von West nach Ost“. Er verwies auf parallele Vorgänge in der Friedensbewegung, die mit einem neuen militanten Antikommunismus gespalten werden soll. Lattmann erinnerte auch an die Tradition der BRD, wo die „Politiker völlig moralfrei agieren, während die Intellektuellen die Moral öffentlich transportieren sollen“. Mit anderen Worten: Wer die herrschenden Kreise stört, wird bestraft. Strauß darf nach Warschau, Prag und Berlin fahren mit dem Angebot eines Millionen-Kredits – die Schriftsteller dagegen sollen zurück in die antikommunistische Gesprächslosigkeit.

Auf der Bühne werden erneut die Scheinwerfer auf die wirksamsten Antikommunisten gerichtet, meist Renegaten oder solche, die in einer glaubwürdigen Opposition gegen den Sozialismus zu verwenden sind.

Als das Anfang der 50er Jahre einsetzte, behielt *Thomas Mann* die Vernunft, die ihn seit 1933 geleitet hat. In einem Brief vom 15. September 1954 schrieb er:

In meinen Augen ist der ganze wütende Anti-Communismus nichts anderes als verkappter Fascismus, der das Wort ‚Freiheit‘ im Munde führt.

Das sollten alle bedenken, die mit ihrer Kritik an Zuständen und Praktiken in den sozialistischen Staaten nicht in eine Koalition mit „verkapptem Fascismus“ geraten wollen, andernfalls werden sie unversehens zur Beute des Reaganschen Kreuzzuges. Und stünde es Günter Grass nicht besser an, das mitzuerörtern, was *Tschingis Aitmatow* in seinem Essay „Echo der Welt“ zu bedenken gibt (nächste Seite).

Die schulmeisterlichen Zurechtweisungen, die er zu verschiedenen Zeiten Anna Seghers, Heinar Kipphardt, Alfred Andersch, Peter Weiss und *Tschingis Aitmatow* zuteil werden ließ, gehören nun wahrhaftig zu den langweiligen Wiederholungen, die weder seiner Melancholie an den deutschen Zuständen noch der Fähigkeit zur Groteske gerecht werden.

* Vgl. auch: „Vom Baumsterben der Menschen. Oder: die Gewerkschaften müssen ihren Weg neu beschreiben. (Schriftsteller in der Frieden- und Arbeiterbewegung. Dokumentation und Collage. Gespräch mit Leonhard Mahlein.)“, München 1983.

Tschingis Aitmatow Echo der Welt

Ich beginne mit einer Behauptung, die nach meiner Auffassung keineswegs einen Widerspruch enthält, sondern im Gegenteil etwas Zusammengehöriges:

Die Zeit ist gekommen, Literatur nicht nur vom Standpunkt traditioneller ästhetischer Ideale aus zu beurteilen, sondern vor allem von der Höhe der aktuellen und brennenden Anforderungen des Tages her.

Mit der Atomspaltung ist die Menschheit in Geheimnisse der Welt eingedrungen, die bis dahin nur „den Göttern“ zugänglich und verfügbar zu sein schienen. Alles hängt seither von uns ab, vom Willen der Menschen – wir halten die mächtige Energie des Universums in Händen. Bei vernünftigem Gebrauch kann sie großen Nutzen bringen, aber Leichtsinns und Verantwortungslosigkeit tragen in sich die Drohung einer noch nicht dagewesenen Katastrophe: das Verschwinden aller Lebenden auf dem Planeten. Und was ist dabei zum Vorschein gekommen? Es ist schwer und schrecklich, „Gott“ zu sein. So ist das. Wenn die zeitgenössische Literatur nicht dabei hilft, daß die Menschen, die „Götter“ über sich selbst geworden sind, dennoch als Menschen fühlen, wenn sie nicht an der Förderung und Verbreitung der höchsten Menschheitsideen teilnimmt, wenn sie nicht der Geistlosigkeit und der Unmenschlichkeit des Imperialismus und Militarismus die Ideen des sozialistischen Humanismus, dem wir verpflichtet sind, entgegensetzt – dann kann diese Literatur nicht den Anspruch erheben, die Literatur unserer Zeit zu sein.

Wenn die Literatur aber eine Stütze ist für die wichtigste Idee der Epoche, die zur Schaffung eines neuen Bewußtseins und zum gegenseitigen Verstehen der Gesellschaften, der Völker und der einzelnen Menschen beiträgt, dann ist sie die modernste Literatur.

Ich habe die Vorstellung, daß man im Urteil über sich selbst und über andere von diesen Anforderungen auszugehen hat. Alle Literatur der Gegenwart sollte danach streben. Ihre Aufgabe besteht darin, durch eine lebendige Entwicklung Denker und Künstler von der Art eines Tolstoi oder Dostojewski hervorzubringen.

Warum vom Typ Tolstoi? Weshalb Dostojewski?

Weil sie „Eichmaß“ sind für die künstlerische Selbsterforschung der Wirklichkeit. Nicht von ungefähr hat I. N. Kramskoj, unmittelbar nach Erscheinen des Romans „Die Brüder Karamasow“ in einem seiner Briefe geschrieben: „Nach den Karamasows (und noch während der Lektüre) habe ich einige Male mit Schrecken um mich geblickt und mit Erstaunen festgestellt, daß alles seinen alten Gang geht, daß sich die Welt nach wie vor um ihre Achse dreht. Auch nach der Familienberatung der Karamasows beim Starzen Sossima, auch nach dem ‚Großinquisitor‘ gibt es, wie es schien, Menschen, die den Nächsten ausplündern, gibt es noch die Politik, die in aller Offenheit die Heuchelei propagiert, gibt es Hohepriester, die in aller Ruhe davon ausgehen, daß die Sache Christi ihren Lauf nimmt und die Sache des Lebens den ihrigen; mit einem Wort: das ist etwas derart Prophetisches, Flammendes, Apokalyptisches, daß es unmöglich ist, auf dem Platz zu verharren, auf dem wir gesessen sind, daß es unmöglich ist, die Gefühle zu haben, von denen wir uns ernährten und an etwas anderes zu denken als an den heutigen Tag.“

Und dennoch nimmt das Leben „seinen alten“ und „seinen nicht-alten“ Gang. Wie wurden die Welt und der Mensch in der Welt nach Puschkin, Tolstoi, Dostojewski, Tschechow, Gorki und Majakowski?

Was für wahrlich riesige Schritte hat die Menschheit dank jener in ihrer künstlerischen Entwicklung gemacht!

Ich denke nicht, daß es die Klassiker einfacher hatten, die Seele des Menschen anzurühren. Das wird niemals „einfacher“ sein.

Eine andere Sache ist es, daß jedes, von einem zeitgenössischen Autor geschriebene Werk unweigerlich vor dem Hintergrund Puschkins gelesen wird.

Übrigens haben diesen „Hintergrund“ solche Genies der russischen Literatur wie Tolstoi, Dostojewski, Blok auch schon sehr deutlich empfunden. Nicht zufällig hat der Erstgenannte Puschkin als seinen „Vater“ bezeichnet.

Mir scheint, jeder zeitgenössische Schriftsteller, der sich ein noch so supermodernes Thema vornimmt, kommt nicht um die Frage herum: Wie hätte darüber Tolstoi geschrieben?

Es ist die Persönlichkeit, die jedem Werk zugrunde liegt.

So ist Nachahmung in der Literatur ein hoffnungsloses Unterfangen.

Das Wesen eines wirklich zeitgenössischen Werkes liegt folglich in etwas anderem. Tolstoi hat auch darüber nachgedacht: Um in der Lage zu sein, Notwendiges und Wichtiges den Menschen zu sagen, muß der Schriftsteller am „allgemeinen Leben der Menschheit“ teilnehmen.

Das „allgemeine Leben der Menschheit“ heute, wovon der Zustand, das heißt die historische und ethisch-philosophische Weltanschauung des Künstlers, abhängt, und der den Menschen das Notwendige und Wichtige sagt – das sind: die Oktoberrevolution und der Sieg über den Faschismus – die Pest des 20. Jahrhunderts –, das Hinaustreten der Menschheit in den Weltraum und schließlich die allgemeine Unruhe über unser aller Zukunft.

Es ist wichtig, diese universal-historischen Einsichten und Erschütterungen in grundsätzlicher Weise zu durchdenken, also Vorgänge, die sowohl das Schicksal der Menschheit gewendet als auch das persönliche geistige Leben verändert haben.

Durchdenken heißt vor allem durchleiden.

Anders gesagt, der Schriftsteller (nach Gorkis Definition nicht die Kinderfrau der eigenen Seele sondern das Echo der Welt) ist verpflichtet, die Geschichte zu durchleiden.

Nur dann, wenn seine ganze Seele vom Schmerz, von Empörung und Liebe durchdrungen ist, hat er das moralische Recht, sich Schriftsteller zu nennen, denn nur so kann man auch „der Literatur dienen“ und nicht in ihr oder für sie Dienste verrichten.

Ich bin davon überzeugt, daß es nötig ist, den wahrhaftigen Grundgedanken jenen Begriffen zurückzugeben, die Wesen und Bedeutung der Kunst ausdrückten, und die denen heilig waren, die wir heute zu Klassikern erhoben haben, uns auch nicht scheuen anzuerkennen, daß sie in größeren Maßstäben und mutiger gedacht haben als viele von uns denken, die danach streben, „besser zu denken“.

Es ist leicht, darüber zu klagen, daß es die Klassiker „geschafft“ haben: sie hatten ja weder Hiroshima und Nagasaki noch die faschistischen Konzentrationslager des Todes und auch nicht den Wahnsinn der Angst erlebt, der gegenwärtig die

Menschheit vor der Drohung einer Selbstvernichtung erfaßt hat – hätten sie es denn geschafft, all das mit ihrer unübertroffenen, künstlerischen Kraft darzustellen?

Ich bin davon überzeugt, daß das Warten auf Künstler in der Art eines Tolstoi und Dostojewski von einem höchst eindringlichen, keinen Aufschub duldenden Bedürfnis bestimmt wird (sie hatten es ja zu ihrer Zeit verstanden, den Menschen zu erschüttern, indem sie die unglaublichen Abgründe und Höhen seines Geistes gestalteten; sie hatten es sich vorgenommen, die Frechheit des Bösen, die den Menschen erniedrigte und beleidigte, zu enträtseln und sie zwangen ihn dabei, das Leben in all seinen zahllosen Erscheinungen zu lieben).

Die Welt und die Menschen von Heute zu sehen und zu begreifen, bedeutet doch vor allem, daß man nicht nur Zeuge eines großen Schauspiels ist, sondern auch der Schöpfer einer grimmig schönen Welt, der Welt von Heute und der von Morgen. Das verlangt ein durch nichts vergleichbares Gefühl des Beteiligtseins an der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, denn nur der Mensch, der am unendlichen Schaffensprozeß beteiligt ist, sucht sich selbst und seinen Platz in Zeit und Raum.

Ich möchte nicht, daß mich der Leser für einen Menschen hält, der unfähig ist, das Interessante zu sehen und zu schätzen, das es durchaus bei uns in der Literatur gibt.

Nehmen wir die Weltliteratur im Ganzen – von Scholochow bis Faulkner, von Thomas Mann bis Leonow, von Auesow bis Marquez – so haben wir genug, worüber ernsthaft nachzudenken ist. Unsere Gedanken und Gefühle sind hier im Spektrum der Literatur des 20. Jahrhunderts mit genügender Kraft festgehalten. Das ist ein Grund mehr, die Lösung der Frage – ist die zeitgenössische Literatur von Heute zeitgenössisch und inwieweit ist sie das? – von höchsten ethisch-ästhetischen Kriterien her zu beurteilen.

Das Gespräch kann nicht vollwertig und ergiebig sein, wenn wir über die zeitgenössische Literatur nur im Rahmen der wissenschaftlich-technischen Revolution urteilen, im Rahmen lokaler Ereignisse, im Rahmen thematischer Eingrenzungen, oder im Rahmen rhetorisch-deklamatorischer Poesie, bisweilen auch im Rahmen von Binsenwahrheiten, die als Entdeckungen ausgegeben und angenommen werden.

Ist das unter anderem nicht etwa dadurch zu erklären, daß es heute tatsächlich immer schwieriger wird, den Menschen mit der Kraft der Kunst zu erschüttern – die Schmerzschwelle ist jäh angestiegen: sogar die biblischen Prophezeiungen vom „Ende der Welt“ sind in den Schatten getreten – naive Vorstellungen, angesichts des Schreckens, der über der Menschheit wie ein Damoklesschwert schwebt.

Ist denn im Leben selbst nicht etwas vorhanden, was sich schon jetzt gegen die drohende Katastrophe erheben könnte? Und woraus die Literatur neue, von ihr noch nicht erforschte und erprobte Kräfte schöpfen könnte?

Natürlich gibt es so etwas. Anders kann es nicht sein.

Können wir das immer sehen und erkennen? Das ist die Frage.

Ich möchte hier, um meine Gedanken deutlich zu illustrieren, noch einmal eine Geschichte erzählen, die mich erschüttert hat.

Vor nicht allzu langer Zeit geschah folgendes: Amerikanische Infanteristen, die am Rande des Dschungels Gräben aushoben, erblickten Gestalten und eröffneten

mit großkalibrigen Artilleriegeschossen das Feuer auf die vietnamesischen Kämpfer, die sich am gegenüberliegenden Ende des Feldes befanden. Das Feuer deckte alles so ein, als sollte alles Lebende und Nichtlebende von der Erde verschwinden. Doch währenddessen zogen Bauern unter dem Steilfeuer der Artillerie, dem Krachen und Explodieren der Geschosse, übers Feld und folgten, Furchen um Furchen ackernd, ihren Pflügen. Sie zogen dahin, ohne den Kopf zu heben. Und ihnen folgten in gemessenem Schritt Frauen, die Samen in die Erde streuten. Und diese heilige Handlung, die schon in den Texten der alttestamentarischen Propheten besungen wurde, das lebensbejahende Schreiten des Säenden, wurde zum Symbol für die unauslöschliche Fähigkeit eines Volkes zum Widerstand, zum Symbol der ewigen Arbeit und der Vernunft gegen den todbringenden Krieg. Diese Szene hat ein amerikanischer Journalist gesehen und beschrieben, von dem die bitteren aber wahrhaftigen Worte der Schande, der Scham und der ernüchternden Einsicht stammen: „Wir werden sie niemals besiegen! Wir verfluchten Krieger!“

Wie muß die zeitgenössische Kunst sein, damit sie das moralische Recht erhält, im Namen dieser Menschen zu sprechen?! Im Namen des Lebens, das in Gestalt des Pflügers gegen den Tod schreitet?!

Gegenwärtig geht die Menschheit ihren unglaublichen schweren und edlen Weg unter dem „Sperrfeuer“ verschiedener Arten großkalibriger Geschosse, seien es todbringende Artilleriegeschosse oder die Geschosse der bürgerlichen Propaganda, die auf die Seelen der Menschen gerichtet sind und die darauf abzielen, vom Menschen nur noch eine leere Hülle zu hinterlassen.

Lorca hat, wie man sich erinnert, gesagt, der Dichter sei der Schöpfer zeitgenössischer Mythen.

Doch verblaßt nicht bisweilen jeder Mythos vor dem nicht erfundenen Leben? Möglicherweise wird man unsere reale Geschichte in einem Jahrhundert als Legende auffassen, und die Teilnehmer einer ähnlichen Diskussion wie der unseren werden nicht wenige Kopien des Lebens zerreißen – auf der Suche nach ihren Wurzeln. Vielleicht werden sie über die naiv-phantastische Weltanschauung nachdenken, die der Menschheit in grauer Vorzeit – das heißt im 20. Jahrhundert – zu eigen war.

Aber ich wünschte mir, daß einer von ihnen, der die bewölkten Höhen der abstrakten Erörterungen verlassen hat, folgenden Gedanken formulierte: Dem „Mythos“, kaum hervorgebracht und in der Prüfung der Zeit bestanden, lag etwas Reales zugrunde; er hat also nicht nur als Kindermärchen gedient.

Wenn wir ernsthaft der Idee anhängen, wonach der Mensch der Schöpfer seines eigenen Verhältnisses zur Welt und zu sich selbst ist, dann ist diese Realität das Maß unserer Sittlichkeit, des aktiven Humanismus und des sozialen Engagements, sie ist in jeder Sphäre der menschlichen Tätigkeit unvermeidlich.

Anders ist es nutzlos, über die Konzeption der Persönlichkeit des Menschen von heute zu sprechen, eines Menschen, dessen Ideal in der Literatur des sozialistischen Realismus als der „positive Held“ erklärt wird.

Ist damit seine kanonisierte Gestalt geschaffen? Ich bin davon überzeugt, daß wir einen Fehler machen, wenn wir die Frage so stellen, denn wir sind dann gezwungen zuzugeben, daß es das nicht gibt, vielleicht sogar an der Idee des „positiven Helden“ überhaupt zu zweifeln.

Dazu eine weitere Überlegung.

Wird denn Dostojewski, der vom „positiven Helden“ geträumt hat, nicht vom Standpunkt mancher heutiger Kritiker aus vorwurfsvoll gefragt, welche seiner Personen eigentlich dazu gezählt werden kann? Doch offensichtlich keine.

Und dennoch gibt es den Helden. Dieser Held ist die Wahrheit, die der Schriftsteller mit seinen Helden in qualvollem Ringen gesucht hat. Und es ist die selbstlose und selbstvergessene Liebe zur Wahrheit, die er im Leser, im Menschen heranzubildete.

Kehren wir zu unseren Angelegenheiten zurück. Man sollte sich nicht ärgern, sondern dafür dankbar sein, daß das Bild des „positiven Helden“ keiner Kanonisierung unterliegt, daß es nicht in den Rahmen von Verhaltensweisen, Gefühlen und Gedanken gepreßt wird, wie es kurzsichtige Kritiker festlegen.

Die Aufgabe besteht darin, den „positiven Helden“ als den Menschen einer denkenden Seele darzustellen. Die zeitgenössische Literatur ist so zeitgenössisch wie der von ihr dargestellte Held, je nach seiner Intensität und Leidenschaft im Kampf um soziale Gerechtigkeit, seinem mehr oder weniger großen Schmerz und seiner Unruhe über das Schicksal der Welt von heute, je nach der Tiefe und Schärfe seines historischen Gedächtnisses, seinem Glauben an die Zukunft der Menschheit.

Nikolai Tichonow hat gesagt, die Weltanschauung ist die innere Sonne des Dichters.

So ist es. Wenn wir in einem Buch nicht das innere Licht spüren, die Anwesenheit der Sonne, der Hoffnung, die zum Leuchten kommen muß, auch wenn der Himmel von Wolken überzogen ist, so reicht es nicht zu sagen, daß so ein Buch nicht zeitgenössisch ist – es zieht uns zurück.

Die wahrhaft moderne Literatur, die dazu da ist, der Menschheit und dem einzelnen Menschen in der richtigen Wahl zu helfen, kann erst dann darauf hoffen, ihre Aufgabe zu erfüllen, wenn sie sich auf das höchste Niveau des ethisch-philosophischen und künstlerischen Denkens begibt.

Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer

Günther Ehrenreiter „nix vastehen, Gastarbeiter“

Es ist dies die Geschichte zweier Gastarbeiter, eines österreichischen Steinmaurers und eines türkischen Helfers. Über den Zeitraum des Jahres 1982 werden hier die Schwierigkeiten und Erlebnisse der beiden in ungeschminkter Wahrheit geschildert.

Seltsam, an das Gute im Leben gewöhnt man sich so schnell... Es ist nur gut, daß ich vorläufig mehr ans Schlechte gewöhnt bin! Als kleiner Junge spielte ich gerne mit Steinen... diese Leidenschaft ist mir geblieben... nur die Steine sind größer geworden... Günther
Schon im Koran stehen geschrieben... Allah ist groß... Deswegen viele Millionen Türken an ihn glauben! Oh, Allah u akhbar... meine Schicksal liegen in deine Hand! Hussein

Ich bin 40 Jahre alt, Steinmaurer, einen Meter achtzig groß und etwa 100 Kilo schwer. In meinem Gesicht wuchert seit etlichen Jahren ein Bart, der manche Leute, die mich nicht kennen, dazu veranlaßt, mich als Originalbayern einzustufen. Weit gefehlt, ich bin geborener Steirer und höchstens bei Saufgelagen genauso durstig und trinkfest wie die hiesigen Eingeborenen. Ich habe Familie zu Hause, Frau und acht Kinder, was mir hierzulande zum Teil Hochachtung, zum anderen Teil den Vorwurf einbrachte, ein großer Bock zu sein. In Bayern genieße ich zur Zeit zwei Vorteile. Der erste ist, man verdient hier für seiner Hände Arbeit doch noch etwa 20 Prozent mehr als in der Steiermark; der zweite, ich habe einen sehr netten Chef, der es durchgesetzt hat, daß Hussein und ich auch samstags arbeiten können, ohne daß uns Vater Staat gleich die Haut über die Ohren zieht!

Nun mit Hussein hat es seine eigene Bewandtnis. Er ist türkischer Staatsbürger und kommt aus dem Nordwesten der Türkei. Nach seinen eigenen Worten ist die Gegend dort so armselig und steinig, daß sogar Mohammed, der Prophet Allahs, zu weinen anfang, als er hier einmal durchkam. Hussein kam im Alter von 15 Jahren mit seinem Vater in die Bundesrepublik, um hier zu arbeiten. Er ist in der Türkei verheiratet (sehr unglücklich, wie er sagt) und hat eine Tochter im Alter von drei Jahren. Als ich ihn kennenlernte, da hätte ich mir nicht gedacht, daß dieses in Fetzen gehüllte Individuum einmal mein Freund werden würde. Es begann auf einer Baustelle in der Nähe von Starnberg. Wir waren ein Vorarbeiter und drei Maurer, die Hussein allein mit Mörtel und Ziegeln bedienen sollte. Natürlich gleich in der ersten Stunde ein Gebrüll vom Vorarbeiter, weil Hussein das einfach nicht schaffen konnte:

„Na, du Kümmeltürk du verhauta, tua weida... pressiert, pressiert!“ Hussein schrie zurück: „Wer deine Kümmeltürk? Du gleich eine mit Schaufel kriegen, ich nix Kümmeltürk, du vastehen?“ Drohend hob er die Schaufel.

Da es mir von Haus aus zuwider war, nur auf dem Gerüst zu stehen und zu warten, bis der Mörtel kam, sprang ich hinunter und klopfte dem Vorarbeiter auf den Rücken. „Heh, sei doch net gar so, ich helf ihm schnell mit, dann geht des schon.“ Der Vorarbeiter schaute mich an (vielleicht, weil er es sich überlegte, daß er mir körperlich wohl kaum an den Karren fahren konnte) und brummte dann etwas besänftigt: „Schon guat, mir müssen schau, daß wos weidageht“. Da ich von Natur aus sehr kräftig bin, machte es mir nichts aus, Mörtel und Steine zu tragen, außerdem langte ich mit meinen Meter achtzig leicht aufs Gerüst, wo sich Hussein schon redlich abplagen mußte (er ist nur 1,58 groß und schwächling). In der Mittagspause — ich hockte gerade

auf einem Bretterhaufen und dachte über mein Quartierproblem nach — kam Hussein zu mir und sah mich nachdenklich an. In seinem Gesicht arbeitete es, dann machte er den Mund auf und fragte mich: „Warum du so?“ er suchte nach einem Ausdruck, dann schien er ihn gefunden zu haben. „Warum du so anders als die da?“ Er deutete auf die Hütte, wo die anderen saßen. Ich muß ihn wohl blöd angeschaut haben, denn er sagte: „Ja, du anders. Du helfen mir, du nix sagen schlecht zu mir! Du gutt Kollege...“ Ich begann zu lachen, und nachher sagte ich zu ihm: „Tja, weißt du, Hussein, bei mir ist's egal, wenn ich dir helfe; schau, bei meiner Kraft ist das Wurscht, ob ich zwischendurch einige Kübel Mörtel oder Ziegel trage, außerdem, ich bin auch nur ein Gastarbeiter. Österreicher, verstehst du? Hussein nickte und blickte zur Hütte hinüber. „Trotzdem“, murmelte er, „die deutsche Maurer bissel depelt.“ Dann trollte er sich wieder.

Das Quartierproblem rückte wieder in meine Gedankenwelt vor. Es war so, daß ich da bei einem großen Bauern in Münsing ein Zimmer hatte, das kostete pro Monat 160 Mark, und das stank mir. Schließlich war meine Auslöse auch nicht höher und damit futsch. Sicher, das Zimmer war nett, wenn es auch bei offenem Fenster oft nach Silo roch. Mitten in meine Gedanken hinein kam der Chef daher, und ich beschloß, mit ihm über das leidige Problem zu reden. Es ist das Schöne an unserem Chef, daß er einem zuhört. Er war noch sehr jung, als er zum Militär mußte (Anno nazimal!). Als er nach einigen Kriegsjahren irgendwo in Rußland gefangen wurde, da wußte er, daß der Traum vom tausendjährigen Reich aus und vorbei war. Dreieinhalb Jahre hungerte er sich durch von Lager zu Lager. Als er nach dieser Zeit heimkam, war er zum Skelett abgemagert. Es dauerte an die drei Jahre, bis er sich wieder halbwegs erholt hatte. Mit neuer Kraft ging er daran, einen Baubetrieb zu gründen. Er war einer der ersten, die beim deutschen Wiederaufbau dabei waren. Vor allen Dingen aber hatte er sich eines zu eigen gemacht, er war zu allen Leuten, die bei ihm arbeiteten, mehr Kamerad als Chef. Das merkte auch ich, als ich ihm mein Problem darlegte. Er hörte in aller Ruhe zu, dann fragte er mich, ob ich einen Wohnwagen akzeptieren würde. Sofort bejahte ich und dachte dabei an einen der Bauwagen, den man ja herrichten könnte. So weit, so gut. Die Woche verging, das Arbeitsklima und die Leistung brachten mir einiges an Befriedigung und damit etwas Abstand von den privaten Sorgen, die man so als Familienvater hat. Das sind ja nun wirklich nicht wenige. Speziell am Abend, wenn ich schon im Bett lag und nachdachte, da zog es wie ein Film durch mein Gehirn. Unsere Kinder — vier Söhne und vier Töchter — na ja, der Älteste mit seinen 19 Jahren hatte eine Malerlehre mit gutem Erfolg abgeschlossen. Der war schon aus dem Wasser. Die älteste Tochter arbeitete im Gastgewerbe und hatte einen Freund, sie wird demnächst 18. Die anderen sechs gingen noch alle zur Schule, das kostete auch ganz schön. Wir hatten vor etwa sechs Jahren ein altes großes Haus gekauft. Platz hatten wir jetzt genug. Sicher, die Rückzahlungsraten für den Kaufpreis waren auch nicht ohne. Urlaub haben wir seit unserer Eheschließung noch nie gehabt. Aber vielleicht wird's doch noch mal was. Wenn ich so an meine Frau denke, sie hat immer genug zu tun. Keine Zeit für Seitensprünge, ich liege da solo im Bett und denke an sie, wie sie sich auszieht. Ihre Figur ist im-

mer noch gut, trotz der Kinder. Sie geht regelmäßig zum Turnen in den Sportklub. Damenriege. Oft macht sie auch Gymnastik mit den Kindern zu Hause, wenn es im Freien ein Sauwetter hat. Ach mein Schatz, wieviel müssen wir versäumen. Herrjeh, ich werd ganz bockig bei den Gedanken an sie. Diese verdammte Trennung ist es, die mich manchmal verrückt macht. Alles nur, weil bei uns eine der industrieärmsten Zonen ist. Bei uns gibt es bloß Land- und Dorfwirtschaft und ein bißchen Fremdenverkehr, damit hat sich's! Darum hocke ich hier in Bayern allein im Bett, bin mit den Gedanken bei meiner Frau und weiß nicht, soll ich mir nun bei den Gedanken an sie einen von der Palme locken oder was. Endlich erlöst mich der Schlaf von diesen Gedanken.

Freitag mittag — wir machten gerade Feierabend — kam der Chef zu uns. Er fragte mich, was ich dieses Wochenende machen würde. Er hätte da bei einer Kundschaft zugesagt, ein Steinmauerwerk zu errichten. Ob ich nicht Lust dazu hätte. Natürlich hatte ich, aber allein? Ich schielte zu Hussein, der nickte. Also packte ich mein Werkzeug zusammen, Hussein holte Pickel und Schaufel. Rein damit in den Wagen des Chefs, und ab ging die Post. Während der Fahrt fragte ich den Chef, ob die einheimischen Maurer an den Wochenenden nicht arbeiten würden. Er lachte und meinte: „Jo mei... hie und da, aber weißt, de ham des nimma notwendig. Schau, von dene hat jeder sein eignes Haus, guat eingricht sein's a; und Kinda? Höchstens oans oda zwoa und die sind ah schon aussagwach'sen!“ Wir waren an der Baustelle angekommen und wurden vom Bauherrn begrüßt. Er war Direktor einer großen Privatschule in München und sichtlich erfreut über unser Erscheinen. Der Chef zeigte mir, was zu machen sei, und meinte zum Abschluß, daß er uns abends abholen würde. Nachher fuhr er davon. Hussein und ich begannen das Fundament für die Mauer auszuheben. Dabei erzählte er mir, daß er nun schon acht Jahre in Deutschland arbeitete. Davon über drei Jahre bei unserer Firma. „Bei Firma ich verdienen 1400 Mark, das nix viel, aber Wochenende auch muß arbeiten, dann gutt! Aber die deutsch Maurer mir nix mitnehmen zum Arbeit an die Wochenende, das ist Scheiß! Zuviel Zeit, was machen? München fahren in Puff, wieder zwei-, dreihundert Mark weg. Nix gutt! Nie Geld!“ Ich lachte. „Na, na, so arg wird's schon net sein!“ Hussein sah mich traurig an. „Ich meine Vatter Geld schicken jede Monat für mein Frau und meine Kind zu Hause Türkei. Frau und Tochter wohnen Haus von meine Vatter! Ich meine Frau nix richtig lieben! Ich 18 Jahre alt, meine Vatter mir sagen: du muß heiraten! Meine Vatter mir Frau aussuchen von Familie von nächste Dorf. Diese Familie haben viel Grund, Äcker und Weide. Meine Vatter zu meine Hochzeit Geld bekommen und Acker kaufen! Für uns! Aber in Hochzeitsnacht ich meine Frau nix richtig lieben, nie vorher gesehen! Ich nur Kind machen und dann wieder Deutschland fahren arbeiten! Du mir vasteh'n? Das große Scheißerei! Ich andere Mädchen damals lieben, richtig gerne mögen... aber nix geht! Meine Vatter mir sagen, er mich erschlagen, wenn diese Mädchen wollen heiraten! Dann ich noch haben Schwester 12 Jahre alt, ich haben sehr gerne, aber Schwester fast nix hören, viel schwer mit Schule, ich ihr kaufen eine Hörengerät. Jede Monat meine Vatter muß Batterie kaufen für diese Gerät, aber... Vater nix kaufen, ich nix wissen warum!“

Wir gruben nun das letzte Stück des Fundamentes aus, und ich fragte Hussein, was denn seine Mutter dazu sagt. Hussein seufzt gequält: „Mutter darf nix sagen, sonst Vatter schlagen... Vatter viel schlagen meine Mutter, das ist sein Recht. Wenn Türkei eine Mann viel schlagen seine Frau: nix Polizei kommen! Nix so wie Deutschland, wenn da eine Frau anlangen, dann gehst Arrest, einsperrt! Viel Türkischmann jede Tag Frau Fotzen geben. Auch wenn nix falsch machen. Es gibt türkisch Sprichwort, du mußt deine Frau jede Tag bissel schlagen, sie schon wissen warum! Wenn Ernte schlecht, Frau Prügel bekommen! Wenn Frau in Dorf nix mit drei Meter Abstand hinter ihrem Mann gehen, Fotzen bekommen! Abend, wenn Mann nach Hause kommen und Frau nix sofort seine Schuhe ausziehen, dann seine Füße waschen, Frau Schläge bekommen! Wenn Frau nix gutt Essen kochen: Fotzen kriegen! Du muß vastehen: Wenn Türkischmann nix schlagen seine Frau, dann seine Gesicht verloren. Andere Mann dann viel spotten diese Mann! Wenn ich zu Hause zu nächste Markt gehen und dort in Puff gehen, mein Frau nix darf sagen, sonst ich schlagen muß!“

Ich war ehrlich entsetzt. Diese Ansichten gab es ja nicht einmal im finstersten Mittelalter bei uns! Speziell wir Österreicher lieben die Frauen seit jeher. Einige von den Bayern sind da schon etwas rüpelhafter. Ich erinnere mich daran, daß einmal ein Bayer zu seiner Frau sagte: „Holt! dei Fotzn, du Matz!“ Nur weil sie ihn vorsichtig darauf hingewiesen hatte, daß er nun schon genug Bier getrunken habe.

Wir hatten inzwischen den letzten Rest für das Fundament ausgegraben, da kam der Bauherr und bat uns zum Essen auf die Terrasse. Wer beschreibt mein Erstaunen, als die Frau des Hauses mit Lammkoteletts daherkam und mit vier Sorten Salat. Der Bauherr lächelte: „Für gute Arbeiter haben wir auch gutes Essen, um die Plackerei bin ich euch nicht neidig.“ Hussein fragte: „Ist das vom Schwein?“ Dabei deutete er auf die Schüssel mit dem Fleisch. „Bitte, Sie entschuldigen, aber Schwein ich nix essen!“ Die Bauherrin lächelte: „Das ist Lamm, Hussein, ich weiß, Sie sind Muselmane, und Ihre Religion verbietet Ihnen den Genuß von Schweinefleisch!“ Hussein brummelte zu mir herüber. „Was ist das? Lamm?“ Momentan fiel mir nicht ein, wie ich ihm das verständlich machen sollte. Der Bauherr erlöste mich: „Ja, weißt du Hussein, das ist Kind vom Schaf, verstehst du Junges, äh Kleines vom Schaf!“

Jetzt lachten alle durcheinander, weil der Bauherr das Blöken eines Schafes nachzumachen versuchte. Es war ein richtig netter Abend. Unser Chef kam nun auch des Weges und setzte sich zu uns. „So!“ sagte er zu mir, „heut kannst dir no dein' Wohnwagen anschauen!“ Dabei blinzelte er mich durch seine Brille an. Also, noch eine Überraschung! Spät abends, als mich der Chef am Bauhof absetzte — Hussein war schon vorher ausgestiegen, er wohnte in einem Nebengebäude bei der Villa des Chefs —, klappte mir doch der Unterkiefer runter. Mitten auf dem Bauhof stand da ein schneeweißer, etwa sechs Meter langer Campingwagen. Am liebsten hätte ich laut hurra geschrien! Beinahe feierlich überreichte mir der Chef die Schlüssel: „So, jetzt schaut amol innen nei!“ Erwartungsvoll sperrte ich auf und stieg in den Wagen. Meine Herren „Das war schon was' Bett, Wohnzimmerecke, Kochnische

mit Kühlschrank, Kleiderkasten und Waschnische. Als ich wieder aus dem Wagen stieg, wäre ich am liebsten dem Chef um den Hals gefallen. „Da könnte ich ja morgen nach Feierabend gleich einziehen oder?“ „Freilich kannst das machen also g'fällt dir?“ Fragend sah mich der Chef an. „Ja freilich“, antwortete ich. „Also dann guat. bis morgen fruuh! Pfüatt di!“ Da stand ich nun und konnte mein Glück kaum fassen!

Am nächsten Morgen holte mich der Bauherr selber ab. Hussein wartete auch schon auf uns. Er wirkte noch etwas verschlafen. Wir betonierten das Fundament, auf das ich dann die ersten Steine ansetzte. Es waren Granitbrocken mit einem Durchschnittsgewicht zwischen 80 und 150 kg. Ganz schöne Schinderei, aber was soll's. Solange ich gut dafür bezahlt wurde, war es mir völlig Wurscht, was ich tat. Ein schöner Tag war auch, und die Wärme nahm zu. Hussein versuchte sich auch an einem Steinbrocken. Keuchend wälzte er ihn zu mir. Unwillkürlich lachte ich. „Na, Hussein, ziemlich schwer, was?“ Hussein richtete sich schwitzend auf und stöhnte: „Heute nix viel Kraft, vielleicht gestern zuviel wichen...“

„Pfui, du alter Saubär“, antwortete ich. Hussein sah mich seelenruhig an und sagte: „Na ja, was soll machen? Muß wichen! Die deutschen Mädchen mir nix ficken lassen! Heute abend ich fahren Diskothek Wolfratshausen, vielleicht da eine finden! Du auch mitfahren? Ah, nein, du zu alt für Disko!“ So ein Lümmel. „Du traust mir wohl gar nichts zu?“ Hussein lachte nur. Eigentlich hatte er recht. Ich war einmal durch Zufall in so einen Schuppen hineingeraten. Lauter junges Volk zwischen zwölf und zwanzig Jahren hüpfte da auf der schummrig beleuchteten Tanzfläche herum. Und die Musik erst. Mir dröhnten die Ohren bereits nach den ersten drei Minuten. Außerdem war es der ständig gleiche Rhythmus, ich machte, daß ich wieder raus kam. Am Ausgang motzte mich irgend so ein junger Rotzlöffel mit schauerhaften Gewandfetzen am Leibe an: „Na Opa, is' wohl nix für dich! Oder willst du dir ne junge Möse suchen?“ Ich fuhr mit einer Hand aus, der Typ kratzte schnellstens die Kurve. Der Bauherr kam mit einem Trügel Bier daher und stellte es in den Schatten eines Baumes. „Damit, daß mir net verdurscht's!“ Dann sah er mir eine Weile zu, wie ich einen Stein aufhob und einsetzte. Er räusperte sich hinter mir, und ich drehte mich um. Schelmisch sah er mich an und sagte: „Weißt du, ich kann das nicht mit ansehen wie ihr euch da plagt! Welche Steine muß ich dir bringen?“ Ach du armes Männlein! So dachte ich und erwiderte:

„Was? Mit dem schönen Anzug? Na ja, da hinten, die zwei!“

Dabei deutete ich auf zwei etwa hundert Kilo schweren Brocken. Ich drehte mich wieder um zu dem Stein, den ich gerade vorher gesetzt hatte, und pappete ihn mit Beton fest. Wie er das wohl anstellen will, fuhr es mir durch den Kopf. So, der Stein saß fest. Ich drehte mich um, da stand er vor mir und hielt mir grinsend zwei faustgroße Steine her. Prompt kriegen wir alle einen Lachanfall. „Du hast doch die gemeint? Oder...“ Ach diese Bauherren.

„So, Hussein, jetzt mog ich ein Bier.“ Kühl prickelte der Hopfensaft in meiner Kehle. Also Bier brauen ist etwas, was die Bayern wirklich gut verstehen. An diesem Tag, bei der Hitze tranken wir so nebenher zu zweit dreißig Flaschen Bier. Das meiste schwitzten wir natürlich wieder aus bei der Heberei

mit den Steinbrocken. Bei so einem Natursteinmauerwerk im Zyklopenverband geht ja viel Material drauf. Also im Schnitt komme ich in einem Zehn-Stunden-Tag auf vierzig Tonnen, die ich hebe, schaufle, also verarbeite! Da bleibt von dem Bier, das man nebenher trinkt, nicht viel im Körper. Ganz wichtig sind aber zwischendurch – so um zwei oder drei Uhr nachmittags – etwa zwei Tassen starken Kaffee, sonst wird man zu schnell müde. Es war Abend geworden, wir hatten die Hälfte der Mauer geschafft. Der Bauherr war begeistert und brachte nun Wein auf die Terrasse. Wir räumten unser Zeug auf und setzten uns dann zu ihm. Die Bauherrin verwöhnte uns mit Hirtenspieß, richtig scharf, dazu den Wein. Oh, es gibt schon noch Leute, die eine gute (vor allen Dingen schwere) Arbeit zu schätzen wissen. Der Bauherr fragte Hussein: „Wein trinkst du doch, oder? Darfst du nicht, weil Allah sonst vielleicht schimpft?“ Hussein konterte: „Mit Allah das nix tun, ich schon trinken, aber nix zuviel! Sonst rauschig! Heute zwar egal, morgen Sonntag! Das mit Schweinefleisch auch so sein, ich wollen essen, aber nix gutt meine Bauch da!“ Damit deutete er ungefähr dahin, wo beim Menschen die Galle sitzt. „Das mit Allah ich sowieso nix genau nehmen. Ich nur zweimal Moschee gewesen, meine Religion Ableitung von Sunna, ich nix Schiit.“ „Das ist auch Schwierigkeit“, fuhr Hussein fort, „viel Türken in meinem Alter nix genau wissen, was wollen werden, richtige Türke oder Deutsche? Viel Probleme, meine Freund!“ Damit hatte er zweifelsohne recht. Arbeitsmäßig gab es keine Schwierigkeit. Wohnungsmäßig tauchten da schon die ersten Probleme auf. Wohnungen, vor allen Dingen billige, waren so schwer zu finden, wie die berühmte Nadel im Heuhaufen. Kulturmäßig waren da kaum überwindbare Barrieren.

Allein der Gesang, also da sind wir Mitteleuropäer total daneben. Wenn so ein Türke zu singen anfängt, dann hört sich das für unsere Ohren so an, als hätten drei Leute zugleich grimmiges Bauchweh. Die noch viel größere Hürde war die mit seiner Frau. Für alle, die noch nie eine Türkin gesehen haben, ein seltsamer Anblick. Verhüllt von unten bis oben, nur die Augen schauen raus. Einziges Zugeständnis, das die in Bayern lebenden Türkenfrauen unserer Mode lassen: Anstatt des bodenlangen Tuchumhanges laufen sie hierzulande mit Hose und einem Kittel darüber herum. Auch die Verschleierung des Gesichtes ist zu etwa achtzig Prozent nicht mehr vorhanden. Mit dem Erlernen der deutschen Sprache hapert es. Wer will von uns schon wissen, ob und wie viele dieser türkischen Frauen überhaupt schreiben oder zumindest lesen können? In ihrer eigenen Sprache? Als ich Hussein fragte, ob er damit einverstanden wäre, seine Frau nach Bayern zu holen und sie die deutsche Sprache lernen zu lassen, sagte er nur: „Ich nix genau wissen!“

Wir brachen auf, es war spät geworden. Übersiedeln wollte ich auch noch, in den Wohnwagen, Hussein sagte noch, bevor er ausstieg: „Günther, du morgen mittag zu mir essen kommen, ich Hendel kauft!“ Ich war natürlich über-rascht und sagte zu. Ehrlich gesagt, es freute mich. Bei den Bauersleuten herrschte eine gewisse Betroffenheit, als ich ihnen klarlegte, daß ich nun ausziehen würde. Es dauerte eine ganze Weile, bis die guten Leute kapiert hatten, warum ich so plötzlich in einen Wohnwagen umziehen wollte. Speziell Tante Anna, die Schwester des Bauern. Sie hatte immer das Zimmer in Ord-

nung gehalten. Und sie hielt mich für einen guten Christenmenschen. Ja, sie war schon eine gottesfürchtige Frau und vielleicht war sie deshalb so von mir eingenommen, weil ich schon einige Mal mit ihr den Sonntagsgottesdienst besuchte. Außerdem hatte ich ihr ein Wegkreuz renoviert und auf einen alten Getreidespeicher in eine Nische den Heiligen Georg hineingemalt. Von wegen Kirchenbesuch. Das letzte Mal, als ich mit Tante Anna da war, wetterte der Pfarrer, daß es in Münsing wohl sehr viele katholische Kühe gebe, die ausgerechnet zur Messezeit kalben müssen! Das hat mir gelangt. Was versteht ein Geistlicher von Kälberkühen? Oder soll der Bauer die Kuh beim Kalben verrecken lassen?

Am Sonntagmorgen richtete ich mich im Wohnwagen häuslich ein. Von den Nachbarinnen, Frauen meiner bayrischen Arbeitskollegen, erhielt ich noch Dinge geschenkt, die mir das Leben erleichtern würden, und ich brauchte vor allen Dingen nichts neu zu kaufen. Eine Pfanne, einen Suppentopf, Besteck, Kaffeehägerl und ähnliches. Jetzt konnte ich mir selber kochen, wenn ich Lust dazu hatte.

Um elf Uhr zog ich mich um und marschierte zu Hussein. Ich war gespannt, was er da zusammengebraten hatte. Das kleine Häuschen, in dem Hussein wohnte, bestand aus einem Kellerraum, in dem auch Klosett und eine Waschgelegenheit installiert waren. Im Erdgeschoß war ein Vorraum, den sich Hussein als Küche hergerichtet hatte. Dahinter war ein größeres gemütliches Zimmer. Hussein wirkte gerade in der „Küche“. Riechen tat es ganz gut, was er da fabriziert hatte. Wir begrüßen uns, und Hussein bat mich, im Zimmer Platz zu nehmen. Gleich darauf kam er mit einer großen Kasserolle. Das sah ja lecker aus. Er hatte zwei Hühner halbiert und mit Kartoffeln und anderem Gemüse gebraten.

Hussein servierte gekonnt, und wir begannen zu essen. Ich steckte mir den ersten Bissen in den Mund und fing an zu kauen. Da zog es mir die Rachen-schleimhäute zusammen und ein dumpfes „Huuahh“ entfuhr mir. Das Zeug war ja scharf wie der Teufel. Hussein grinste scheinheilig. „Was ist? Zu scharf? Ich immer so essen! Das ist nur der Anfang so scharf, du zuerst bissel Gemüse essen, dann Fleisch auch geht!“ Ich habe noch nie in meinem Leben so scharf gegessen. Gleich darauf wußte ich warum, ich sah es: Da hatte er doch glatt etliche Pfefferoni mitgebraten!

Hussein entschuldigte sich und holte eine große Colaflasche. Ich mußte was trinken, sonst würde ich abbrennen bis auf die Schuhnägel! Langsam ging es mir besser. Endlich hatte ich das Essen geschafft und lehnte mich schweißgebadet zurück. Hussein brachte von irgendwo eine Flasche Weinbrand. Mit Cola gemischt dämpfte es nun doch das Brennen in meinem Rachen. Etwa zwei Stunden später hatten wir die Weinbrandflasche geleert und beide einen Leichten in der Krone. Spätestens zu diesem Zeitpunkt würden wir Freunde. Er erzählte mir viel von seiner Familie, von den Notzeiten, die er schon hinter sich gebracht hatte, das waren nicht wenige. Vieles davon erinnerte mich an meine eigene Jugendzeit, die auch eine trostlose Angelegenheit gewesen war.

Mein leiblicher Vater – ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt – war bei der SS. Meine Mutter war Krankenschwester. Nach Kriegsende wurde er einge-

sperrt, und sie hatte die Nase voll von ihm und mir – dem „Nazibalg“! Sie gab mich zu wildfremden Leuten und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Ich kam von einem Kostplatz zum anderen, hatte nirgends genug zu essen und klaute wie eine Elster. Mit elf Jahren hatte ich einen Herz- und Lungenfehler, war klapperdürre und rannte ohne Haare auf dem Kopf durch die Gegend, weil ich wieder einmal Kopfläuse erwischte hatte. Da erbarmte sich ein Ehepaar und adoptierte mich vom Fleck weg. Ich war, glaube ich, ein sehr schwieriges Kind. Schon allein durch die Unterernährung und mit meiner Husterei. Ich hatte Keuchhusten gehabt, und der wurde nie ganz auskuriert. Dazu das ewige Hin und Her bei den verschiedenen Kosteltern. Liebe? Davon hab ich damals nur selten was gespürt.

Wenn heutzutage von den Alten, die damals verfolgt oder vertrieben worden sind, im Fernsehen und im Radio die Rede war, frag ich mich oft: Wer redet einmal von uns, von den Kindern, die in der Nachkriegszeit ohne Eltern aufwachsen mußten? Mit nichts als dem Hunger in den Gedärmen und der Not in den Augen? Wer redet von den Kindern, die bei Bauern untergebracht waren, die mitarbeiten mußten auf den Feldern? Unterernährt, barfuß auf den Stoppelfeldern die letzten Ähren zusammenklauben! Barfuß noch im Oktober zur Schule gehen! Ich hab das erlebt! Aber Krieg verloren, aus, Klappe zu, Affe tot! Über die Jahre nach dem Krieg wird kaum mehr geredet! Auch nicht darüber, wie viele Kinder verhungert sind! Wie viele Kinder nach Jahren noch an den Folgen dieser Zeit litten! Rachitis, Bettnässen bis zum 14. Lebensjahr, hervorgerufen durch die andauernde Unterkühlung, weil wir nicht einmal genug zum Anziehen hatten.

Nun, es ist alles schon lange her. Sind wir selber daran schuld? Was kann zum Beispiel Hussein dafür, daß in seiner Heimat eine Militärjunta an der Macht ist? Daß diese Junta Straßen, Strom und Wasserleitungen nur nach ihrem Gutdünken bauen läßt, aber nicht nach den Erfordernissen der Bevölkerung? Daß diese Junta diejenigen, denen das nicht paßt, ohne Verhandlung eingesperrt, und politisch Andersdenkende einfach an die Wand stellt und erschießen läßt? Ich habe Hussein gefragt, was er denn von der jetzigen Regierung in seiner Heimat hält. Er äußerte sich sehr vorsichtig. „Momentan Militärregierung besser, aber nix ganz gut! Bevor diese kommen, immer Rechtspartei und Leute von Kommunist Anschlag machen. Viel schießen, viele Mann kaputt! Muß Militärregierung kommen! Jetzt Ruhe in Land! Viele junge Mann muß zu Militär gehen. Ich auch sollen gehen! Wenn nix gehen, muß viele Tausend Mark zahlen! Das nix gut!“ Traurig fügte er hinzu: „Aber was will ich armes Hund tun?“ Ich machte ihm den Vorschlag, von nun an mit mir jene Wochenenden, also Freitag nachmittags und samstags, zu arbeiten, wo ich nicht nach Hause fuhr. Der Chef hatte genug Arbeit für uns und war froh, daß er den „Kleinkram“, wie er es nannte, vom Halse hatte. Ich verabschiedete mich von Hussein und ging zurück nach Münsing zum Wohnwagen.

Meine zwei Arbeitskollegen, die in einem großen Haus an der Hinterseite des Bauhofes wohnten, sahen mich, als ich ankam, und riefen mir zu: „Na, wann machst denn die Einweihungsfeier für dein neues Heim?“ „Nächstes Wochenende, Samstag abend!“ rief ich zurück. Natürlich mußte ich da eine

kleine Feier steigen lassen, schließlich hatten mir die Herrschaften ja auch geholfen. Die Woche verging wie im Flug, ich kaufte mir in Ammerland von einem Bastler ein kleines Schwarzweißfernsehgerät, das noch gut in Schuß war. Es funktionierte im Wohnwagen, und die drei deutschen Fernsehprogramme bekam ich tadellos. Nur unser österreichisches Fernsehen kriegte ich nicht rein! Na ja, was soll's, dachte ich mir, man kann nicht alles haben.

Am Freitag traf ich mittags mit Hussein zusammen, und der Chef führte uns zu dem Bauherrn, wo wir das Steinmauerwerk fertig aufzustellen hatten. Es klappte alles wie am Schnürchen. Am Samstag um drei Uhr nachmittags waren wir fertig damit. Irgendwie erinnerte mich diese Steinmauer an zu Hause. An Schloß Trautenfels, die Ruine Wolkenstein und Wörschach, an den Galgenturm in Irdning. Ich schalt mich selber einen Narren wegen des leise aufsteigenden Gefühls von Heimweh! Sicher, ich mag dieses Bayernland, aber ich liebe meine Heimat. Nach zwei Wochen, die ich hier arbeite, da meldet sich dieses Gefühl, und dann bin ich immer wieder froh, wenn ich Ende der dritten Woche nach Hause fahren kann. Ich hänge sehr an den Kindern, wenn ich da so zu unserem Haus komme, und sie erblicken mich, da rennt mir die ganze Schar entgegen, und ich habe meine liebe Not auf den Beinen zu bleiben. Ich darf nicht daran denken.

Die Einweihung des Wohnwagens wurde eine sehr feuchte Angelegenheit. Wir waren zehn Leute und hatten alle Platz, jetzt sah man erst, wie groß der Wohnwagen war. Die Stimmung war toll, und Toni, einer meiner Maurerkollegen, spielte Akkordeon.

Toni ist das, was man einen integrierten Bayern nennt. Er ist im Grenzland, also in einem ehemals österreichisch verwalteten, heute jugoslawischen Teil geboren. Er kam Ende des Krieges nach Bayern und blieb da. Seine Frau holte er sich aus Spanien. Eine nette Frau, der ich das erste Geschirr für den Wohnwagen verdanke. Dann waren da noch Hubert und seine Frau. Auch sehr nette Leute und ebenfalls „Zuagroaste“. Hubert war während der Kriegswirren mit seinen Eltern aus Danzig geflohen, von da nach Hamburg, wo er beim Schiffbau tätig war. Dort lernte er seine Frau kennen. Danach übersiedelte er nach Bayern. So kam er als Kranfahrer und Maschinist zur Firma. Die beiden sind auch schon öfters bei uns in der Steiermark auf Urlaub gewesen.

Hubert spielte mit Hilfe eines alten Bierkruges und zwei Löffeln darin das Schlagzeug zu Tonis Akkordeonmusik. Zwischendurch erzählte ich einige Witze aus meiner Heimat.

Einige Zeit später, wir hatten bereits drei Kisten Bier getrunken und waren auf Wein umgestiegen, da begannen wir zu singen. Die Fischer-Chöre waren da wohl nichts gegen uns! Dann weiß ich nur noch, daß wir um 11 Uhr nachts auf dem Bauhof Walzer tanzten.

Es war nun Sommer geworden und heiß. Unsere Steinmauerei bekannt geworden wie ein bunter Hund mit Kuhglocke. An einem Wochenende arbeiten wir für einen Segelclub. Da hatte der See mit seinen Sturmwellen im Frühjahr aus der Uferböschung ein Riesenloch herausgeschwemmt und sogar ein Stück von der Liegewiese mitgerissen. Wir bauten nun in einem extrem flachen Böschungswinkel eine Massivsteinwand ein. Hussein spielte

fast verrückt, weil rund um unseren Arbeitsplatz viele Frauen und Mädchen in Bikinis herumlagen. Manche davon oben ohne. Hussein kriegte buchstäblich Stielaugen, dazu stöhnte er verhalten: „Die deutsche Mädchen machen mich kaputt.“ Ich ließ ihn fest Steine schleppen, damit die Leuten nicht mitkriegen, daß der arme Kerl die meiste Zeit mit einem Steifen durch die Gegend rannte! Am nächsten Morgen, zeitig in der Früh, trafen wir uns auf der Baustelle. Ich hatte mir am Vortag noch eine Badehose besorgt und sie heute angezogen, darüber hatte ich nur einen alten Overall an. Der Chef des Clubs kam zu uns, und ich erklärte ihm, daß wir wahrscheinlich, wenn es wieder so heiß würde, ein paar Mal zum Abkühlen in den See hineinspringen müßten. Ich meinte da zwar mit „heiß“ etwas anderes als er. Der Chef hatte nichts dagegen. Schließlich war es auch mir nicht ganz einerlei, wenn da ein Haufen barbusiger Weiber herumlag. Er brachte sogar für Hussein eine Badehose. Ich erklärte Hussein, daß er einfach ins Wasser springen sollte, wenn er wieder „Gefühle“ kriegte. Hussein murmelte nicht so ganz überzeugt: „Vielleicht das helfen.“ Wie oft wir beide an diesem Tag ins Wasser sprangen, weiß ich nicht mehr. Trotz allem kamen wir mit unserem Mauerwerk gut voran. Willi, der Chef, war sehr zufrieden mit uns.

Abends, wir waren in trockenen Klamotten, kehrten wir noch bei einem Wirt in Ammerland ein, ein original Bayer, nebenher Jäger, Metzger und außerdem ein Lästler über alles, was nicht bayerisch ist. Er bringt es aber in einer Form, daß ihm niemand böse sein kann. Maulhalber könnte er Spaghetti quer essen! Wir kannten uns bereits von einigen Besuchen. Ich saß kaum, da erzählte er mir schon einen Witz über die Österreicher. Wieso wir denn an unseren Grenzen Salat anbauen würden? Weil halt der Salat schneller schießt als unser Bundesheer! Das konnte ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen: „Der kleine Sohn eines Bayern kommt nach Hause und fragt seine Mutter, was denn Familie sei? Die Mutter antwortete ihm: Na ja, du, ich und der Vater! Drauf der Sohn: Ja, ist das gleich wie bei die Rindviecher? Ja, sagt die Mutter, du bist das Kalb, ich bin die Kuh. Der Bub unterbricht sie begeistert: Und der Vater ist der Stier? Nein, sagt die Mutter, der Vater ist ein Ochs, der Stier wohnt drei Häuser weiter!“

So pflaumten wir uns gegenseitig eine Weile an, zum Gaudium der anderen Gäste. Am Ende wollte der Wirt, dieser Lukas, uns weismachen, daß wir mit einem Kartoffelsack oder etwas Ähnlichem und einer Taschenlampe in seinem Revier jederzeit Wolpertinger fangen könnten! Und er würde uns für jedes Wolpertingerfell hundert Mark zahlen! Ich begann lauthals zu lachen. „G'scheiter wär's, du zahlst gleich a Maß Bier für an jed'n!“ Wir blödelten weiter bis zur Sperrstunde. Dann ging es heimwärts.

Am darauffolgenden Wochenende regnete es leicht, und wir waren allein auf der Baustelle. Gott sei Dank! Ich grinste Hussein an: „Na, mein Freund? Heute nix augenkrank? Keine Mädchen, die dich verrückt machen? Hussein lachte. „Du aber auch bissel nervös! Ich schon merken... oh, wenn das so weitergehen, würden meine Zipfel kaputt! Egal, Haut sowieso weg!“ Ich fragte ihn, was er damit meine. „Du nix wissen? Wir Türken... äh... wie heißt das... Haut wegmachen.“ „Ach“, sagte ich, „du meinst Beschneidung?“ Hussein dachte nach. „Ja! Das ist richtige Wort! Bei Militär einmal jede Jahr alle

Soldat muß nackig kommen, einmal eine Soldat noch haben diese... äh... Vorhaut ihr sagen?" Ich nickte. „Ja, dann General kommen, General sehen diese Mann, wo noch haben Haut, ziehen Säbel... und zack... „Was? Zipfel weghacken?" Hussein lachte: „Ja, ja ... weg!“ „Also Hussein, jetzt hast du gelogen! Man kann doch einem Mann nicht gleich den Zeppedeus weghacken, nur weil er nicht beschnitten ist?“ Hussein verzog gekränkt sein Gesicht. „Na ja, General nur Vorhaut weghacken...“ Hussein erklärte mir: „Du muß wissen, türkisch Mann muß beschneiden sein, sonst vielleicht krank werden, bei uns oft viel heiße Wetter und außerdem, mit Zipfel ohne Haut kann viel länger ficken als deutsche Mann!“ Ich war momentan zu überrascht, um etwas darauf sagen zu können. Doch Hussein sprach ungeniert weiter. „Unsere Frauen auch muß jede Woche Fummel rasieren! Du muß wissen, bei uns viel warm, und wenn nix rasieren, dann stinken.“ So himmelhoch sind also die Unterschiede zwischen der türkischen und unserer Kultur. Wenn ich zum Beispiel von meiner verlangen würde, daß sie sich rasiert, oh, oh!

Unsere Lage wurde nun etwas verzwick, da wir Baustellen mit langen Anfarten bekamen. Ich beriet mich mit Hussein, ob wir nicht ein gebrauchtes Auto kaufen sollten. Hussein hatte ja einen deutschen Führerschein. Ich dagegen hatte keinen, der Wunsch war mir vergangen, als ich einen meiner besten Freunde in seinem Auto nach einem Unfall verbrennen sah. Wir beschlossen also, ein Auto für etwa 2000 Mark zu kaufen, eine Woche später hatten wir eines. Der Gebrauchtwagen hatte zwar zweieinhalbtausend Mark gekostet, war aber gut in Schuß. Wir teilten uns die Kosten. Nun waren wir doch etwas unabhängiger, und da ich ohnehin wieder mal nach Hause mußte, beschlossen wir, gemeinsam in die Steiermark zu fahren. Hussein fuhr sehr gut, zügig und trotzdem mit der nötigen Vorsicht. War das ein Hallo, als wir daheim ankamen. Ich hatte zu Hause zwar schon von Hussein erzählt, aber noch nichts davon, daß wir zusammen kommen würden. Hussein gefiel es recht gut bei uns, und er war ständig von einigen unserer Kinder umringt, die ihm ein Loch in den Bauch fragten, wie es denn bei ihm zu Hause in der Türkei aussehe. Abends richtete ihm meine Frau ein Zimmer. Aber weit gefehlt! Unser Ältester schleppte Hussein mit in die Disko. Um 4 Uhr morgens kamen die beiden erst nach Hause. Um 12 Uhr mittags stand Hussein erst auf. Ich wollte ihn ein bißchen pflanzen: „Na du Nachtvogel, wie war's?“ Hussein blinzelte mich an. „Ja, ich gehen mit dein Sohn in Disko tanzen, dann bissel trinken. Ich eine schöne Mädchen kennenlernen. Oh, ich sie viel schmusen! Dein Sohn auch sitzen bei Mädchen. Ich mit meine Mädchen ein Uhr wegfahren von Disko... fahren in Wald, wieder viel schmusen und spielen. Ich ganz verrückt, wollen mehr aber Mädchen sprechen nix geht, Feuerwehr! Scheiße! Ich Mädchen fahren nach Hause und sprechen zu ihr, ich wiederkommen in drei Woche! Mädchen sagen, sie warten! Ich dann zurück in Disko und deine Sohn suchen. Wir dann noch unterhalten und dann zusammen nach Hause!“

Die Rückfahrt nach Bayern verlief klaglos. In Wolfratshausen kehrten wir kurz ein. Es war eine alte Wirtschaft, und wir setzten uns an einen der freien Tische. Gegenüber saß ein einzelner Gast mit einer Lederhose und mit dem für Bayern typischen Hosenträger. Es fiel mir auf, daß uns der Mann ein-

dringlich musterte. So ganz nüchtern war er auch nicht mehr. Die Kellnerin kam, und wir bestellten. Hussein sagte gerade: „Haben Sie Cola, bitte?“ Da brüllt der Kerl vom Nebentisch: „Scheiß Ausländer... ausgjogt ghört's alle... Karnaken scheißelendige!“ Hussein wollte aufspringen, ich drückte ihn auf den Sessel zurück. Die Kellnerin kriegte einen roten Kopf und murmelte etwas von „Entschuldigung“ und „Chef holen“. Sie lief auf eine Tür zu, wo „privat“ daraufstand, und klopfte. Ich wendete mich dem Störenfried zu. „Wer is dein Scheißkarnak, du Hammel?“ In diesem Moment kam der Wirt und schnauzte den Stänkerer an. „Na du Feicht'l, host scho wieda zvui? Pack die zsamm und varschwind!“ Brummend erhob sich der Mann und latschte Richtung Ausgang. Der Wirt setzte sich daraufhin zu uns und entschuldigte sich für das Benehmen dieses ruppigen Gastes.

Es war dies das erste Mal, daß wir so beschimpft wurden. Sicher, es gibt in Deutschland etliche Leute, die ausländerfeindlich eingestellt sind. Dabei nehmen wir zwei niemandem die Arbeit weg. Im Gegenteil, ich habe bis jetzt noch keinen Maurer getroffen, der unsere Arbeit haben wollte! Wir machen diese Arbeit, also die Steinmauern, zu zweit, wo sonst drei oder vier Leute beisammen sind. Allein die Steine, bis jetzt hat mich nur jeder neugierig angeschaut, zum Teil sogar mitleidig, wenn ich erklärte, daß ich diese Trümmer verarbeite! Außerdem ist ja auch der Ausdruck „Gastarbeiter“ völlig falsch! Wer läßt schon einen Gast arbeiten? Wir sind Arbeiter, sonst nichts!

Mir fällt da ein Mann ein, in meinem Alter, er ist Komponist und stammt aus Ambach. Ich renovierte bei ihm ein altes Bauernhaus. Es gelang mir an Hand von Zeichnungen und Beschreibungen, die mir der Bauherr gab, das Haus im alten Stil wiederherzurichten. Diesem Manne wäre es nie eingefallen, mich einen Gastarbeiter zu nennen. Eines Abends sagte er zu mir: „Jetzt habe ich gesehen, was du kannst, und jetzt zeig ich dir, was ich kann. Komm, steig ins Auto!“ Wir fuhren dann nach Eurasburg. Dort holte er sich vom Messner die Kirchenschlüssel, und wir fuhren zur Kirche. Er setzte mich in eine der Bänke und stieg die steile Treppe zur Orgel hoch, schaltete sie ein und begann zu spielen. Ergriffen hockte ich in der Kirchenbank und horchte auf die herrlichen Töne der alten Orgel.

Am folgenden Wochenende, Freitag nachmittag, arbeiteten Hussein und ich an einem Stützmauerwerk in Ambach. Spätabends kollerten wir noch einige große Steine zur Mauer, damit wir sie am nächsten Tage gleich zum Hernehmen hätten. Urplötzlich stöhnte Hussein auf und hielt sich die Leistengegend. „Um Gottes willen, hast dir an Bruch ghebt?“ Hussein ächzte. „Nix wissen... momentan viel Schmerz da.“ Er hielt sich den Unterleib. Ich brachte ihn vorsichtig zu einem Bretterstapel, wo er sich hinsetzen konnte. Nach einer Weile hatte er sich beruhigt und stand wieder auf. „Ach, geht schon wieder.“ Mir war das zu gefährlich. Ich fragte den Bauherrn, der auch des Weges kam, ob da irgendwo ein Arzt in der Nähe sei. Der Bauherr schaute auf die Uhr und sagte, jetzt sei da nichts mehr zu machen, Hussein solle nach Wolfratshausen in die Notaufnahme des Spitals fahren. Er würde sofort dort anrufen. Ich sah Hussein an: „Kannst du überhaupt fahren?“ Hussein sah mich an: „Ah, ja, fahren geht schon!“ „Also Hussein, mit so was darf ma sich net spielen, wenn's dir da was einzwickt hat?“ Hussein nickte bedächtig. „Ja, ich

wissen, ich fahren Wolfratshausen!“ Ich machte mir Vorwürfe, weil ich nicht mit ihm mitgefahren war. Aber wenn sie Hussein im Spital behalten, was sollte ich dann tun, ich konnte ja nicht Auto fahren. Hussein hatte mich zwar beruhigt, es ginge schon wieder, aber man kann ja nie wissen. Am nächsten Morgen, als mich der Bauherr abholte, bat ich ihn, bei Husseins Behausung vorbeizufahren. Ich wollte nachsehen, ob er wieder zu Hause war. Ich wollte doch wissen, was mit ihm los war. Husseins Auto stand auf dem Parkplatz, als wir ankamen. Der Chef kam gerade aus der Villa und lachte, als er uns sah. „Na“, meinte er, „mit Hussein braucht's heut' net zu rechnen, der hot sich oane aufgabt!“ Ich schaute ihn betroffen an. „Ja, hat er nacha koan Bruch?“ „Na, na“, beruhigte mich der Chef, „Bruch hot der koan, nur an Nerv hat er sich a bissl einklemmt, da hamms eahm a bissl a Schmier gebn, jo mei, und nacha muass er do wo ane kennaglernt jam, laß'n heit in Ruah, der soll sich amal austobn mit dera Matz!“

Ja, da schaut her, dachte ich mir, einigermaßen beruhigt, es fehlt ihm also soweit nichts. Der Bauherr und ich fuhren zur Baustelle. Den ganzen Tag werkte ich allein herum.

Am Abend fuhr mich der Bauherr wieder nach Hause. Wer wartete da auf mich? Hussein! Ich grinste ihn an. „Na, du alter Bock, hast dich ausgeschleimt?“ Und dachte mir, nur keinen Neid, Weiberneid ist der häßlichste von allen Neiden. Hussein lachte, wir setzten uns in den Wohnwagen. Da es schon etwas dämmerig war, machte ich Licht. Hussein hatte tiefe Ringe unter den Augen, er lächelte glücklich. Er schwärmte mir von dem Mädchen vor, was sie für einen schönen Hintern hätte und was für einen tollen Busen! Ja, und am nächsten Wochenende, also Samstagabend, würde er sie wieder treffen. Die Schmerzen seien nun auch alle weg, und ich solle nicht böse sein! Ich war auch nicht böse, es war ihm vergönnt. Sicher, bei manchem Einheimischen herrscht noch immer das Vorurteil, wenn sich ein Mädchen mit einem Ausländer, noch dazu mit einem Türken, ins Bett legt, dann kann sie nur eine Hure sein. Und umgekehrt? Es gibt viele Deutsche, die in Fernost, in Thailand, Urlaub machen und dort die Mädchen um ein Spottgeld ins Bett ziehen. Zu Hause hauen sie dann auf den Putz, wie viele Mädchen sie da gevögelt hätten! Aber uns Ausländer als Hurenböcke verteufeln.

Ich verabedete mich mit Hussein für das nächste Wochenende, und er fuhr nach Hause. Da hockte ich nun im Wohnwagen und dachte nach. Im Radio kamen die Nachrichten, irgendwelche Scheißkerle hatten in München wieder Parolen geschmiert: „Ausländer raus!“

Armes Deutschland, dachte ich. Das Land, das mir Brot und Arbeit gab, war unruhig; viele Leute waren nicht einverstanden mit dem, was die Regierung vorhatte. In Brokdorf hatten sich die Atomgegner formiert, die Gegner der Startbahn West in Frankfurt auch. In der Regierung kriselte es. Die zwei Millionen Arbeitslosen drückten aufs Gemüt. Die Opposition ging daran, die SPD-Regierung aus dem Sattel zu heben. War die Bundesrepublik krank? Auch bei uns in Österreich steht ja nicht gerade alles zum Besten. Der Krach um das Allgemeine Krankenhaus in Wien war nicht ohne. Da wurde ein Riesending gebaut, und bis heute weiß kein Mensch, wie es bewirtschaftet werden soll. Allein die Schmiergelder, die an einige Leute gezahlt wurden, die ih-

re Finger bei den Auftragserteilungen drin hatten, würden ausreichen, alle meine Familienmitglieder zu mehrfachen Millionären zu machen! Was soll's, Geld verdirbt den Charakter. Dafür zahlt man als Arbeiter brav seine Steuern. Eigentlich müßte man bei uns im Parlament den Strom abzwicken, sitzen doch genug Armleuchter drin.

Ich dachte an meine Familie. Unsere Älteste wollte bald heiraten. Es war was unterwegs, das hatte ich beim letzten Besuch gemerkt. So wird man alt! Seltsam. Ich sollte bald Großvater werden, und meine Frau, so recht wollte ich das nicht begreifen, Großmutter. Ein leichtes Ziehen in der Brust machte sich bei mir bemerkbar, wie immer, wenn ich an Zu Hause dachte.

Es war Herbst geworden, ein schöner Herbst mit viel Arbeit, die doch noch einiges Geld brachte.

Hussein spielte ein bißchen verrückt, weil das Mädchen sich nicht mehr blicken ließ. Jetzt wollte er mich dazu bringen, mit ihm am Sonntag nach München in ein Freudenhaus zu fahren. Ich erklärte ihm, daß ich nicht wollte. So ein Null-acht-fünfzehn-entsamt-Werden, und dafür auch noch bezahlen?

Am darauffolgenden Wochenende fuhren der Chef, die Chefin, der Juniorchef, Hussein und ich nach Tirol. Der Chef hatte da ein schönes Haus in Hanglage. Unter diesem Haus befand sich eine Stützmauer, die zu schwach fundamentiert war und sich bereits bedenklich neigte. Wir zogen davor eine neue Steinmauer hoch. Der Juniorchef und ich fragten Hussein, wie es denn vergangenes Wochenende in München gewesen sei. Hussein verzog sein Gesicht und begann zu schimpfen. „Ach, Scheiß... ich kommen in Puff, eine schwarzhaarige Mädchen kommen, ich aber nix wollen. Ich wollen blondes Mädchen. Paar Minuten später kommen blonde Mädchen mit so große Busen!“ Er deutete ein Format an, das zwei Melkeimern entsprach. Wir lachten. Hussein sah uns mit strafendem Blick an und sprach erst weiter, als unser Gelächter aufhörte. „Ja, ich mit diese Mädchen Zimmer gehen. Mädchen verlangen fünfzig Mark. Ich geben. Mädchen Hose ausziehen... ich auch... aber dann diese Mädchen kommen mit Massagerät und halten an meine Zipfel. Ich gleich spritzen! Mädchen lachen und sagen: So, du fertig, auf Wiedersehn! Aber ich wollen richtig ficken, nix mit diese Maschine!“

Der Juniorchef und ich hielten uns die Bäuche vor Lachen. Hussein schimpfte uns: „Ach, ihr blöd, ihr lachen, dies Mädchen sagen, wenn ich nix gleich verschwinde, dann Polizei rufen. Ich viel zornig mit diese Hure und gehen!“

Die Chefin war durch unser Gelächter angelockt und auf den Balkon gekommen und hatte natürlich mitbekommen, um was es da ging.

„Lauter Saubären seid's!“ Wir lachten wieder. Abends gingen wir in ein Gasthaus in der Nähe. Ich mag die Tiroler, habe lange genug da gearbeitet bei der Seilbahnbauerei. In Hochgurgl beim höchsten Lift Österreichs, auf der Hohen Salve und bei der Standseilbahn in der Axamer Lizum, da war ich beim Bau der Bergstation dabei. Damals ließ sich noch was verdienen, aber heute? Sauregurkenzeit. Ich trank etwas mehr, als mir guttat. Am nächsten Tag hatte ich einen Brummschädel. Bei der schweren Arbeit war aber das elende Gefühl bald ausgeschwitzt. Wie heißt es so schön bei uns Bauarbeitern? Wennst saufen kannst, dann kannst auch arbeiten! Oder: Guter Lump, guter Arbeiter! Solange man am Boden arbeitet, ohne Maschinen, da macht

es weniger aus, wenn man einen Brummer hat. Wenn man aber am nächsten Tag auf ein Gerüst steigen soll, da würde ich niemandem raten, am Vortag zu saufen.

Die Stützmauer stand nun fertig da, und unsere Chefleute hatten eine große Freude daran. Es ist halt doch so, daß ein Natursteinmauerwerk viel besser in die Landschaft paßt als eine nackte Betonwand. Die ersten Nachfröste traten ein. Am Morgen lag die Natur wie erstarrt da. Die letzten Blätter segelten müde von den Bäumen.

Irgendwann in dieser Woche kam Hussein ganz aufgeregt zu mir. Er sei am Vorabend bei seinen Verwandten gewesen, Onkels und Cousins, die auch in Bayern arbeiteten und in einer kleinen Ortschaft, etwa zehn Kilometer von hier, wohnten. „Ich meine Onkel gestern besuchen, das gute Onkel zu mir, aber mit meine Vatter nix viel sprechen. Diese Onkel mich warnen! Von meine Nachbardorf zu Hause zwei Mann dasein. Meine Familie immer Krieg machen mit diese zwei Mann Familie. Das gehen weit zurück... schon meine Großvater Familie mit diese Familie Krieg haben. Diese Familie damals vor viele Jahre Bruder von Großvater erschlagen. Großvater nehmen Gewehr und schießen von diese Familie eine Mann tot. Jetzt nix mehr schießen darf. Aber diese zwei Mann mir wollen schlagen! Onkel mir sagen, eine Mann arbeiten mit Papiere richtig bei Baufirma, aber andere Mann nix Papiere für Arbeit. Arbeiten seit eine Jahr schwarz in Bayern! Du verstehen, illegal? Wie ich weggehen von Onkel, diese zwei mir wollen fangen. Ich aber schnell zu Auto und starten. Eine Mann zu mir wollen in Auto, ich ihm Autotüre an Kopf schlagen und schnell wegfahren. Andere Mann Stein schmeißen auf Kofferraum!“

Er zeigte mir die Delle am Auto. Gab es also doch noch Blutrache in der Türkei? Und wieso gab es das, daß der eine Kerl illegal hier arbeitete? Unsereins hatte da einen Papierkrieg am Hals und Untersuchungen (das kostet alles Geld!), damit man hier arbeiten konnte, und so ein Kerl kam ohne alles ins Land und arbeitete schwarz. Und wird obendrein noch frech! Ich faßte folgenden Plan, den ich Hussein erklärte: Ich würde den Kerl bei der Polizei anzeigen. So bliebe Hussein geschützt, da sein Name bei der Anzeige nicht auftauchte. Den anderen würde ich schon so irgendwie kleinkriegen. Ich schrieb mir auf einen Zettel den Namen des Illegalen auf. Hussein gab mir eine ziemlich exakte Personenbeschreibung dazu. Anschließend fuhr mich Hussein zur Polizei. Ich ging allein hinein, einer der Älteren kam auf mich zu und fragte, was denn los sei. Ich erklärte ihm den Sachverhalt, gab ihm Namen und Personenbeschreibung und wo der Kerl zu finden sei. Der Polizist war interessiert, sie mußten ohnehin mit den Illegalen aufräumen.

Hussein war danach natürlich aufgeregt; ich beruhigte ihn und sagte ihm, die Stunden, die dieser Knabe noch im Lande sei, wären gezählt. Am nächsten Tag gegen Abend rief ich noch die Polizei an. Da wurde mir bestätigt, daß sie den Kerl bereits festgesetzt hatten. Der Posten bedankte sich sogar für meinen Hinweis. Na also! Mit Hussein traf ich mich wieder am darauffolgenden Wochenende. Es war ein richtig grausliches Wetter, mit Regen und Sturmböen. Wir taten zum ersten Mal seit langer Zeit nichts. Wir fuhren in die Ortschaft, wo der zweite der Kerle wohnte, die Hussein an den Kragen

wollten. Hussein und ich beobachteten das alte Haus, das vollgestopft war mit Türken. Wir saßen etwa eine dreiviertel Stunde. Da kam ein Mann, etwa einssiebzig groß und untersetzt, heraus. Hussein stieß mich in die Seite. „Das is diese Hund Mehmet, der Stein schmeißen!“ Ich stieg aus, ging schnell um die Remise, die vor dem Haus stand, und tauchte so urplötzlich im Rücken des Mannes auf. Ich knurrte ihn an: „Bist du Mehmet?“ Er drehte sich langsam um und sah mich an. Er nickte nun etwas erschrocken. Ich brüllte ihn im schönsten Hochdeutsch an und faßte ihn kurzerhand am Kragen. „Du weißt, daß wir deinen Freund eingesperrt haben. Wenn du noch einmal Scheiße machst mit deinem türkischen Landsmann, Stein schmeißen und so, dann bist du dran!“

Der Kerl zitterte am ganzen Leibe und versprach hoch und heilig, in Zukunft ganz brav zu sein. Vermutlich hielt er mich für einen Polizisten in Zivil. Ich stieß ihn zurück, daß er der Länge nach ins Gras flog, und ging langsam zurück. An der Ecke der Remise drehte ich mich noch einmal um, aber er hatte schon das Weite gesucht. Seelenruhig stieg ich zu Hussein ins Auto, und wir fuhren weg. Angst und Geld hat halt unsereiner nur selten. Hussein lachte. „Jetzt ich bestimmt Ruhe haben, dies Mann bestimmt viel Angst!“

Am darauffolgenden Wochenende kaufte ich einige große Rindsschnitzel. Wir hatten ausgemacht, daß ich am Sonntag bei Hussein Rindsschnitzel kochen würde, mit viel Zwiebeln. Unsere Chefin stiftete Gurken zum Salat.

Am Sonntag morgen machte ich mich auf den Weg. Als ich in die Nähe der Villa des Chefs kam, sah ich vor der Einfahrt im Straßengraben, der an dieser Stelle etwas tiefer war, etwas liegen. Das war doch unser Auto! Ich ging schneller. Wie war Hussein da in den Graben geflogen? Hinten war die Karre ganz schön eingedrückt, ansonsten fehlte nicht viel. Ich rannte zum Nebenhaus und donnerte an die Tür. Hussein wankte total verschlafen daher. Ich fuhr ihn an, was er denn mit dem Auto gemacht hätte. Er grinste: „Ach meine Freund, ich nix schuld, ich wollen von Straße einbiegen, ich blinken, hinter mir noch eine Mann fahren, aber hinter diese Mann noch eine Auto kommen mit über 100 Stundenkilometer! Dieser Mann die Auto hinter mir überholen und mich in Graben schmeißen, ich nix schuld! Polizei dagewesen, auch das sagen! Du kann fragen Chef. Diese Mann schon einmal diese Stelle Unfall machen.“ Ich war wieder beruhigt, die Versicherung würde den Schaden bezahlen, damit hatte sich die Sache. Unser Chef bestätigte mir später Husseins Angaben, als ein Abschleppwagen das Auto aus dem Graben geholt hatte. Na ja, jetzt hatten wir beide kein Fahrzeug, aber die Aufträge wurden nun sowieso rapid weniger.

Fünf Wochen später, der Winter kam, draußen schneite es bereits, und wir hatten unsere Arbeiten fast alle abgeschlossen, da kam Hussein strahlend zu mir und zahlte mir meinen Anteil am Auto zurück: „Versicherung zahlen mir 3000 Mark für diese Unfall! Du jetzt deine Teil zurück. Ich wissen, du brauchen. Bald Weihnachten, du viel Kinder! Ich auch nach Hause fahren. Auto wieder so viel gerichtet, kann wieder fahren damit nach Hause Türkei. Ich meine Cousin mitnehmen. Wir zwei nächstes Jahr wieder zusammen?“ Er deutete auf mich, ich nickte. „Ich noch muß fahren einkaufen für zu Hause, aber wir uns noch sehen, ja?“ Wir schüttelten uns die Hand, und Hussein

machte sich auf den Weg.

Am 17. Dezember trafen wir uns das letzte Mal in diesem Jahr. Wir umarmten uns, und keiner wußte, ob wir uns wiedersehen würden. Zu dieser Zeit gab es bereits zweieinhalb Millionen Arbeitslose in Deutschland. Diese Arbeitslosigkeit hing nun auch wie ein Damoklesschwert über uns.

Die Regierung Kohl hatte die SPD-Regierung abgelöst. Was das noch alles werden soll? Am 18. Dezember fuhr ich mit dem Zug nach Hause. Unterwegs dachte ich an die Erlebnisse dieses Jahres. Die Steinmauern, die wir errichtet haben, werden uns überleben. Und Hussein, mein Freund, hoffentlich bist du gut nach Hause gekommen. Werden wir uns wiedersehen nächstes Jahr im Frühling?

Lutz Wernicke Apulischer Morgen

Auszug aus dem Roman „Apulische Reise“

Was schert mich die Rarstadt hoch im Norden mit ihren grauen hohen Häusern und grauen lauten Straßen und grauen eiligen Leuten und grauen gleichmäßigen Wolken in der Höhe, die sich im Wasser des Rarsees spiegeln und es grau färben? Nein, sie ist meinem Blick entzogen, wenigstens jetzt, liegt weit jenseits der ragenden Alpen und kann mir ganz und gar nichts anhaben in diesen Wochen und Tagen und auch heute nicht. Wieso überhaupt Rarstadt, sind doch Städte dieser Art nicht eben rar? Obwohl den Blick in ihre Richtung gelenkt, habe ich das Glück, sie nicht sehen zu können, so groß ist die Welt. Trab, trab. Oder New York zu meiner Linken, jenseits des Apennin und des weiten Wassers? Groß-New York, elf Millionen Einwohner schon damals. Wolkenkratzer. Hochfinanz. Grau fließt der dreckige Hudson. Was schert's mich, ich brauche nicht dahin. Trab, trab. Auch Peking zu meiner Rechten jenseits der Adria kümmert mich nicht. Heute nicht. Schon damals drei Millionen Einwohner. Gelbe Menschen nahe dem gelben Tempel. Tempel sind Göttern geweihte Stätten. In und um Peking gibt es haufenweise Tempel: den Tempel der Sonne, den Tempel des Mondes, den Tempel der Erde, den Tempel der weißen Wolke, den Tempel des Himmels, den Tempel des Ackerbaues, den Tempel des Konfuzius, den Taoistischen Tempel, den Lama-Tempel und den Mongolen-Tempel. In der Nähe von Peking gibt es eine Höhle mit dem umständlichen Namen Chou-Kou-Tiën. Darin hat man sieben Jahre lang gegraben und Teile der sterblichen Überreste von 14 Menschen gefunden. Die waren schon 500 000 Jahre tot gewesen und wurden nun Pekingmenschen genannt, *Sinanthropus pekinensis*. Die können schon lange nichts mehr sehen, obwohl man sie ans Licht gebracht hat. Wer übrigens von Westen in die Stadt gehen oder fahren will, kann den vor der Stadtmauer ausgehobenen Wallgraben mit Hilfe der Marco-Polo-Brücke überqueren. Sie ist nach jenem Weltreisenden aus Venedig benannt, der 1271 mit Vater und Bruder von der Lagunenstadt aufgebrochen war und sich nach Peking begeben hatte, von wo er erst 21 Jahre später wieder in seine Geburtsstadt zurückkehrte. Aber ich bin kein Weltreisender, niemand braucht eine Brücke nach mir zu benennen und mit Peking fern zu meiner Rechten habe ich heute nichts im Sinn. Trab, trab. Die unbeschlagenen Hufen des lieben Maultieres klappern sanft auf dem schimmernden Asphalt des nach Süden führenden Feldweges. Trab, trab. Auf keinen Fall darf das Maultier mit dem Maulesel gleichgesetzt werden, obwohl beide Geschöpfe unfruchtbar und Bastarde sind, was nicht immer auf das gleiche hinausläuft. Der Maulesel hat ein Pferd zum Vater und eine Eselin zur Mutter. Das Maultier aber wird vom Esel gezeugt und vom Pferd geworfen. Also aufgepaßt! Das liebe Tier, das mich an diesem neugierigen Morgen nach Süden zieht, durfte in seiner Kindheit auf einer duftigen bunten Wiese herumtollen. Mutti, Mutti, werd' ich ein Pferd?, hat es da einmal die würdige Stute gefragt, die es auf seinen ungelenken Beinen umsprang. Nein, du Esel!, war ihm da zur Antwort geworden. Ist aber doch nicht zum Maulesel geraten, sondern zum Maultier. Trab, trab. Ich blicke nach Norden, während ich nach Süden gezogen werde, blicke zur Rarstadt zurück, der fernen,

von wo ich gekommen bin, die aber jetzt gütigerweise hinter den Alpen verborgen liegt und manchen anderen Schönheiten. New York zur Linken, Peking zur Rechten, gleichauf mit ihnen, aber in satter Entfernung von den Tempeln des Geldes, himmelragend, auch von den Tempeln der Götter, Spitzdach auf Spitzdach, nach Norden blickend werde ich südwärts gezogen. Das schmale blaugraue Asphaltband des Feldweges rollt unter meinen baumelnden Füßen ab und verengt sich nach der Ferne hin, der es über die sanften Wellen des hier fast ebenen Landes zustrebt. Der Morgen ist kühl, dieser Morgen des 21. April. Trab, trab. Nur dem Maultier ist wohl warm von seiner Arbeit. Es wäre ihm freilich auch ohne sie so. Amando hat den Kragen seiner erdbraunen Jacke hochgestellt und die bleiche Mütze tief in die Stirn gedrückt. Mit noch müdem Blick und hängendem Kopf sieht er auf den Rücken des trabenden Tieres, den Peitschenstock schlaff in der Hand. Er braucht ihn nicht zu benutzen, denn das Tier in Versuchung führende Abwege gibt es hier nicht, und das mäßige Tempo weiß es allein zu halten. Denn so gleichmäßig, wie das Asphaltband unter meinen baumelnden Füßen abrollt, genau so gleichmäßig taucht es vor den Hufen des Maultieres auf. Trab, trab. Der zweirädrige Karren mit dem blau gestrichenen niedrigen Bretteraufbau trägt dünne Äste und Zweige als seine Fracht und natürlich den Lenker Amando und ein Stück seines Weges an diesem Morgen rücklings auch mich. Die schmalen Eisenbeschläge der hohen Räder, deren hölzerne Speichen orange gestrichen sind, gleiten mit leisem Rubbern über den Wegbelag. Trab, trab. Die Kühle der Frühe macht uns schweigsam, obwohl auch dieser schöne Morgen eine freudige Begrüßung verdient hätte. Aber ich habe keine Lust, die Flöte aus dem Rucksack zu kramen, um ihm gehörig aufzuspielen. Im Norden fern in der Rarstadt schon gar nicht, wo man sich bleiern erhebt zwischen den grauen Häusern zur Arbeit. New York aber zu meiner Linken liegt noch in tiefster Dunkelheit, angemessen. Da käme höchstens Peking in Frage, wo man schon zu Mittag gegessen und in den Tempeln gebetet hat, auch in dem der Sonne und vielleicht zu derselben, wer weiß. Aber ich bin nicht in Peking, also schweigt die Flöte, sie auch, zumal ja die Kühle des Morgens gegen die aufgehende Sonne doch keine Chance hat auf Dauer. Dabei geht die Sonne nicht einmal auf, denkt gar nicht daran, wie jeder weiß seit 1543, als zu Nürnberg das Werk des Kopernikus erschien, darin nachgewiesen wird, daß die liebe Sonne ein wahrlich ruhiges Gestirn ist und allein die Erde das Drehen und Herumsausen nicht lassen kann. Hat sich also was mit Sonnenaufgang, aber derart behäbig tut sich Mutter Sprache, daß sie uns noch immer kein anderes Wort als „Sonnenaufgang“ für den Augenblick beschert hat, in dem sich der augenblickliche Aufenthaltsort in die Morgensonne dreht. Amandos hochrädiger Maultierkarren mit mir rückwärts darauf tut dies mit einer Geschwindigkeit von recht genau 21 km je Minute. Die Sonne geht hier also mit etwas mehr als Schallgeschwindigkeit auf. Trab, trab. Wie in New York und Peking. Die ferne Rarstadt aber dreht sich nur bummelnd ins Licht dieses neuen Tages, bringt es auf mehr nicht als knapp 17 km in der Minute, nur 85 Prozent der Schallgeschwindigkeit. Doch was schert's mich, heute bin ich hier und die Kühle des Morgens wird bald gewichen sein. Mit etwas mehr als Schallgeschwindigkeit, denn der Süden ist temperamentvoll. Auch in Apulien. Italienische Landschaft an der südlichen Adria mit einer Flächenausdehnung von 19 300 Quadratkilometern bei – damals noch – 3,2 Millionen Einwohnern. Somit

je Quadratkilometer 166 Bewohner. Auf die gleiche Fläche Rarstadt kommen 2831 Bürger/innen. Die Einwohnerdichte ist dort also fast 17mal so groß wie hier, wo auf jeden Apulier und jede Apulierin im Durchschnitt rund 6 000 Quadratmeter Apulien entfallen. Jedenfalls statistisch, nicht in Wirklichkeit. Amando beispielsweise hat man vergessen an jenem Tag, als Apulien unter seine Einwohner aufgeteilt wurde. Alle grüßen die Fahne, aber die Fahne grüßt nicht alle zurück. Amandos 6000 Quadratmeter Apulien sind in andere Hände gelangt, so daß er nun ein vaterlandsloser Geselle ist, wie man sie hier im Unterschied zur Rarstadt nur alle 6000 Quadratmeter trifft. Da habe ich Glück gehabt an diesem kühlen Morgen, daß Amando mit der Maultierkarre vorbeigekommen ist und mich hat aufsitzen lassen. Trab, trab. War nicht die tägliche Umdrehung der Erde um ihre gedachte Achse schon lange vor Kopernikus bekannt und ist von ihm durch die Behauptung ergänzt worden, nebenbei umkreise der Planet auch noch die Sonne statt sie ihn, wie man offenbar bis dahin geglaubt hatte? Ich habe es nicht im Kopf, müßte es nachschlagen in einem Lexikon oder in die Bibliothek gehen oben in der Rarstadt, der fern, wo in gleißendem Neonlicht die erschlagene Natur katalogisiert zur Einsicht ausliegt. Werke und Wirkungen. Oder einen Abstecher nach Bari machen und dort in der Verlagsbuchhandlung Libreria Laterza in der Via Sparano um Aufklärung bitten. Oder in der Universität von Bari nachfragen, wo 40 000 schlaue Köpfe alle Geheimnisse der Welt ergründen und es für 400 000 Einwohner kaum einen Straßenbaum gibt. Ein Park liegt gegenüber der Universität, gewiß. Am Corso Vittorio Emanuele kann sich, wer hat, in den Galerien mit Kunst eindecken und hernach eine der Droschken besteigen, deren haferkauende Pferde im Schatten von Bäumen auf ihren Einsatz warten. Auch am Corso Cavour gibt es welche, gewiß, dort, wo die die Stadt beherrschenden Geschäftsleute und Grundstückseigner breit lächelnd das Portal eines der hier dichtgedrängt aufgereihten Bankhäuser durchleiten. Und jenseits der Eisenbahn ist sogar ein Park von 70 000 Quadratmetern geplant, das macht je Einwohner/in im Schnitt 1 750 Quadratmeter oder die Fläche von knapp drei Briefbögen Natur. Und ist geplant, und ist geplant, und ist geplant, derweil die Stadtkasse so leer ist wie der knurrende Magen eines Bettlers. Nein, nach Bari mache ich keinen Abstecher wegen der Erddrehung, gerade dahin nicht. Einmal war da ein König, der hieß Joachim Murat und war seit Juli 1808 Herrscher über Neapel mit weitläufiger Umgebung. In seinem Reich gab es viele krumme Gassen und enge Winkel, was dem König sehr mißfiel. Er liebte das geometrisch Strenge und schwärmte für rechte Winkel, weil er nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur beherrschen wollte. Er war von der Idee besessen, seine Natur über die Menschen und sich über die Natur zu setzen. Dabei sollten ihm rechte Winkel helfen, wie sie die Unteroffiziere auf ihren Uniformärmeln tragen, wenn sie sich in den Tod schicken lassen und ihren Untergebenen das Mitgehen befehlen. König Murat hatte Bari, die einstige Rivalin Neapels, ausgesucht, um der Welt einmal zu zeigen, wie er sie sich dachte. Und wenn schon nicht die Welt, sollte wenigstens Apulien erfahren, wozu der König fähig war, denn nach Bari kommt jeder Apulier einmal mindestens im Leben, auch Amando war da schon. Trab, trab. Vor ihm war aber schon Herr Murat dagewesen, damals, am 23. April 1813. Auf einem Roß und in ein leuchtend rotes Gewand gehüllt mit Goldstickereien darauf. Golden auch waren die Sporen gewesen an seinen gelben Stiefeln, und auf dem Kopf hatte er eine

Lammfellmütze getragen mit einer roten, einer grünen und einer gelben Papageienfeder, die majestätisch umherstanden. Von der Hüfte baumelte ihm ein Säbel herab, der war so krumm, wie nur ein orientalischer sein kann und hatte einen Griff voll bunter, funkelnder Edelsteine. So war König Murat in Bari aufgetaucht, und die Fischer und Handwerker und Taschendiebe, die schönen Mütter, hohe Krüge oder pralle Körbe auf den Köpfen tragend, und die johlenden Kinder waren aus den engen Häusern gekommen und durch die winkligen Gassen vor die Stadt gestürmt, wo der König aus Neapel auf seinem Pferd saß und wartete. Als alles Volk versammelt war, erklärte Herr Murat ihm, neben der alten engen schmutzigen verschlungenen Stadt Bari, gleich daneben sei eine neue zu errichten: Schnurgerade hätten ihre Straßen zu sein und im rechten Winkel aufeinanderzustoßen, alles habe gerade, scharfkantig, exakt und baumlos zu sein. Da lachte die Menge den König lauthals aus, aber der buntgewandete Herr aus Neapel, dem man seine Vorliebe für das Zackige gar nicht ansehen konnte, deutete es sich als Beifall und legte den Grundstein für das erste Haus in der neuen Stadt an der schnurgeraden Straße, die heute Corso Vittorio Emanuele heißt. Als der König das vollbracht hatte, lebte er noch genau 903 Tage, worauf er standrechtlich erschossen wurde. Heute ragt dort, wo Herr Murat damals Hand angelegt hat, bevor an ihn Hand gelegt wurde, Baris erstes und bisher einziges Hochhaus in den daran gewiß unschuldigen Himmel: 10 Stockwerke, scharfkantig und exakt. In die Altstadt aber frißt sich die Industrie hinein, verschlingt ihre Gassen und Plätze, die kleinen Häuschen und hängenden Gärten, die Arkaden und Nischen mit Motivbildern. Schon sind von ursprünglich 30 000 ihrer Einwohner 17 000 oder 57 Prozent vertrieben worden in öde Stadtrand siedlungen. Nein, nach Bari mache ich keinen Abstecher. Trab, trab. Amando greift zu den Zügeln und zieht den Kopf des Maultieres scharf zur Seite in Richtung auf das mitternächliche New York zu seiner Rechten, aber zu meiner Linken. Artig folgen Rumpf und Beine des lieben Tieres seinem Kopf und schließlich auch der hochrädige Karren mit seinem Lenker darauf. Ich aber springe auf das blaugraue Asphaltband des Feldweges, den Amando nun querab hinter sich läßt, um irgendwo in den frühlingssprühenden Feldern mit der Arbeit dieses Tages zu beginnen. Dankend winke ich ihm zu und auch dem Maultier und setze meinen Weg nach Süden fort, den Rucksack auf dem Rücken, im Rücken die graue Rarstadt fern hinter den Bergen, New York jetzt zur Rechten und Peking ganz weit links, wie es schon lange nicht mehr war. Rasch wird mir warm, wo ich nun selbst zu tragen habe, was das Maultier bis eben noch für mich bewältigt hat. Bin nun auf die eigenen Füße angewiesen. Trab, trab. Der apulische Morgen schiebt sich farbenfroh in den Himmel und läßt das Land ringsumher aufleuchten. Es vergeht ja auch die Nacht hier mit mehr als Schallgeschwindigkeit. Das Licht des Morgens. Sogar über Baris Hochhaus leuchtet es. Nun hier erst! Tausend Farben. Darunter das Land. Tausendundeins Farben in ganz Apulien. Mindestens. Ich sah, ich sehe, ich werde sehen. Trab, trab. Die safrangelben Segel auf dem Blaumeer vor den dunklen Pinien des ragenden Gargano. Seine sonnengelben Kornfelder zwischen sattgrünen Berghängen. Das indigo- und türkisfarbene Wasser der Adria zwischen den kalkweißen Kegeln und murmelnden Grotten der Tremiti-Inseln. Die weißen Flocken der aufsprühenden Gischt an der nachtblauen Mole von Otranto. Das samtbraune Gemäuer der Kathedrale von Altamura. Das

blinkende Weiß eines mannshohen Kegelhäuschens unter dem knallblauen Himmel des Murge. Dort die dottergelben Blüten des Ginsters am Rand einer Höhle. Die zinnoberroten Häuserfronten von Gallipoli auf dem rostbraunen Sand des flachen Salento. Das sanfte Silber der Blätter eigenwilliger Olivenbäume, die der Wind streichelt. Die zartrosa Blüten der Heckenrosen vor den hellgelben Mauern der verfallenen Feste von Lucera. Das strotzende Rot der Mohnblumen zwischen den ockergelben Ruinen des untergegangenen Egnatia. Die grünen und gelben und blauen und roten und weißen Fischerboote von Molfetta. Die wolkengrau schimmernden Reste des einst gewaltigen Mauergürtels von Manduria. Das protzige Blütenmeer auf dem Blumenmarkt von Lecce. Der lackgrüne Ilex von Trani und die strahlend weißen Blüten der Kirschbäume von Canae. Die smaragdgrünen Fensterläden in Brindisi. Die waldmeistergrünen Tabakfelder bei Tarent. Tausende tonfarbene Töpfe auf den flachen Hausdächern von Grottaglie. Die Pfirsichblüten von Conversano. Die rosa Fassaden von Rodi Gargánico und die gelben Blüten der Kakteenhecken. Die goldenen Weizenfelder der Capitanata bis zum Horizont. Apulien leuchtet. Ich sah, ich sehe, ich werde sehen. Trab, trab. Der Verwaltungsbezirk gleichen Namens gliedert sich in fünf Provinzen, welche die Namen ihrer jeweils größten Stadt als ihren Eigennamen führen. Eine von ihnen heißt daher unvermeidbarerweise Bari. Sie bedeckt mehr als ein Viertel der ganzen Region. Noch größer ist die Provinz Foggia, die sogar weit über ein Drittel von Apulien beansprucht. Die übrigen drei Provinzen müssen sich folglich mit einer Fläche begnügen, die recht genau der von Foggia entspricht. Zwei von ihnen haben grob gerechnet etwa die gleiche Ausdehnung, während die kleinste es nur auf rund ein Viertel der Fläche der größten bringt. Ein Wesensmerkmal aller Provinzen der Welt und also auch der apulischen ist ihre sogenannte Tiefe. Mögen sie auch nicht im Ozean liegen und ganz und gar flach sein, haben sie doch merkwürdigerweise alle eine genau bestimmbare Tiefe. Sie bemißt sich nach dem Abstand, den eine Provinz von der Hauptstadt desjenigen Staates hat, zu dem sie gehört, und kann in Kilometern angegeben werden. Die nach diesem Maßstab geringste Tiefe besitzt die Provinz Foggia, während die Provinz Lecce die größte aufweist. Aus hauptstädtischer Sicht sind solche Rekorde ein Makel. Tiefste Provinz. Hier aber im leuchtenden Apulien leuchtet die hauptstädtische Borniertheit niemandem ein. Die tiefste der fünf Provinzen hat ungefähr die gleiche Einwohnerzahl wie die am wenigsten tiefe, obwohl ihre Fläche fast nur ein Drittel jener ausmacht. Es herrscht aber keineswegs Gedränge in der Provinz Lecce. Noch immer entfallen dort im Durchschnitt weit über 4 000 Quadratmeter Boden auf jeden und jede. Daß es weniger als im Durchschnitt der ganzen Region ist, liegt an der Provinz Foggia, wie sich denken läßt. Hier entfallen auf jeden und jede durchschnittlich fast 11 000 Quadratmeter Provinzboden. Er ist der am dünnsten besiedelte in ganz Apulien. Trab, trab. Noch lange hat mein Weg mich nicht in die tiefste Tiefe geführt, obwohl er dies tun wird. Ich bin ja deswegen hier. Apulien leuchtet und macht das Herz dennoch schwer wie in der fernen Rarstadt, die nicht einmal dazu leuchtet. Die Region und mit ihr der halbe Meridian drehen sich in die Morgensonne, langsam und widerwillig die polnahen Gebiete, mit Feuereifer und Rasanz die Landstriche am Äquator. Lecce hat es ein wenig eiliger als Foggia, aber der Unterschied ist nun wirklich gering. Lang sind die nach Westen fallenden Schatten an diesem apulischen Morgen, doch längst haben sie

begonnen, sich zu verkürzen. Schräg trifft das goldene Licht von der schimmern- den Adria her auf die verwunschenen Cesine-Seen zwischen Brindisi und Otranto bei San Cataldo ganz nahe am Meer. Es fährt über die bunte Wildnis auf den Dünen, tastet sich durch gelben Ginster und die reich blühenden Sträucher der Zistrose, bespielt die rosaroten Blüten des Oleander und die weißen der Myrte, fingert über die dunklen Blätter von Mastix und Lorbeer und umkost Erdbeer- bäume und Baumheide. Fast waagerecht noch überströmt es das tausendfältig üppige Grün von eigensinnigen Ölbäumen und dornigem Oleaster, von Meer- kirschbäumen und raschwüchsigem Eukalyptus, von feingliedrigen Akazien und hellen Aleppokiefern und schirmförmigen Pinien daneben, bis es im Grunde auf Rosmarin und würzigen Thymian trifft. Ich sah, ich sehe, ich werde sehen. Und es erklimmt das morgendliche Sonnenlicht den Rand der Schlucht von Laterza, deren Vorsprünge und Scharten noch im Dunklen liegen wie das abgestürzte Gestein auf der 300 Meter tiefen Sohle. Von hier aus steigt der schwarz-weiß gefiederte Schmutzgeier empor und steckt den orangegelben Kehlkopf in Apu- liens errötenden Himmel. Auch der Gargano dreht sich ins Morgenlicht. Zuerst Vieste mit seinem kleinen Fischerhafen, von wo die bunten Boote auslaufen, um langschwänzige Garnelen zu fangen, die hier die stattliche Größe junger Hummer erreichen. Gebraten, ganz ohne Gewürze, aber ein Schuß Zitrone dazu. Und neben dem Tellerrand in bequemer Griffweite ein Glas Rotwein aus den Gärten des Castel del Monte, über dem der unterseitig quergebänderte schiefergraue Sperber kreist auf der Suche nach seinem Frühstück. Oder aus den nachtkühlen Trulli von Alberobello in den durchlöcherten Kalktafeln des Murge, der in mächtigen Stufen von der Westgrenze Apuliens durch den Mittelteil der Region zur Adria hinabspringt und immer fruchtbarer wird, je näher er dem Meer kommt. Trab, trab. Gleich hinter Vieste scheitert die Morgensonne auch heute. Es ist hier kein Durchkommen. Seit Jahrhunderten nicht. Dicht stehen die Stämme von Buchen und Steineichen und Eiben und Fichten und Lärchen und Johannisbeerbäumen. In braunen Hülsen stecken seine zuckersüßen Früchte, wenn die Zeit da ist. Hier hat die Morgensonne keine Chance. Hundert Millionen Quadratmeter Urwald. Stamm an Stamm, Astgewirr, Blättermeer, Schattenbo- den. In den Wipfeln aber jetzt Sonne und 77 verschiedene Grüntöne. Foresta Umbra. 25 Prozent des Urwaldgeländes sind für die Jagd freigegeben. Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald, er schießt das Wild daher, gleich wie es ihm gefällt. Nein, ich lasse die Flöte weiterhin im Rucksack, aber nicht wegen der ja schon gewichenen Kühle des Morgens. Trab, trab. In das Jagdrevier auf dem Gargano fallen die reichen Herren aus dem Norden ein. In diesem Fall kann ihnen die Provinz gar nicht tief genug sein. Der Jagdausflug. Normalerweise hat der Verteidigungsminister andere Sorgen. Kühl sind die fensterlosen Büros. Gleißendes Neonlicht, Karten an Wänden und auf Tischen. Telefone mit Signal- lämpchen. TV-Schirme. Spionageberichte, die wieder einmal belegen, daß die Russen mehr Kanonenkugeln haben als die Amis Mörser, weshalb in Europa Raketen aufgestellt werden müssen. Berechnungen. Wie viele Tote verursacht ein Atomkrieg in Mitteleuropa? Angabe in Megaleichen. Errechnet und zu Papier gebracht. Eigene Verluste. Die Verluste der Gegenseite. Weitere Berechnungen. Subtraktionen. Der Sieger zieht zwei schmale Striche unter die Restsumme seines Volkes. Megaleichen auf weißem Papier. Giftgrün aufblitzende Zahlen in schwar-

zen Computerfenstern. Immer nur Zahlen. Einmal, wenigstens einmal will der Verteidigungsminister ein lebendes Ziel direkt vor Augen und Flinte haben. Der Jagdausflug in den Gargano. Die Herren genießen das Abenteuer, das die Tiere nicht überstehen. Der Eber hält vorsichtig inne. Im Hintergrund das Rudel. Vor sich Lebensgefahr. Das Tier grunzt und schüttelt den Kopf mit den spitzen Stoßzähnen. Die im Hintergrund nehmen Deckung. Kein Laut. Dann stürmt der Eber los, seinem Feind entgegen. Der Verteidigungsminister hat darauf gewartet. Ganz ruhig steht er da und zielt genau zwischen die Augen des Tieres. Ein lebendes Gegenüber statt immer nur Zahlen. Alle Läufe sind auf das Tier gerichtet. Sollte der Verteidigungsminister nicht richtig treffen, werden ihn seine Jagdgefährten vor der Gefahr retten. Doch er trifft. Genau zwischen die Augen. So eine ruhige Hand hat er. Mitten im Lauf bricht der Eber zusammen und fällt auf die Seite. Ein letztes Mal zittern seine Beine. Aus. Der Verteidigungsminister nimmt Glückwünsche entgegen, der tapfere Mann. Groß ist die Strecke, die an diesem Tag gemacht wird. Er schießt das Wild daher, gleich wie es ihm gefällt. Morgen aber ist der Tod nur wieder das Resultat langer Rechengänge. Er haßt das, der tapfere Mann, besonders nach einem Jagdausflug. Der Urwald des Gargano, über dem die Sonne dieses neuen Tages leuchtet, ist der letzte Rest jener riesigen Wälder, die einst in Apulien zu finden waren. Der Pelz der Erde. Die Sonne liebkost ihn. Die jährliche Energiezufuhr vom Zentralgestirn beläuft sich unmittelbar an der Erdoberfläche auf $56400 \text{ mal } 10^{16}$ Kilokalorien. Der sechstausendste Teil davon verbraucht sich im Wachstum von Wäldern. Sofern vorhanden. Apulien kriegt im Jahr durchschnittlich $2 \text{ mal } 10^{16}$ Kilokalorien Sonnenwärme ab, wovon es den sechstausendsten Teil für seine Wälder verwerten kann. Macht über drei Billionen Kilokalorien im Jahr. Jahr für Jahr. Eine solche Wärmemenge würde ausreichen, um 300 Millionen Hektoliter Wasser von 0 auf 100 Grad zu erhitzen. Jahr für Jahr. Nur für Apuliens Wälder. Sofern vorhanden. Zum Beispiel noch im Mittelalter. Jerusalem, Jerusalem, du Erscheinung des Friedens in der Ringmauer mit 34 Türmen und 8 Toren, im Nordwesten das Heilige Grab, darin zwischen Kreuzabnahme und Auferstehung der Leichnam von Gottes Sohn lag. Fest nun in heidnischer Hand, daß es all den von Gott in Europa eingesetzten Erlauchtheiten ein Greuel und Gottes Stellvertreter auf Erden eine Schmach ist. Nichts wie hin. Die Befreiung Jerusalems von der Türkenherrschaft. Fette Beute. Von der Christenverfolgung zur Verfolgung durch Christen. In Gottes Namen. Acht Kreuzzüge in 174 Jahren, dazu ein Kinderkreuz- zug. In dieser Zeit 25 verschiedene Päpste, ganz zu schweigen von elf Gegenpäp- sten. Der Stuhl Petri ist schon ganz abgewetzt. Das Kreuzfahren als Erwerbsquelle bleibt in Mode. Türken raus. Die Ritter schlagen um sich, während die Pilger von allein in die Knie gehen. Schon fünfmal hat alles geklappt, man befindet sich tief in der zweiten Halbzeit. Gregor der Neunte hat den Stuhl Petri bestiegen. Nun bist du dran, hat er Kaiser Friedrich den Zweiten wissen lassen. Der deutsche Kaiser und durch mütterliches Erbe auch König beider Sizilien hat in seiner geliebten Provinz Apulien alle Hände voll zu tun: Hochzeitsvorbereitungen in Brindisi und die Anlage letzter Ruhestätten für verblichene Gemahlinnen in Andria; ein Jagdschloß in Apricena, ein Jagdschloß in Castel del Monte und noch ein Jagdschloß in Gravina di Puglia; eine Festung in Bari, eine Festung in Brindisi, eine Festung in Monte San Angelo, eine Festung in Oria und eine Festung in

Trani, die heute als Knast benutzt wird; Errichtung eines Bollwerks auf dem kleinen Eiland Sant' Andrea vor der Hafeneinfahrt von Brindisi; Neugründung der Stadt Altamura und Herrichtung von Lucera für 20 000 sizilische Sarazenen, von denen 8 000 die begeisterte Leibwache des Kaisers bilden; schließlich die Erhebung Foggias zur Residenzstadt mit einem grandiosen Palast, Säulenhöfen, Löwenbecken, antiken Statuen, Tiergehegen und frischen Freudenmädchen für die Feste, die Seine Majestät mit bis zu 40 000 Gästen begeht, wie bezeugt ist. Trab, trab. Da bleibt keine Zeit zum Kreuzzugmachen. Aber Papst Gregor der Neunte läßt ihm keine Ruhe. Die faulen Ausreden des deutschen Kaisers beantwortet er mit ständig steigenden Anforderungen an Teilnehmerzahl und Ausstattung des Kreuzzugs, zu dem er den zweiten Friedrich verpflichtet. Schließlich soll er 3 000 Ritter ins Heilige Land führen. Und Pferde. Und Maultiere. Und Soldaten. Und Pilger. Und Vorräte. Und alles auf eigene Kosten. Und in eigenen Schiffen. Der Kaiser hat keinen Ausweg mehr. Diese Menschenmassen sollen ernährt werden. Der Pelz der Erde. Schon sind in Apuliens Wälder große Breschen geschlagen. Getreide. Gelb leuchtet die Capitanata bis zum Horizont. Und nun noch die Schiffe. Aus Holz. Da kreischen die Sägen und fauchen die Äxte, da knallen die Keile und sirren die Tauere. Da stürzen die Buchen und Eichen und Fichten und Lärchen, und auf der nackten Erde Apuliens liegen die geschälten Stämme seiner Wälder. Waagerecht. Über drei Billionen Kilokalorien an Sonnenenergie im Jahresdurchschnitt. Für einen Kreuzzug. Die wallonischen Eichen in dem kleinen Wäldchen, das die Cesine-Seen 20 km östlich von Lecce umgibt, werden heute in jeder Reisebeschreibung von diesem Landstrich besonders erwähnt. Die Schiffe des Kaisers kommen nicht weit. Größtenteils werden die christlichen Herren von der Pest dahingerafft. Die übrigbleiben, kehren noch in Sichtweite von Brindisi um, darunter Friedrich Zwo. Er begibt sich zur Kur nach Pozzuoli am Golf von Neapel. Darüber ist der Stellvertreter Gottes auf Erden derart erbost, daß er den Kaiser bannt. Es wächst aber davon nichts Neues im Lande, über dem sich nun wieder die Sonne erhebt. Trab, trab. Apulien leuchtet wieder. Trotzdem. Das Licht und worauf es fällt. Das blaugraue Asphaltband unter meinen Füßen. Die Kornfelder. Die Olivenhaine. Die Weingärten. Die Mandelbäume. Die Kirschblüten. Zypressen. Ginster. Schafherden. Die orangefarbenen Speichen von Amandos Karren. Überallhin fällt Licht. Auch auf die Steine der Berge und die Steine der Städte. Aber daraus etwas zu machen, fällt selbst der sonnigsten Sonne schwer. Womit sollten ihre Strahlen spielen? In der zum Glück jetzt fernen Rarstadt rutschen sie auf glatten Fassaden aus. Mit ihnen das Auge. Wie sollen sie sprühende Farbfunken schlagen, wenn ihnen nur Grau hingehalten wird? Grauenhaft. Doch was schert mich heute die Rarstadt. Fern auch New York zur Rechten und Peking zur Linken. Ich krame nun doch die Flöte hervor und spiele Apulien eins auf. Auf das Licht über mir und die Dinge, auf die es fällt. Auf die roten Blüten des Mohns und die lackgrünen Blätter des spitzen Ilex. Auf die dunkel schweigenden Zypressen und die schläfrigen Eidechsen von Sannicandro Gargánico. Auf die lodernden Heckenrosen in der zerfallenen Feste von Lucera und die blaubeperlten Messinggeschirre der Pferde auf den Straßen von Cannae. Auf die matten Lavabrocken des Monte Vulture und die flitzenden Mauersegler über den Häusern von Lecce. Und so weiter. Aber nicht auf die rechtwinklige Neustadt von Bari und das Hochhaus am Corso Vittorio Emanuele.

Und nicht auf die Neustadt von Lecce und all die anderen Neustädte, die König Murats Nachfolger hochziehen lassen. Und auch nicht auf Mattinata. Wer hat es nur unter die Sonne zu stellen gewagt? Die Adria. Blau in hundert Variationen auf einer Fläche von 132 000 Quadratkilometern, siebenmal so groß wie Apulien. Da hinein ragt das Vorgebirge des Gargano. Groß wie der Harz. Ein wild gezackter Halbkreis. Flach an der Küste, doch rasch aufsteigend auf über 1 000 m Höhe. Ein Kalkgebirge. Glattgehobelte Bergkuppen mit schründigen Tälern dazwischen. Zu Füßen eine Küstenstraße. Kurvenreich unter den Steilwänden der Südseite. Recht genau auf halber Strecke dieses Straßenabschnitts der Ort Mattinata. Parallel zur Küstenroute, doch oberhalb derselben. Dreizehnmal so lang wie tief. Ein schmales Rechteck, unterteilt in mehrere Gevierte fast gleicher Größe. Eines von ihnen dient als Parkplatz und Zielort der Buslinie. Die übrigen sind bebaut. Kalkweiß gestrichene Häuser, immer nur kalkweiß. Neubauten. Fünf Stockwerke hoch, zehn Trakte nebeneinander. Abstand. Nächstes Geviert. Über den Hang führt eine Stromleitung heran. Auf demselben und zu allen Seiten von Mattinata wachsen Olivenbäume. Jeder Baum hat einen vor sich und einen hinter sich sowie einen auf der linken und einen auf der rechten Seite als Nachbarn. Abgezirkelt. Eine Olivenplantage. Ölbäume vor, hinter und neben Ölbäumen. Wenn die Zeit der Reife da ist, werden sie geschüttelt, daß die steinigen schwarzen Früchte auf den Boden fallen. Die in Mattinata zusammengepferchten und elektrifizierten Plantagenarbeiter und Plantagenarbeiterinnen heben sie auf und werfen sie mit raschen Händen, tief gebückt in der sengenden Hitze des Tages, in ihre gebeutelten Schürzen. Von dort in Körbe. Von dort auf Lastwagenhänger. Von dort zur Ölprelle. Fette. Seifen. Palmolive-Geschirrspülmittel, die 1-Liter-Flasche zu 2,98 DM. Livio Delikateß-Pflanzenöl, die 1-l-Dose zu 3,99 DM. Palmolive-Seife mit dem natürlichen Öl der Olive. Macht nackte Haut anziehend zart. Das 150-g-Stück zu 0,69 DM. Beim Konsum in der Rarstadt. Die Plantagenarbeiter und Plantagenarbeiterinnen von Mattinata wissen und haben nichts davon. Stundenlohn 3,20 DM. Schütteln. Bücken. Raffen. Entleeren. Schütteln. Bücken. Raffen. Entleeren. Stunde um Stunde. In der Zeiteinheit der Gegenwart von 4,5 Stück Seife zu Rarstädter Konsumpreisen als Lohn. In der Zeiteinheit Oliven für mindestens 50 Stück Seife als Leistung. Schütteln. Bücken. Raffen. Entleeren. Die Differenz verschwindet wohlgeordnet auf der Strecke von Mattinata bis zur Rarstadt. Diese Seife macht nackte Haut anziehend zart. Zum Beispiel die Hände des Signore Soundso in Rom, Mailand oder Turin. Ein Hochhaus. Büroräume im dreizehnten Stock. Klimaanlage. Man blickt auf andere Hochhäuser. Die Planungsabteilung. Herren in weißen Kitteln an großen Zeichenbrettern. Entwürfe. Signore Soundso verwirft sie. Aus Kostengründen. Die Bauausführung würde unangemessen viel Geld verschlingen. Daher nur glatte Fronten. Nur rechte Winkel. Fünf Stockwerke hoch, zehn Trakte nebeneinander, alles weiß getüncht. Mattinata ist wiederholbar wie eine arithmetische Reihe: 1+1+1+1+1+...+1. Immer so weiter. Signore Soundso hat seine nackten Hände schon lange im Olivengeschäft, aus dem ihre zarte Haut herauszieht, was herauszuziehen ist. Stück um Stück. Zur Welterzeugung der 500 Öle und Fette pflanzlicher Herkunft trägt die Olive mit über sieben Prozent bei. Was soll er sich mit Häusern und Wohnungen aufhalten, die man so nennen könnte? Ein Wasserhahn und elektrisches Licht sind ein unerhörter Komfortschritt für Apulien, wozu also die Augen

verwöhnen? Für Schönheit bleibt im Olivengeschäft nichts übrig, so lange Signore Soundso seine Hände darin hat. Nein, Mattinata spiele ich nicht auf. Da könnte ich gleich dem Signore ein Konzert geben. Aber dem gehört höchstens der Marsch geblasen. Trab, trab. Ich blase die lustige Flöte. Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust und lauter Liederklang / Ein frischer Mut in breiter Brust macht frohen Lebensgang / Man geht bergan, man geht bergein, heut grad und morgen krumm / Durch Sorgen wird's nicht anders sein, was kümmer ich mich drum! Auf das leuchtende Apulien und den schönen Monte Gargano. Und auf Emanuela! Heidi, heida, juchhe, bei uns geht's immer noch, hast du nicht geseh'n; heidi, heida, juchhe, bei uns geht's immer noch so. Umfahre den Monte Gargano auf der Küstenstraße von Mattinata aus an den Lehmgruben von Testa del Gargano entlang und durch das burgumstehende Vieste, so gelangst du bald darauf nach dem wunderbaren Ort Peschici, der dir sicher gefallen wird. Wohl an die hundert Meter und mehr ragen dort die blendend weißen Kalkfelsen über den blauen Spiegel des Mare Hadriaticum, der Adria, empor. Murmelnd verstecken sich ihre Wasser in tintenblau und dickichtgrün schimmernden Grotten. In der Höhe aber, zu der eine gewundene Treppe hinaufführt, leuchten die weißen Häuschen der Fischer in den azurblauen Himmel. Wie die Nester kühner Schwalben kleben sie in dem weichen Gestein der Felsen, nach keiner anderen Ordnung hingestreut als allein nach Lust und Laune. Zu den engen verwinkelten Gassen hinab führen schmale ausgetretene Steinstufen, gebleicht von der Sonne des Sommers und gewaschen vom Regen des Winters. Manches Häuschen gar prunkt mit einem satten Portal, geschmückt mit verschlungenen Pflanzen- und üppigen Engeldarstellungen. Fast alle weisen Balkone auf, die über die Gassen vorspringen und sie in schützenden Schatten tauchen. Umrankt sind sie von prächtig bunten Blumen, die ihre drallen Blüten farbenfroh in das jauchzende Licht halten. Emanuela! Die Männer von Peschici ziehen schon in aller Frühe aufs Meer hinaus, wenn die Sonne gerade erst rosenfingrig nach den nachtblauen Schatten der See hascht. Mit starken Armen werfen sie die Netze aus, um die schwimmenden Schätze des Wassers zu bergen. Andere wieder greifen zum Dreizack wie Gott Neptun, um in den schimmernden Grotten tief unterhalb Peschicis nach gefräßigen Kraken und anderen Tintenfischen zu jagen, die sich in eine Wolke von Sepia hüllen, wenn du ihnen ihr Leben zur Last machst. Noch andere sammeln in geflochtenen Körben schmackhafte Muscheln vom seichten Grund des Blauwassers ab und tragen sie zu Markt. Nicht minder fleißig und tüchtig sind die Frauen des Ortes. Mit ewig beweglichen Händen halten sie die Wäsche rein und heil, kehren die Stuben und knipsen sorgfältig die verwelkten Blüten aus dem Blumenmeer, das die Balkone der Häuser zierte. Von dort aus schwatzen sie mit den Nachbarinnen und sehen nach den Kindern, die in den verwinkelten Gassen herumtoben und vor Lebenslust so laut schreien, als wollten sie bis zur Sonne gehört werden. Nur sonntags sind sie ein wenig leiser, wenn die Männer das Meer in Ruhe lassen und die Hände der Frauen sich nicht gar so hurtig rühren, weil an diesem Tag die Heiligen der Stuben und Gassen, Grotten und Gräfte von Peschici, die munkelnden Mächte des Waldes, der gleich hinter dem Ort beginnt, ja ganz Apuliens himmlische Förderer ihre Gebete gemurmelt wissen wollen. In dieser schönen Stätte des Daseins lebte einst Emanuela, die Frau des starken Fischers Enrico. Die beiden waren ein glückliches Paar, denn es gab keine im Städtchen hoch auf dem Felsen,

die es mit Emanuelas Liebreiz hätte aufnehmen können. Rund waren ihre Schultern wie die gehobelten Kuppen des Gargano und hatte Brüste so schwer und fest wie die Kohlköpfe von Rodi Garganico. Sanft gewölbt und stramm war ihr Bauch wie die Wandungen der Tongefäße von Grottáglie und der feiste Hintern saftig wie Kirschen aus Conversano. Weich und samtig war die Haut ihrer Schenkel wie die Blütenblätter auf dem Blumenmarkt von Lecce und dunkel ihr Schoß wie das schattige Dickicht der Foresta Umbra gleich hinter Peschici, salzen duftend wie die weite Adria. Emanuela! Außer Enrico war ihrer Reize noch keiner ansichtig oder gar habhaft geworden, waren dieselben doch sittsam verborgen unter den mächtigen Röcken, die Frau im Fischerstädtchen trägt. Aber wohl waren sie für jedermann zu ahnen, der in Emanuelas Angesicht sah. Rot die Lippen wie die Heckenrosen von Lucera und Zähne weiß wie die Trulli von Locorotondo im Murge. Das wellige Haar rotbraun wie der Sand bei Gallipoli und Augen – ich sage dir, du hast solche noch nicht gesehen! Graugrün wie der weite Himmel über dem Salento ganz unten bei Otranto, aber in Stunden der Ausgelassenheit saftgrün wie die frischen Blätter des Ilex im Frühling, wenn sie noch weich und schmiegsam sind. Und sepiafarben in Augenblicken der Not wie das Wasser in den Höhlen der Kraken, wenn sie in Lebensgefahr sind. So aber waren Emanuelas Augen noch nie anzuschauen gewesen, sondern hatten immer nur saftgrün geleuchtet. Die Fischer von Peschici blickten in ihr Angesicht und verloren sich in heftigen Träumen über die wunderbare Welt unter den schwer fallenden Röcken von Enricos Weib. Was ihre Hände nicht durften, vollzogen ihre wollüstigen Augen um so gieriger. Sie umklammerten Emanuelas schwere, feste Brüste, rieben ihren strammen Bauch, krallten sich in ihren feisten Hintern und tasteten sich ihre samtigen Schenkel bis zum Dickicht ihres Schoßes hinauf. Emanuela! Die aber strahle das Leben immer nur mit saftgrünen Augen an, wenn sie an ihren Enrico dachte. Die Fischer jedoch, von den geilen Burschen bis zu den lustmüden Greisen, waren so sehr mit Hinblicken beschäftigt, daß sie ihre Träumereien allmählich für Wirklichkeit zu halten begannen und einander versicherten, das zur Liebe reizende Weibsbild treibe es mit jedem von ihnen, von der eigenen Person natürlich abgesehen, leider. Die Frauen des Ortes waren empört. Obwohl auch sie zur Lust begabt, konnte doch keine von ihnen mit Emanuelas Fülle mithalten, was sie sehr verdroß, denn ihre im Vergleich sichtbar werdende Kargheit ließ sie ihren Männern weniger begehrt erscheinen. Um so nachdrücklicher wiesen sie auf den Vorzug der Treue hin und sprachen eben ihn der Vielbegehrten ab, da sie ihrer Schönheit nichts anhaben konnten. Und so beweglich wie ihre Hände bei der täglichen Arbeit wurden nun ihre Lippen beim Verbreiten von Gerüchten. Emanuela, die treulose Ehebrecherin, sprang es von Balkon zu Balkon und zischelte schlangengleich durch das ganze verwinkelte Peschici. Draußen aber auf dem blauen Meer hallte der frohlockende Ruf von Boot zu Boot, die schöne Emanuela sei für jedermann zu haben. Schließlich kam das böse Gerücht auch zu Enrico an Bord, da er hinausgesegelt war zu den weißen Spitzen der Tremiti-Inseln, auf denen ein Fluch liegt. Dort nämlich oder genauer gesagt auf San Domino, dem größten der aus dem Wasser ragenden Kalkfelsen, hatte einst die schöne und allzu freigebige Julia, Tochterkind des römischen Kaisers Augustus, des Erhabenen, zwanzig elende Jahre bis zu ihrem Tod in der Verbannung schmachten müssen, weil sie mit dem Vorwurf der ehelichen Untreue

überzogen worden war. Der starke Enrico war aber ein Mann mit Kraft nur in den Muskeln und nicht auch im Herzen. Wie ihn nun gerade an diesem verfluchten Ort das böse Gerücht von Emanuelas angeblicher Freigebigkeit ansprang, wurde sein Herz schwach und seine Muskeln verkrampten sich. In blinder Wut über den eingebildeten Verlust seines vermeintlichen Eigentums warf er die schon gemachte Beute zur Erleichterung seines Schiffes über Bord und setzte die Segel gegen Peschici, um Rache an seinem Weib zu nehmen. Am schmalen Strand unterhalb der ausgekehlten Steilklippen angelangt, sprang er aus dem Boot, ohne es zu vertäuen, brachte in atemlosen Doppelschritten die zum Ort hinaufführende Treppe unter sich und raste durch die Gassen seinem Hause zu. Wie Emanuela ihren Liebsten derart geschwind und lange vor Arbeitsschluß zu sich heranstürmen sah, öffnete sie die Arme und sah ihn mit saftgrünen Augen an. Die Arme! Enrico packte sie mit starken Händen, zerrte sie aus der Wohnung und brüllte alle Verwünschungen auf sie nieder, deren die Fischer von Peschici mächtig sind. Da traten die Weiber auf die blumengeschmückten Balkone und grinsten einander voller Schadenfreude an. Endlich! Das Strafgericht war über die Sünderin hereingebrochen, und keines der Weiber wollte sich den Vollzug des herbeigeredeten Unglücks entgehen lassen. Genüßlich traten sie auf die Gassen und versammelten sich um den tobenden Enrico und seine Frau. Wie nun Emanuela das Gebrüll ihres Mannes endlich deuten konnte und die Schwachheit seines Herzens erkannte, verdunkelten sich ihre Augen und wurden sepiafarben. Sie befreite sich aus Enricos hartem Griff, brach sich eine Bahn durch den Ring der hämisch gaffenden Weiber zum Rand der Klippe und sprang mit der Wucht des vollen Laufs dem in der Tiefe schimmernden Wasser entgegen. Die Fischerfrauen schrien auf und rissen die Hände vor ihre Münder, doch niemand weiß, ob vor Entsetzen oder Begeisterung. Enrico aber brüllte seinem stürzenden Weibe den derbsten aller Flüche aus seinem wahrlich nicht geringen Vorrat nach und schüttelte die Fäuste. Derweil befand sich Emanuela im Fallen und immer nur im Fallen und Fallen und Fallen, wohl an die hundert Meter und mehr. Doch obwohl sie sich der Unerbittlichkeit der Fallgesetze überantwortet hatte, war das leuchtende Apulien mit dem beabsichtigten Tod der stürzenden Schönheit augenscheinlich nicht einverstanden. Der Aufwind an der steilen Küste von Peschici über dem in nachmittäglicher Sonne glitzernden Meer war so kräftig, daß er Emanuelas schwere Röcke entfaltete, worauf ihr anfangs rascher Fall derart gebremst wurde, daß sie schließlich herniederschwebte wie der zartweiße Samenfallschirm einer Pusteblume. Sanft war daher die Berührung ihrer Fußspitzen am Ende der langen, langen Fallstrecke mit dem blauen Wasser der Adria. Es umspülte ihre Knöchel, glitt ihre glatten Waden empor, gluckste verhalten in ihren Kniekehlen, wich geschmeidig ihren samtigen Schenkeln aus und schloß sich schließlich um ihren feisten Hintern, während sich die ausladenden Röcke kranzförmig auf der Wasseroberfläche ausbreiteten und ein weiteres Hinabsinken oder gar verletzendes Zusammenstoßen mit spitzem Gestein in der Tiefe unmöglich machten. Emanuela, die in diesem Augenblick anzuschauen war wie eine sehr große Seerose, hatte sich damit abzufinden, trotz gegenteiliger Bemühung am Leben geblieben zu sein. Gerade hatte diese Erkenntnis sich ihrer bemächtigt, als vor ihren noch immer sepiafarbenen Augen das breite Ruderboot eines Fischers auftauchte. Es gehörte dem darin sitzenden alten Emilio, der als einziger der Männer von

Peschici an diesem Tage unter Land geblieben war, um in den schimmernden Grotten mit seinem Dreizack Jagd auf den Oktopus zu machen. Schon von weitem war er der schönen Himmelsblume ansichtig geworden und zur Stelle ihres vermuteten Eintauchens in das Wasser gerudert. Jetzt griffen Hände nach dem Rand seines Bootes, und der alte Emilio zog die überraschende Fracht nun gänzlich an Bord, um sie an Land zu rudern. Emanuela aber ließ es nicht dazu kommen. Auf den warmen trocknen Bodenbrettern angelangt, kniete sie sich nieder, spreizte ihre Schenkel und zog den alten Mann unter ihre nassen Röcke, daß sein Schwanz hart wurde wie das Holz der Olivenbäume im Wald von Cagnano und seine Eier prall wie die orangefarbenen Mandarinen der Plantagen von San Menaio. Also kniend ergriff sie die Ruder, drehte den Bug des Bootes zum Land und senkte die hölzernen Blätter in die tiefblaue See. Nieder senkte sie da bei jedem kraftvollen Zug erneut das dunkle Dickicht ihres salzen duftenden Schoßes auf Emilios hageren alten Unterleib, daß sie alsbald ein wonniges Stöhnen vernahm und die nach Peschici sich hinaufwindende Treppe schon als Schwangere erreichte. Hiervon wußte aber außer ihr nur der ausgelaugte Emilio, denn die Fischer waren weit weg auf dem Meer und die Leute auf dem Steilufer ohne jeden Einblick in das Geschehen in der Tiefe. Heidi, heida, juchhe, bei uns geht's immer noch, hast du nicht gesch'n. Wie nun Emanuela die Treppe unter sich gebracht hatte und abgründig lächelnd wieder im Ort erschien, als sei nichts, wirklich nichts geschehen, da sanken die Weiber stumm in die Knie und Enrico sah zu seiner Frau hin wie zu einer Heiligen. Und als sie genau 270 Tage später einen Knaben gebar und ihn Mario nannte, den Mann vom Meer, waren schon neun Monate vergangen, ohne daß irgend jemand es gewagt hätte, die liebeizende Emanuela der Untreue zu bezichtigen. So blieb es bis ans Ende ihres Lebens, aber nie wieder nahmen ihre Augen die Farbe des frischen Ilex an, sondern schimmerten graugrün nur wie das Meer im traurigen Winter. Trab, trab. Ich beende mein lustiges Flötenspiel. Auf Wiedersehen, Emanuela! Winterlich ist es hier und heute aber gar nicht. Hoch steht die Sonne jetzt über mir und beleuchtet das ganze Apulien. Und wärmt es. Ach, ist mir warm geworden in diesem Licht! Weit liegt das leuchtende Land und flimmert in der Sonne. Kein Mensch zu sehen. Siesta. Ich unterbreche meine Wanderung, vier Stunden Pause.

Felicitas Kohring
Unter der Erde stand schon der Plan
für den nächsten Frühling

Wenn sie da saß an ihrem Katzentisch im dunklen Bühnenraum, nahe der Eisentür, durch die ganz zart auch Babyweinen zu hören war – wenn es also nichts zu tun gab, als mit den Augen den Kulissenzügen zu folgen, ihren Parallelen aus Draht und Hanf, die dort im dunklen Schnürboden verschwanden und von dort vielleicht ihren Weg in die Unendlichkeit nahmen, um sich irgendwann – wer weiß – zu schneiden, dann setzte sich manchmal die kleine Griechin aus dem Chor neben sie. Die Griechin strickte immer, gegenwärtig etwas in Lachsrosa und Grün, auf das sie manchmal lächelnd zeigte, und alles, was sie trug, war selbstgestrickt, sogar die Monatsbinden, wie's unter Kollegen hieß. Ihre Nase war, wie sichs für die Klassiker gehört, die gerade Verlängerung ihrer Stirn, im Nacken hatte sie tief einen schwarzen Knoten und auf jeder Schläfe kräuselten sich drei täglich frisch präparierte Löckchen. Die kleine Griechin wohnte in dem Haus unter den Apfelbäumen, wo sie selbst im Frühling oft spazieren gegangen war, in den ersten Monaten schwanger und in Eintracht mit der produktiven Natur ringsum, zum ersten Mal fähig, Apfelblüten zu sehen ... Apfelblüten, an der Unterseite rosa, innen ein jähres Weiß, deren Duft einen erst überfiel, wenn man schon ein paar Schritte weitergegangen war, vorbei an dem Haus, wo die Griechin wohnte, die ihr zunickte, wenn sie vorüberging, an dem Garten, in dem die Apfelbäume dicht standen wie Schiffsmasten, gedrängt auf sicherlich allzu kleiner Fläche, die Kronen zu einem Dach verzahnt, gemeinsam Blüten produzierend wie das Breitöpfchen, das nicht mehr aufhören konnte – notwendiger, sinnvoller Überfluß. Es war gefolgt der Sommer, wo die kleinen grünen harten Äpfel vielversprechend in den Ästen hingen, und der Herbst, wo sie aufging wie ein Klumpen Teig im heißen Fett. Schließlich die Nacht, wo sie um drei Uhr ein Taxi rief und zum Krankenhaus fuhr, zu beschäftigt, um sich zu fürchten. Steil gegen die Lehne des Autos gedrückt, atmete sie sorgfältig in die Wehen hinein, wie man es sie gelehrt hatte im warmen Kaninchendunst des spitzgiebeligen Gymnastiksaals der Müttertschule. Im Büro der Hebamme klammerte sie sich an die Schreibtischkante und stieß zwischen den Zähnen die Angaben zur Person hervor. Nein. Nicht verheiratet. Die Hebamme blickte nicht auf. Aber irgendwann demnächst wird ein Ratgeber an ihrem Bett stehen, auch wenn sie nicht mehr minderjährig ist. Und sie wird ihn kühl abwehren, es ist an alles gedacht, das Kind ist versorgt. Eine Tante würde sie erfinden, die, Rentnerin, schon beglückt dieser späten Lebensaufgabe entgegenschah. In Wirklichkeit war alles unklar. Aber wer schon ein paar Jahre am Theater ist, war viel zu abergläubisch, um die Rechnung ohne den Wirt zu machen. Unberufen, toitoitoi, dreimal auf Holz, Hexenspeck. Nun würde man bald Gewißheit haben. Über den Verstärker hörte sie schon die Herztöne des Kindes, erschreckend, beruhigend, immer öfter drängte sie das Gesicht in die Lachgasmaske, die Schmerzen waren schlimmer als man ihr versprochen hatte. Schließlich fühlte sie, fast ohne Bewußtsein, wie die Stellung des Bettes geändert wurde, sie versuchte nach dem Lehrbuch wie ein junger Hund zu hecheln – die Presswehen nicht abzublocken, eine Männerstimme mischte sich unter die Geräusche, ein

Schnitt, der wie durch Fremdes ging, „Ist es da, alles in Ordnung?“, „Ja, hier“, man hielt ihr das Gebilde hin, mit dem Kopf nach unten, lang wie ein gehäuteter Hase, offenbar mit allem versehen, und sie sank zurück, es war geleistet, gut, daß den Rest andere besorgten. Muttergefühle bewegten sie zur Zeit nicht, schlafen wollte sie und Sauerkraut essen.

Vom Wochenbett hatte sie sich Ruhe versprochen. Es war im Gegenteil hektisch und traurig. Sie konnte nicht stillen, die Waage zeigte jeweils nur winzige Mengen an, immer ein leicht enttäushtes Säuglingsgesicht. Die anderen Frauen im Zimmer waren ergiebig wie Holsteiner Kühe, konnten noch Frühgeborene mitbeliefern, hatten dauernd durchweichte Nachthemden von ihrer gesunden Produktivität. Am schönsten fand sie noch die summenden Vormittage, wenn das Körbchen an ihr Bett geschoben wurde und sie einschlief, die Hand auf dem kleinen karierten Deckbett.

Schließlich wurden sie entlassen, nunmehr zu zweit. Beim ersten Bad zitterten ihr die Hände, und vieles gab es jetzt zum ersten Mal zu tun. Nach vier Wochen hatte sie sich daran gewöhnt, das Wesen an ihrer Seite erschien lebensfähig – am andern Tag sollte die erste Probe sein für das neue Stück.

Sie hatte zugesagt, aus Angst, das Engagement zu verlieren, die Wiederverpflichtung für die nächste Spielzeit stand unmittelbar bevor, alles hing am Seidenfaden. Geregelt war noch immer nichts. Ein Platz im Pflegenest hätte mehr gekostet, als von ihrem Nettoeinkommen zum Leben blieb.

Eine halbe Stunde vor Probenbeginn schob sie also am nächsten Morgen den Kinderwagen zum Kulissenauzug, der zuweilen steckenblieb, in der Theater-schreinerei klopften die Hämmer, ihr Arm wurde heruntergezogen von dem Korb mit allem, was das Baby brauchte. In der Garderobe drehte sie die Heizung voll an und öffnete dem Novemberregen das Fenster. In der Reihenfolge des Benutztwerdens stellte sie die Flasche mit Sauger, Milchpulver, Apfelsine und Küchenmesser, Teelöffel, Thermoskanne mit heißem Wasser, Wäsche zum Wechseln, Windeln, Cremes und Puder auf den Garderobentisch und setzte sich schließlich auf den weißen Holzstuhl, die Hände auf den Knien – war an alles gedacht?

Das Verdeck des Kinderwagens beschattete das Kind, dessen Köpfchen sich bläulich vom weißen Bezug abhob, daneben lagen symmetrisch die kleinen Fäuste. Einer hatte sie kürzlich gefragt, ob ihr Produkt denn auch ein guter Linker sei, klar, hatte sie geantwortet, er war schon bei der Geburt ganz rot. Aber wichtiger war die Feststellung, daß der Mund des Kindes geschlossen war, der Atem geräuschlos durch die Nase kam, die Haut rein, die gerundeten Backen von gleichmäßiger Gewichtszunahme zeugten. So gingen die Gedanken in der tatenlosen Stille des morgendlichen Theaters. Die Probe also. Es handelte sich um die deutsche Erstaufführung einer Operette, in der sie mit einer Schauspielrolle besetzt war, einer russischen Agentin. Sie war schon Freunde und Bekannte abgegangen, bei denen man Entsprechendes vermuten konnte, hatte russische Brocken gesammelt wie Pilze und ihre Rolle damit geschmückt, sich einen krachend geschmeidigen russischen Akzent komponiert, straff gestiefelte und sinnlich wiegende Gänge geübt und dennoch im Sinn, nicht allzusehr in der Gosse des Russenklischees zu landen, ein bißchen Wilder, der die Uhr ins Klosett spült, ein bißchen Mütterchen Wolga, Krakowjak und Kalinka, ein bißchen Sowjetmensch, was immer das war, jedenfalls nichts Gutes. Eine überzeugte, charmante,

selbstbewußte Nastja wollte sie aus dem zähen Kleister des faden Manuskripts erlösen, vielleicht war auch das politische Arbeit.

So voll guter Absichten betrat sie die Probebühne. Wie der Barockfürst ist der Regisseur eines Stückes gewöhnlich ohne Schwierigkeiten in der Menge dingfest zu machen. Die demütige Geschäftigkeit der anderen bildet den roten Teppich, auf den er seine Füße setzt. Dieser hier war vom Zweiten Deutschen Fernsehen und a. G. auf dem internen Besetzungszettel markiert, hatte demnach einen Heiligenschein zu verlieren, und sein Name war Schulze-Benningsen. Rasch umrankten Witze seine Initialen. „Na, was macht unser Sonderangebot vom SB-Markt?“ „Mal wieder Selbstbedienung beim Mainzelmännchen gemacht?“ „Wo ist denn unsere Sonnenblume mit dem kräftigen Stengel“ und mehr und Schlimmeres. Sie war ja gut vorbereitet und nicht eingeschüchtert durch den zunächst noch kratzerfreien Ruf des Regisseurs. So legte sie mit Schmiß ihre erste größere Szene auf die Bretter, fügte sich willig den Arrangement-Vorstellungen des Regisseurs bezüglich der Spiralen, mit denen sie den falschen Prinzen einer Südseeinsel einzuspinnen hatte, und SB küßte sie am Ende auf beide Wangen. Obenauf wie die Sahne im Kaffee verließ sie die Szene. An der Wand der Probebühne waren aufgereiht die Damen des Chors und des Balletts, betrachteten ernst und schweigend die Vorgänge auf der Bühne und dann wieder die Ornamente ihrer komplizierten Handarbeiten, glichen diszipliniert und fleißig mehr den Zirkusartisten als den Schauspielern. Wie jene waren sie gewöhnt worden, als einzelne nichts – nur als Moment einer Gruppe lebendig zu sein, und hieß es wie jetzt: Ballett und Chor auf die Bühne, erhoben sie sich und ließen die Handarbeiten fallen wie eingeschaltet und betraten als ein tapferes kleines Regiment im Gleichschritt die Bühne, stumm und ernst und gehorsam.

Die Hälfte seines Lebens wartet der Komödiant vergebens, dachte sie, während sie sich setzte. Konnte sie wohl jetzt nach dem Baby schauen, auch wenn noch nicht Zeit zum Füttern war?

So vergingen die Tage.

Mit der Zeit brachten die Damen des Chors, des Balletts und auch des Solo-Personals dem Regisseur am andern Morgen ein Notizbuch, einen silbernen Drehbleistift oder eine Armbanduhr zurück und er schlug sein Rad, schwellte die Brust und gestand, daß man ihn jeweils alles vergessen gemacht habe.

Sie nahm an diesem Reigen nicht teil. War sie nachts einmal auf, saß sie tief in einem Sessel und hielt dem Sohn die Flasche, die er gelassen trank. Auf den Knien lag das ‚Gruppenbild mit Dame‘ und sie folgte Seite für Seite dem Weg, den Heinrich Böll mit Leni Gruyten ging, und schlief dazwischen auch ein bißchen ein. Über allem lag das kuhmilchwarmer Summen der Sommerwiesen, wo das Leben sich duftend und träge unmittelbar wiedererzeugt. Vielleicht war's nicht gut, daß sie nicht zur Verfügung stand. Auf das *jus primae noctis* konnte der Regisseur allemal noch pochen. Wie auch immer, die Harmonie bekam die ersten Risse.

Dann war einmal nicht alles nach Plan gegangen. Der Sohn hatte die Flasche bedachtsam geleert, sich aber danach ein wenig übergeben. Alles mußte frisch gemacht werden. Treppauf klopfte das Herz wie Nägeleinschlagen.

In der Tür zum Probesaal sah sie schon den Blinden Fleck auf dem Bühnensegment, da fehlte sie. Der Regisseur lehnte vornüber am Klavier, Überschüssiges vom Rücken hing untätig über dem engen Gürtel mit den Jugendstilornamenten.

Die Kollegen standen regungslos mit gesenkten Köpfen wie die zwölf Geschworenen, das Schuldig hing zum Schneiden dick in der Luft. Sie verbiß den Schmerz, den die Narbe von der Geburt noch verursachte, wenn sie derart die Treppe hochjagte, nahm den Rest Atem zusammen und betrat die Bühne mit ihrem Auftrittstext: Strawsdwidje – Dank für chertzliches Empfang! und für diesmal gelang es noch, ein Lächeln, einen Freispruch mit Bewährung zu erwirken.

Ein paar Proben später zog der Regisseur gegen seine Gewohnheit eine Szene vor, in der sie zwar keinen Text, aber optisch eine gewisse Funktion hatte, und sie war nicht da, war einfach nicht da, saß schuldlos auf dem Garderobentisch, das Baby im Arm als wärs mein Land Orplid, gefangen von seinem ersten Lächeln, als der Inspizient die Türe aufriß und nur „Mensch“ sagte, und sie „ach du Scheiße“, und das Baby in den Wagen fallen ließ wie die bekannte heiße Kartoffel, es noch schreien hörte, als sie schon die Treppe hinaufstürmte, die Treppe, von der sie schon träumte nachts, und sich dann in den kalten Sturzregen stellte, den der lang gesparte Zorn des Regisseurs über sie ergoß. Von Disziplinlosigkeit war die Rede, die schon immer mit Unbegabtheit zusammen aufträte, von Unverschämtheit gegen die pflichtbewußten Kollegen, der Vorschlag kam, man möge sich an den Herd begeben, falls sich doch noch so ein bedauernswerter Trottel fände, der einen nicht gleich nach dem ersten Beischlaf sitzen ließe und so weiter. Sie hatte noch das Weinen des Kindes im Ohr und Wut und Tränen standen bis zum Rand und so sagte sie kein Wort. Sie probten weiter, zusammengedrängt wie die Schafe im Gewitter. Nur der Solotänzer, der auch das Stück choreographierte und somit in der Rangordnung des Theaters dem Spielleiter fast ebenbürtig, legte ihr kurz den Arm um die Schulter und kniff ein Auge zu.

Fortan wurde sie gesiezt vom Regisseur, und wenn es ihr auch immer gegen den Strich gegangen war, daß die Obern am Theater rotzig alle duzten von der Naiven bis zur Heldenmutter, die ihrerseits beim Sie zu bleiben hatten außer bei gelegentlichen nächtlichen Besäufnissen, fühlte sie sich von allen abgeschnitten, in die Ecke gestellt, Paria. Sie setzte sich, als nun die Bühnenproben begannen, weit ins Dunkle, zugleich nahe der Eisentür, durch die ganz zart auch Babyweinen hörbar war, und sie war so sehr wie möglich bemüht, nicht mehr aufzufallen.

Wenn man so in der Kälte steht, ist es schon wie Geburtstag und Weihnachten auf einen Tag, wenn man auf dem Deckbett des Kinderwagens plötzlich ein paar gestrickte Babyschuhe findet, lachsrosa und grün. Oder wenn ein andermal, als sie ihre Handschellen nicht mehr rechtzeitig aus dem Requisitenkorb holen kann, ihr der Statist, der sie verhaften soll, rasch die Hände um die Handgelenke legt und sich so stellt, daß es SB nicht sieht. Und die heißen Maroni, die der Solotänzer ihr vom Weihnachtsmarkt mitbrachte und in die kalten Hände legte, der schweisgasse kleine Haufen, der fünf Minuten vor Probenbeginn Maroni pulte im Konversationszimmer, in dem noch der Zigarettenrauch von gestern stand.

Aber sonst war es nicht wie im Märchen, wo nach dem dritten Mal vermittelt Prinz oder Fee die Probleme einer glücklichen Lösung zugeführt werden. Sie versuchte alles mögliche, machte Pläne und verwarf sie und lebte von der Hand in den Mund.

Eines Abends kam auf die Probebühne die Garderobiere und flüsterte ihr hastig zu, sie müsse sofort den Kinderwagen aus der Garderobe holen.

Wie schon so oft glitt das blanke Treppengeländer durch ihre Hand und knisterte,

als sie es losließ. Um die Bühne herum takelte eine fremde Truppe das Schiff für ein Gastspiel von „Anatevka“ auf. Garderoben und Garderobenfrauen schoben Kostümschränke und räumten sie aus, Requisiten wurden poliert und verteilt, Beleuchter und Bühnentechniker richteten ein, bohrten fest, schoben und hängten Kulissen und Scheinwerfer mit tourneegeohnter Präzision. In ihrer Garderobe saß eine der Hauptdarstellerinnen, die Haare unter dem Stirnband, und klebte sich Wimpern an, so konzentriert, als male sie eine Blütenranke auf Meissener Porzellan. Es roch nach Schminke, Bier und Leberwurstbrot, nach heimlich gerauchten Zigaretten. Was nun?

Für den Kinderwagen fand sich im Gang eine brachliegende Ecke, aber das Baby selbst? Da gabs nichts, sie wärmte rasch eine Flasche, wickelte das Baby in sein Deckbett und trug es hinauf in den Probesaal. Vermutlich, weil es ein paar Tage vor Weihnachten war und Sentimentalität sich ausbreitete wie die Ringe um einen ins Wasser geworfenen Stein, erhoben die Kollegen ein gerührtes ohh und ahh, als sie die Treppe herunterschritt, beladen wie auf der Flucht nach Ägypten. Sie setzte sich in eine Ecke und fütterte das Baby, damit es ruhig blieb. Der Regisseur probte weiter, weiß um den Mund. Eine Zeitlang. Dann? Das Regiebuch flog zur Erde, lose Blätter verteilten sich ... Das hat keinen Zweck. So arbeite ich nicht weiter. Ich schmeiße die Inszenierung hin. Dieser Provinztrampel hat mich geschafft. Ich werde wahnsinnig. Was glaubt die denn, wer sie ist. Haben wir hier Striese? Das ist Striese, das ist Schmiere, das ist schwärzeste Provinz. Sie haben Renitenz hier hereingebracht. Sie haben die ganze Arbeit kaputt gemacht. Sie blockieren den Ablauf. Verlassen Sie die Probe.

Es folgte eine Pause, das Kind fing an zu schreien. Um Gottes willen, nicht das noch. Die Probe ist beendet. Es tut mir leid, meine Herrschaften, bedanken Sie sich bei der Kollegin. Ich sehe Sie morgen früh um zehn beim Intendanten. Ich werde Maßnahmen einleiten. Ich lasse mir doch von einem Provinznutten die Arbeit nicht zerstören. Er verließ die Probephase und die Tür blieb offen. Der Zugwind besorgte für ihn die krachende Interpunktion.

Ketten an den Füßen stieg sie am nächsten Morgen die Treppe zur Intendanz hinauf. Das Re-Engagement für die kommende Spielzeit konnte sie vergessen. Die Frage war, wie's weiterging. Arbeitslosenunterstützung, Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe. Vorsprechen, Vorsprechen, Vorsprechen. Jedesmal ein bißchen schlechter. Und Kräche sprechen sich schnell herum am Theater. Auf eine Vakanz in ihrem Fach kamen bis zu 500 Bewerbungen. Gute Nacht Marie, das Geld liegt auf der Fensterbank. Sie trat in den Gang, in dem Verwaltung und Intendanz die Büroräume hatten. Sie blieb stehen. Was wollten die denn hier?

Vor der Tür des Intendanten stand der Solotänzer, ein Papier in der Hand, dahinter die Kollegen. Alle, oder so gut wie alle, ein Fronleichnamzug drei Fenster lang bis fast zum Kasten mit den Besetzungszetteln. Sie stellte sich herzklopfend dazu. Der Solotänzer klopfte an die Tür. Die Sekretärin erschien, dann traten der Intendant und Schulze-Benningsen in den Türrahmen. Der Solotänzer hob das Papier und las laut: Die Besetzung des Musicals „Südseegeschichten“ bittet darum, gegen die Kollegin R. S. nicht disziplinarisch vorzugehen, wie ihr das angedroht wurde. Wir sind der Meinung, daß die Kollegin trotz ihrer schwierigen Lage ihre Arbeit mit Einsatz und Sorgfalt durchgeführt hat und daß die Angriffe durch Herrn S.-B. in keiner Weise angemessen oder gerechtfertigt

waren. Wir sind der Auffassung, daß ein solches Vorgehen der unmittelbar bevorstehenden Premiere, die ja eine deutsche Erstaufführung und daher für dieses Theater nicht unwichtig ist, nicht zuträglich ist. Wir bitten darum, daß der schwierigen Lage von Frau R. S. Rechnung getragen wird und die Proben in harmonischer Form zu Ende gebracht werden. Unterzeichnet: Die Besetzung von Südseegeschichten. Anlage: Eine Unterschriftenliste.

Der Solotänzer reichte das Schreiben dem Intendanten. Der Intendant sagte: Danke, meine Herrschaften, das wärs dann wohl. Einen Augenblick standen alle schweigend. Dann wandte man sich zum Gehen.

Die Kollegin R. S. sah den vielen Rücken nach, die sich den Gang entlang drängten und durch die Tür zum Treppenhaus langsam versickerten, im Morgenlicht des Theaters eher schäbig, schiefe Absätze, Laufmaschen, ausgefranzte Hosen, abgetretene Rocksäume, gelegentlich ein Lammfell oder Kaninchen, die Haare zerdrückt und fettig vom vielen Perückentragen, aber diese Rücken, von denen jeder schon die neunschwänzige Katze der heilig-römischen Institution, die da Theater heißt, mehrfach zu spüren bekommen hatte, hatten sich vor sie gestellt, vor sie und das Baby, um sie vor dem querheranschließenden eiskalten Nordwind zu bewahren. Jeder dieser müden und wenig aufrechten Rücken bedeutete für sie im Augenblick mehr als Abrahams Schoß.

Der Intendant drehte sich wieder ein in sein Schneckenhaus, Schulze-Benningsen mit eingekniffenem Arsch hinterher.

In der Garderobe hob sie das Baby aus dem Wagen und trat ans Fenster. Es schneite, wie die Lichter angehen am Adventskranz, erst eins, dann zwei ... Winter also: Aber sie wußte, unter der Erde stand schon der Plan für den nächsten Frühling, Angst vor der Kälte war nur eine falsche Betrachtungsweise.

Peter Maiwald Kalendergeschichten

Der Enttäuschte

Jetzt kann ihm keiner mehr etwas vormachen. Einmal enttäuscht und das tief, sieht er überall, wo er ist, die Anzeichen neuer Enttäuschungen. Bitter lacht er auf. Keine wird ihm mehr passieren.

Er, der Gebrannte, scheut das Feuer und lieber bleibt er in der Kälte, obwohl ihm auch da bald die Gefahr von Erfrierungen bewußt ist. So ist er ständig unterwegs. Nirgendwo kann er lange bleiben. Hinter der Freundlichkeit seiner Gastgeber wittert er schon den Verrat, der unausbleiblich ist, und das Dach, das ihn heute deckt, beschuldigt er insgeheim des nahen Zusammenbruchs. Bei Morgengrauen ist er schon wieder auf seiner Strecke, der er aber mißtraut.

Einige, die ihm begegnen und es wohl meinen, versuchen ihn aufzuhalten. Sie halten ihm Gutes vor und Haltbarkeiten, eine Arbeit, die gebraucht wird, einen Ort zum Bleiben, damit er zur Ruhe komme. Der Enttäuschte aber schaut sie mit großer Trauer an und schüttelt den Kopf über ihre Unwissenheit. Ihr werdet enttäuscht werden, ruft er ihnen noch zu, bevor ihn der Wind verschluckt.

Die Güte der Menschen und ihre Hilfsbereitschaft sind ihm zuwider. Er weiß nicht, wo sie beides hernehmen. Sie sind aus keinem anderen Stoff als er, aber zu selbstverliebt, als daß sie sich erführen, und er hat sich längst enttäuschend erfahren. Nichts hält am Menschen, was er verspricht, das weiß er. Die Schläge, die er erhielt, haben ihm ein Auge ausgeschlagen, aber das andere geschärft. Mit ihm sieht er die Risse im frischen Putz und den Unfall im neuen Auto. Ihn kann man nicht täuschen.

Er liebt niemanden, sich selbst eingeschlossen. Bisweilen hält ihn eine Blume, ein Tier oder ein Buch für einige Zeit. Das könnte ein Glück sein, denkt er, wenn nicht die Blume welkte oder das Tier verendete. Und auch die Bücher, die er liest, halten der Wirklichkeit nicht stand. Mit der Zeit beginnt er auch sie zu hassen.

Am meisten aber haßt er die Weltverbesserer. Ihre Unbelehrbarkeit und ihre Unermüdlichkeit, daß die Welt zu ändern sei, sind ihm ein Greuel. Er scheut sie, weil sie für ihn der Anfang neuer Enttäuschungen sind. Mit seinem einen Auge sieht er ihre Fehler genau, und am Ende erscheinen sie ihm wie ein einziger Fehler. Er nennt sie Kolumbusse. Sie geben vor, Indien zu entdecken und entdecken Amerika. Ihr Umgang mit den zerbrechlichen Teilen der Welt ist bekannt. Sie wollen immer das berühmte Ei aufstellen, zerbrechen aber nur die Schale.

Der Vorhaltung, daß er wohl das Kind mit dem Bade ausschütte, begegnet der Enttäuschte mit dem Hinweis, daß nichts, was der Vorwurf enthielte, haltbar sei. Das Wasser trüge die Keime seiner Verseuchung längst in sich, das Kind seine Krankheiten, und die Wanne ihre Zersetzung.

In seinen Jahren kommt der Enttäuschte zu nichts. Er fängt nichts an, denn er weiß, alle Anfänge sind eitel und tragen das Ende in sich wie die Neugeborenen den Tod. Die Spanne dazwischen erscheint ihm mehr und mehr wie ein einziger Irrtum.

Vom ständigen Wachsein, das er nötig glaubt, um der Welt nicht auf den Leim zu

gehen, der sie doch nicht hält, beginnt sein einäugiger Blick zu flirren. Er verkommt zunehmend. Als er gefunden wird, in einem Graben weit ab von der Hauptstraße, ohne Leben, verhungert und verdurstet, sieht er aus, als habe er sich den Tod geholt und nicht umgekehrt.

Der Verdacht

In der Nacht umstellten sie einen Menschen mit ihren Flinten und herrschten ihn an: Steh auf, du Dieb! Da erhob sich der Mensch schlaftrunken, doch schnell ernüchtert durch Schrecken, und wies seine leeren Hände vor.

Aber die Taschen! beharrten die Eindringlinge. Durchsucht seine Taschen! Und sie taten auch dies, und die Flinten stocherten ungeduldig und gierig in den wenigen Habseligkeiten des Mannes; aber der angenommene Raub fand sich nicht.

Das ist erklärlich, sagte daraufhin der Anführer. Uns kannst du nicht täuschen. Wenn sich auch kein Raub bei dir findet, so bist du doch vielleicht einer, der zum Raub aufgerufen hat. Und er wies ein Blatt vor, darauf stand, in ungelinker Schrift, Krieg den Palästen und Friede den Hütten.

Darauf packten die Flintenträger die Hände des Mannes und suchten sie nach Flecken von Schreibzeug ab; aber sie fanden keine und sahen verwirrt ihren Anführer an, zumal ihr Opfer, blaß geworden, beteuerte, er sei ein Schlosser und die schmutzigen Rillen stammten von Schmiere und Öl.

Den Anführer beeindruckte das nicht. Er hatte einen Hinweis bekommen. Natürlich tarne sich jeder Räuber. Das wisse man. Und was er nicht an den Händen habe, habe er doch im Kopf, erklärte der Anführer und forderte seine Leute auf, nachzusehen.

Die Leute schlugen mit ihren Flinten dem Mann ein Loch in den Schädel, um nachzusehen, aber das brachte keinen einzigen räuberischen Gedanken zu Tage, nur Blut und die Splitter von Knochen.

Willst du nicht endlich gestehen, daß du ein Räuber bist? fragte der Anführer den geschlagenen Mann, der blutend auf der Erde lag. Aber der machte nur eine schwache Handbewegung, sei es als Antwort, sei es aus Schmerz.

Da seht ihr es, sagte der Anführer, daß es sich um einen fanatischen Räuber handelt. Noch immer leistet er Widerstand. Dabei ist seine Lage aussichtslos. Wir haben ihn ertappt. Durchsucht ihn!

Und sie taten auch das noch und durchstachen den Körper des Mannes mit ihren Bajonetten bis kein Leben mehr in ihm war, und fanden nichts.

Da war eine leichte Unruhe unter den Flintenträgern und einige Zweifel überkamen sie bei dem Ergebnis ihrer Untersuchung; doch der Anführer wischte ihre Bedenken mit seiner Hand weg.

Daß dieser ein Räuber war, sagte er und wies auf den am Boden Liegenden, ist nun klar geworden. Fanden wir auch keinen Raub, so haben wir Recht getan und bezeiten einen Raub verhindert. Wer weiß, was der Mensch sich ausdenkt. Packt euch zusammen!

Und sie nahmen ihre Flinten und waren zufrieden und gingen von dem Platz, wo sie einen Räuber gestellt hatten, weiteren Hinweisen nach.

Der Verständnisvolle

Der Verständnisvolle ist ein Ohrenmensch. Er macht oft den Eindruck, als wäre an ihm sonst nichts dran. Es gibt Leute, die, wenn sie ihn kennengelernt haben, behaupten: er war ganz Ohr.

Der Verständnisvolle leiht sein Ohr jedem. Und wie sie es ihm, wenn überhaupt, wieder zurückbringen! Undank ist der Welt Lohn, lächelt der Verständnisvolle und versteht auch das.

So geht er durchs Leben: die Ohren ständig vollgeheult und verschrien vom Welterschmerz, die Trommelfelle angerissen vom Jammer der Erde, die Muscheln verzogen vom allgemeinen Überdruß und die Gehörgänge verschmutzt von Klagen, ganz zu schweigen von denen, die seine Ohren gänzlich als Heimstatt betrachten und ihm ständig darin liegen.

Der Verständnisvolle verzieht dabei keine Miene. Er macht eine gute zum guten und eine gute zum bösen Spiel. Alle schätzen seine Gerechtigkeit. Die Mörder loben ihn für das Verständnis ihrer Motive, und die Opfer loben ihn, für das Verständnis ihrer Leiden. Die Diebe schätzen ihn als Hehler und die Bestohlenen schätzen sein Mitleid. Die Politiker aller Parteien können damit rechnen, von ihm gewählt zu werden, denn er versteht sie alle.

Er ist ein gerngesehener Gast auf den Podien, wo Diskussionen stattfinden. Nie fällt er aus seiner Rolle. Nie bringt ihn ein Widerspruch aus der Fassung. Er versteht alle Meinungen. Nichts Menschliches ist ihm fremd, das Unmenschliche eingeschlossen. Man sagt von ihm wie von den Trinkern, er kann viel vertragen. Er ist der geborene Moderator.

Alles hat seinen Grund, sagt der Verständnisvolle und erklärt ihn. Wir sind doch alles Menschen. Seine Erklärungen sind wie Entschuldigungen. Man muß nur auf den Grund kommen, dann ist alles gut. Die Untaten und Verbrechen lieben ihn und lassen sich gern von ihm erklären.

Der Verständnisvolle nimmt nie übel. Er kennt keine Vorurteile. Er schätzt das kleinere Übel ebenso wie das größere. Er ist für alle da und offen. Die Zeitungen preisen seine Toleranz.

In der Öffentlichkeit ist er leicht zu übersehen. Er ist nur daran zu erkennen, daß er, ständig angesprochen, ständig mit dem Kopf nickt. Seine Lieblingsbewegungen sind das Schulterklopfen und das Händegeben.

Eines Tages wird er in eine der vielen Streitigkeiten der Welt geraten und unbeteiligtweise sein Leben verlieren. Er wird das verstehen.

Der Feindselige

Der Feindselige braucht immer jemanden, an dem er sich reiben kann. Das ist seine Wollust. Er ist der Erfinder der Sätze: Viel Feind viel Ehr! und: Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Am liebsten hauste er in einer Kaserne.

Wenn er einmal keinen Feind hat, macht er sich einen. Er besitzt die Fähigkeit, Freunde zu Feinden zu machen, und selbst die Friedlichsten unter ihnen bleiben es nicht, wenn sie ihn zum Nachbarn haben. Ist wider Erwarten kein Feind zur Stelle oder weit und breit, geht der Feindselige in seinen Garten und stellt Pappkamera auf.

Man lade den Feindseligen nie zu sich. Er nimmt jede Einladung liebend gern an. Sie gibt ihm Gelegenheit für Widerworte, Grobheiten, Beleidigungen und Tötlichkeiten. Selbst wenn es gelingt, all das durch Güte zu entschärfen, wird der Feindselige voller Wut die Haare raufen, bis er in der Suppe das Haar findet, nach dem er von Beginn der Einladung an gesucht hat. Triumphierend hält er es dem Gastgeber vor. Er hat es gewußt. Man wollte ihm Übles. Das Haar sollte ihm wohl im Halse steckenbleiben. Aber nicht mit ihm. Man hat sich verrechnet. Er erklärt darauf seine Feindschaft, stundenlang und mit Wonne. Dann knallt er die Tür des Gastgebers zu, nicht ohne zu drohen, daß mit seiner furchtbaren Rückkehr zu rechnen sei. Auf dem Heimweg sieht man ihn tanzen.

In schlechten Zeiten, wenn gar kein Feind aufzutreiben ist, auch nicht mit größter Bemühung, sucht er die Gesellschaft der Feindseligen auf, deren Mitglied, mit niedriger Nummer, er ist. Es ist ein Bürgerverein, dessen Motto lautet: Der Stärkste ist am mächtigsten allein. Die Mitglieder sind untereinander bis aufs Messer verfeindet, nur die Aussicht auf einen größeren Feind, der ihnen gewachsen sein könnte, hält sie zusammen. Die Unterhaltungen bestehen im Erfinden neuer Gegner und seligen Erzählungen von der Vernichtung alter.

Am Sonntag besucht der Feindselige eine Ausstellung von Feindbildern, die der Bürgerverein bei Künstlern des Faches in Auftrag gegeben hat. Es sind in der Mehrheit Bilder, die Fratzen von Friedfertigen zeigen, und der Feindselige genießt ihren Anblick. Auf feindselige Art fühlt er sich den Künstlern verbunden, die sich wie er nur ausdrücken können, wenn sie einen Feind haben.

Die Woche verbringt der Feindselige auf dem Amt für öffentliche Ordnung der Feinde, bei dem er beschäftigt ist. Er verwaltet die Schubladen A wie Anarchisten bis K wie Kommunismus, und stellt die Etiketten aus, die es dem Bürger ermöglichen, im Dschungel der Feindschaft einen individuellen Feind zu finden. Der Traum des Feindseligen ist es, in die Abteilung T wie Terroristen versetzt zu werden; die höhere Ansehen genießt und weniger Arbeit macht, weil ihre Etiketten auf nahezu alles passen.

Die wenigen Abende, die nicht dazu einladen, sich Feinde zu schaffen, verbringt der Feindselige mit Spaziergängen in der Natur. An ihr schätzt er vor allem die Ausfallstraßen. Danach rangieren Berge, die zu Festungen taugen, Felder, auf denen Schlachten möglich sind, und Wälder, die Überraschungsangriffe decken. Der Rest interessiert ihn wenig. Die Neutralität von Gräsern und Blumen ist ihm zuwider.

Die stillen Minuten vor dem Einschlafen und der Schlaf sind ihm verhaßt. Den Frieden hält er für Feindbegünstigung. Dann hadert er mit sich und der Welt und bekniert seinen feindseligen Gott um irgendeinen Teufel.

Der Tiefenschürfer

Er muß hinunter, es hilft nichts. An jeder Stelle des Gesprächs besteht er darauf, daß hier noch etwas tiefer geschürft werden muß. So kommen die Löcher in die beste Unterhaltung. Der Tiefenschürfer ist nicht sehr beliebt.

In seiner Jugend wäre er gerne Taucher geworden. Das ist eine Vermutung. Er haßt Oberflächen so sehr, daß er selbst Tieferliegendes nur für die Oberfläche von noch Tieferliegendem hält. Schliemann heißt das Urerlebnis seiner Studienjahre.

Eine Stadt ausgraben, und darunter noch fünf Städte und dann erst kommt Troja. Der Tiefenschürfer traut seinen Augen nie. Alles nur Schein, ruft er und winkt ab, wenn ihn einer einlädt, sich die Sache einmal anzusehen. Seine Weltanschauung ist nicht so einfach. Sein Standpunkt ist das Mißtrauen. Dahinter! Ja, wenn man dahinter sehen könnte! Irgend etwas steckt bei ihm immer dahinter. Der Tiefenschürfer liebt Verschwörungen und noch mehr die Theorien darüber.

Während eines Gesprächs, wenn einer der Teilnehmer meint, er habe eine Sache durchschaut, lacht der Tiefenschürfer bitter. Allzu durchsichtig, mein Lieber! Denken Sie an die Hintergründe! Der Tiefenschürfer weiß immer noch einen mehr als die anderen. Hat er einmal keinen zur Hand, mahnt er sofort die Gesprächsteilnehmer mit einem Hinweis auf den Ernst des Themas und weigert sich, so oberflächlich weiterzudiskutieren.

Von der Wissenschaft hält der Tiefenschürfer nur soviel, daß wir nichts wissen können. Eine Meinung kann er nicht ertragen. Ein Ergebnis hält er nicht aus. Sein Lieblingswort heißt: Infragestellen.

Es gibt nichts, was der Tiefenschürfer nicht in Frage stellt. Seine eigene Person nimmt er dabei nicht aus. Er kann stundenlang zur Sache sprechen, endet aber jeden Monolog mit der Versicherung, daß diese Frage noch vertieft werden müsse.

Das größte Ansehen genießt der Tiefenschürfer unter oberflächlichen Leuten, soweit es solche Leute überhaupt gibt, denn die Oberflächlichkeit entwickelt selten so eine Reinkultur wie das Tiefenschürfen. Der Tiefenschürfer verliert seine Anhängerschaft aber ziemlich bald, weil alle tiefeschürfenden Reden sein Nichtstun nicht verbergen können, und selbst die oberflächlichsten Leute am Ende mit der Welt mehr zu tun haben als er. Nicht daß es dem Tiefenschürfer an Ideen und Anleitungen zum Handeln mangelt. Es sind die Mängel der Ideen und Anleitungen, die ihn hemmen. Sie sind nicht vollkommen. Wären sie vollkommen, würde er schon handeln, beteuert er. Das Leben besteht für ihn aus Ansätzen.

Zu seinem Leidwesen kann er sich nicht entscheiden. Das kommt, weil er die meisten Handlungen von anderen studiert hat. Sie erscheinen ihm alle nicht erschöpfend genug vorausbedacht. So schürft er bedächtig weiter und findet das Leben so unerschöpflich wie sich selbst und kommt nicht auf den Grund.

Der Rücksichtnehmer

Der Mensch ist schrecklich, sagt er, lauter Extremitäten: begehrlische Hände, Beine, die zu weit gehen können, Geschlechtsteile, die Ungebührliches verlangen, ein Herz, das aus dem Leibe schlägt, und dann noch ein Kopf, der hoch hinaus will. Kein Wunder, daß der Mensch aneckt, wo er nur ist.

Der Rücksichtnehmer steht vor dem Spiegel und ist sich selbst zuwider. Die Ausstattung des Menschen ist sein Unglück, das sieht er. Er sucht Trost in der Bibel und reißt aus, was ihn ärgert.

Am Ende ist er zugerichtet wie er sich paßt. Er erwartet Besuch. Er sieht zufrieden in den Spiegel. So könnte es gehen. Schnell noch einige Korrekturen und er wird ein angenehmer Gastgeber sein.

Der Besuch betritt das Zimmer und findet niemanden vor.

Uta Rappenstein Heute ist Lichtmeß

Das ärmste Häuschen gehört dem reichsten Hof.

Leicht wäre es zu übersehen im Gegenüber der wohlhabenden Spießfassaden. Zwei Fenster, eine Tür in der farblosen, feuchten Mauer, ein winziger Garten, ein Schuppen, daneben das Klo.

Die Alte, die den Hang und die Kapelle sauber hält, holte gerade ein Bündel Reisig aus dem Schuppen, im eisigen Wind von Schneeflocken umweht. Sie freute sich, als sie mich sah, und lockte mich einzutreten. Bewohnbar nur ein Zimmer, das andere ist feucht mit Schimmel an den Wänden, eine schmale Treppe führt zum Boden und von dort faucht der Wind. Ich setze mich auf den einzigen Stuhl vor einem Tisch gleich neben dem Bett, düster ist es, eine Lampe brennt, die Fenster sind behangen mit Decken und einem Mantel, „wegen der Kälte, wissen Sie“, sagt sie. Ein Herd und ein Kanonenofen wärmen sich aneinander und auf dem halben, weißen Küchenschrank faulen Äpfel neben einer Plastikgrotte mit der Maria. An der Wand türmen sich Pappkartons mit Lebensmitteln, „sie verderben nicht“, meint sie, „es ist nur Zucker, Hafer, Mehl, ein bißchen Vorrat muß man haben, die Leute sagen, daß es bald nichts mehr zu Essen gibt.“

Ein kniender Jesu mit mildem Gesicht in einem alten Rahmen, warm leuchten die Farben, „ja, es ist schön, ich hatte noch so ein ähnliches Bild, da besuchte mich eine Frau aus der Stadt, die hängte es einfach ab und nahm es mit.“ Sie spricht eindringlich, kommt nahe mit ihrem Gesicht, „nein, der Pfarrer gibt mir nichts für meine Arbeit da am Hang, dreißig Jahre mache ich das schon, wissen Sie, einfach nur die Kapelle fegen, den Weg sauber halten, und vierzig Mark Miete zahle ich für dieses Haus, sie wollten eigentlich nur dreißig, das kam mir so wenig vor, ich nahm vierzig mit und das Geld nehmen sie auch. Ich habe kein Radio, keinen Fernseher, ich gehe abends früh in das Bett, ich bin nicht mehr so jung, mir tun schnell meine Augen weh, heute ist Gottesdienst, Lichtmeß, da gehe ich hin und sonntags gehe ich immer ein bißchen spazieren, etwas frische Luft muß ich ja haben.“

Noch fröhliche Hühner!

Da wäre noch von einem Birnbaum zu erzählen, „er ist fast hundert Jahre alt“, sagt die Frau, „wir hatten schon überlegt ihn abzuholzen, aber das soll man ja nicht mehr, wegen dem Sauerstoff und so.“

Ein großer, alles überragender Birnbaum, selbst jetzt unter dem milchigen Licht eines Novemberhimmels tröstlich wie im Mai, als er im weißen Blütengestäd die ganze Straße schmückte.

Niedrig ist das alte Haus daneben, geborgen in seinem Ästeschutz, bezweigt die kleinen viergeteilten Seitenfenster, vorn an der Hausfront wachsen in Blumenkästen dickköpfige Geranien und winzige weiße Gardinen bedecken nur die untere Scheibe.

Im schmalen Garten davor dufteten im Frühling die Maiglöckchen, gab es üppige Pfingstrosen, wucherte neben der Eingangstür Maggi, durfte jeder sich im Vorübergehen pflücken.

Ein kleines Stück Land gehört noch dazu, Bruder und Schwester bearbeiten es zusammen, wohnen ein ganzes Leben friedlich beieinander in diesem Haus. Er sitzt gerade am Küchentisch, als ich hereinkomme, um Eier zu kaufen, kurz baumeln seine Beine von der Bank, darüber ein gewölbter Bauch, unrasiert und lachend bittet er mich näher zu kommen. Hager ist dagegen die Schwester, sie schürt in einem großen Herd das Feuer, beäugt die duftenden Kochtöpfe, „Hefeklöße und Apfelmus gibt es heute“, sagt sie, und vom Hinterhof das Gackern der Hühner. Auf einer großen Wiese verbringen sie ihr Leben, noch fröhliche Hühner, alte Holzschuppen sind ihre Freiheitsgrenze.

„Ist doch schön hier auf dem Land“, sagt die Schwester zu mir, „früher als junges Mädchen wohnte ich auch mal in der Stadt, war Hilfe in einem Krankenhaus, bekam Blutvergiftung, mußte ein Jahr liegen, das war so schlimm, daß sie mir bald mein Bein abgenommen hätten, Milch ausgetragen habe ich auch einmal, später, zu Fuß, Straße um Straße, Kannen bis zum fünften Stock geschleppt, aber dann gleich nach dem Krieg sind wir zurück in dieses Haus, mein Bruder und ich, wir haben unser Auskommen, was brauchen wir mehr?“

Ihr Haarknoten wird von großen Nadeln gehalten, tiefe Furchen haben sich sympathisch in das schmale Gesicht eingegraben, ein bunter Gürtel umschlingt das graue Kleid, sie zählt das Geld nach für die Eier, ein dicker, rotgestreifter Kater liegt neben dem Herd. „Faul ist der“, sagt sie lachend, und der Bruder nimmt einen Handspiegel, besieht seinen grauen Stoppelbart und meint, „rasieren muß ich mich jetzt“.

Ein Hof im Superlativ

Der größte, schönste, älteste Hof an der höchsten Stelle des Ortes, gleich neben der Kirche, großzügig der Eingang, wappengeschmückt, der Blick auf das mächtige mit Erkern versehene Haus. Auf beiden Seiten die Ställe, angekettete Bullen in fünfjähriger Gefangenschaft, dann Abtransport in den Schlachthof, „oft wehren sie sich, auf dem Weg vom Stall zum Auto“, sagt ein Knecht, „harte Arbeit ist das, laut ihr Aufbegehren, ein Leben in einem Stall, dann der Tod, der Chef und ich erledigen die ganze Landarbeit allein, kennen Sie die großen Maschinen zum Mähen, Dreschen, Ernten?“

Ich gehe weiter, alt ist die Besitzerin, ihre zwei Söhne ohne Frau, wer entspricht schon ihren Ansprüchen, arbeitsam und begütert muß sie sein, genügsam, jung und gutaussehend. Mißtrauisch betrachtet sie mich, als ich über ihren Hof auf sie zugehe, sie steht an einem runden Steintisch, sortiert Salat in eine große Schüssel, über ihr wird ein Fenster geöffnet, ein neugieriger Blick eines verwirrten Frauenkopfes, der schnell wieder verschwindet. Ich versuche mein freundlichstes Gesicht hervorzuzaubern, „ich habe gelesen, daß die Rosa Luxemburg oft ihre Ferien hier verbrachte“, zaghaft kommt meine Stimme. „Wer sind Sie überhaupt“, fragt sie mißtrauisch, „ach für Politik interessieren Sie sich auch, Sie sind doch nicht aus Bayern, die Städter kommen daher und reden, als wenn wir das schönste Leben hätten, dabei, nichts als Arbeit.“ „Ich dachte ja nur“, wage ich zu sagen, „daß ich mal das Zimmer sehen könnte, wo sie gewohnt hat, schließlich war es doch eine

großartige Frau, kennen Sie ihre Briefe aus dem Gefängnis?“ Hastig hantiert sie mit dem Salatkopf, „Sie wollen von hier sein, habe Sie noch nie gesehen, die mit der Rosa Luxemburg zu tun hatten liegen gleich hinter der Mauer“, und sie zeigt auf den Friedhof, dann wendet sie sich ab, gießt Wasser über die Blätter, rote Rosen blühen vor dem Treppenaufgang, kein Hund bewacht den Hof, sie tut es selbst in ihrer Verbitterung. Der schönste größte reichste Hof, was fehlt da noch?

Entwurzlung

In der Stille eines Regentages dröhnen hinter dem Kirchberg Maschinen. Über den Höhenweg peitscht der Wind, türmen sich graue Wolken. Die Weite der Felder wurde unterbrochen durch einen hinter einem Gartenzaun liegenden Obstgarten. Ich sehe, unangetastet ist der vordere Teil, die zugeschnittenen Bäume, die Beerenbüsche, das fest abgeschlossene Haus. Aber dicht dahinter, getrennt durch einen neuen Zaun, wühlen zwei riesige Maschinen, fällen Baum für Baum, spucken aus einer Öffnung ofengerechtes Kleinholz.

Übrig von den dicken Stämmen bleiben nur die mächtigen Wurzeln, herausgepreßt aus der Erde liegen sie da, warten auf ihre Verwendung. Verloren ging ein kleines Vogelparadies, eine Baumoase inmitten der Felder.

Neugierig blicken die Arbeiter mir entgegen, wie ich da durch den Schlamm zu ihnen gehe. Ein Mann im Trachtenanzug mit Krawatte steht da, sieht zu. Ich wende mich an ihn, frage, warum die vielen Bäume abgesägt werden, ob sie hier in Niederbayern nichts vom Baumschutz halten. Er grinst, er ist gar nicht erstaunt über meine Frage, „ja“, sagt er, „dreieinhalb Tagwerk sind das, gehörte der Gemeinde, die hat es verkauft, der neue Besitzer will aber keine Bäume, sondern Ackerland, mein Auftrag, ihm das zu übergeben, er hat schließlich dafür bezahlt, nehme ich den Auftrag nicht an, tut es ein anderer.“ Der so vertraute Weg wird fremd, fort ist das hohe Gezweig der Bäume, noch mehr Ackerland, es bringt Ertrag.

Trotz des Regens und des Windes steigen Lerchen auf, versuchen sich mit ihrem Gesang gegen den Maschinenlärm durchzusetzen.

Eine ganze Reiterschar kommt mir entgegen, in bunten, dicken Jacken, Mützen und wehenden Tüchern, auf einem Pferd gleich zwei Reiter, ein Mädchen umschlingt mit ihren Armen den vor ihr Sitzenden und sie winken mir zu, eine Kutsche folgt, ein Brautpaar von singenden, ausgelassenen Freunden umgeben, „steig auf“, rufen sie mir zu, bevor ich mich entscheiden kann, sind sie schon verschwunden, hinter einem braunen Hügel. Wie gut, daß sie die Verstümmelung des Gartens nicht sahen, vielleicht wäre ihre Fröhlichkeit wie der Regen zu Eis erstarrt.

Klaus Konjetzky
Leben Sie wohl, Rinski!

(Kein Gespräch zur Literatur)

Dichter: Ich hasse Abschiede. Aber im Film mag ich sie. Mir ist, als säße ich im Kino und sähe mich auf der Leinwand, wo ich im Kino sitze und mich auf der Leinwand sehe.

Sollte das ein Zeichen von Entfremdung sein, spielte das, zumindest für den Augenblick, keine Rolle.

Also Kino: Spät merke ich – andere wußten das von Anfang an –, daß es ein schlechtes Stück ist. Schlimmer: nicht nur der Film taugt nichts, auch meine Rolle ist mies.

Und ich spiele die miese Rolle schlecht.

Mann: Gut. Aber was ist eigentlich los?

Dichter: Irgendwie kann man immer weitermachen. Und wer, wie ich, ein Mindestmaß an Illusion – ich könnte auch sagen Harmonie – benötigt, kann – je weniger sie vorhanden ist desto mehr – so tun als ob. Das habe ich lange getan. Darüber bin ich vierzig geworden. Statistisch ist das gut die Mitte des Lebens. Statt einer midlife-crisis möchte ich mir mit vierzig erlauben, dieses „Als-ob“ zu beenden.

Stimme I: Zweiter Untertitel: Von der Literatur und vom Leben.

Dichter: Es gibt in diesem Land – zur Chronologie meiner Erfahrungen komme ich noch – in diesem Land, sage ich, keine Literaturkritik.

Mann: Höre ich recht, höre ich Rinski fragen, der auf tausend oder zweitausend ausgeschnittenen, abgehefteten Kritiken den Daumen hält, die allein in dem von ihm besorgten Feuilleton eines renommierten Wirtschaftsblattes jährlich erscheinen. Und, sagt er, es gibt nicht nur uns.

Stimme II: Im Kapitalismus, im Gegensatz zum Sozialismus, ist...

Dichter: Mein Gott, ja. Also achttausend Kritiken im Jahr. Meinetwegen sechzehntausend. Es gibt, das stimmt, ich habe sie im Prinzip gelesen, Literaturkritiken, geschrieben von Literaturkritikern, die jene und sich so nennen.

Frau: Die Summe der veröffentlichten Kritiken ergibt die Zahl der Rezensionen. Sie ergibt keine offene, das heißt öffentliche, das heißt überprüfbare, befragbare, einsehbare, klärende, also anwendbare Literaturkritik, von der aus auf die Literatur dieses Landes geschlossen werden könnte.

Dichter: Das, was in diesem Land Literaturkritik genannt wird, ist eine Hochrechnung von einzelnen Leit-Kritiken, genauer: Kritikermeinungen über Bücher, die Leitkritiker positiv der Literatur oder negativ der Individualneurose und der Politychose zuschlagen.

Sie, die sogenannte Literaturkritik, ist damit eine auf Trendmeldungen basierende Unterstellung, die vom Markt – seine Interessenvertreter geben die Hochrechnungen in Auftrag – „verwirklicht“ wird.

Frau: Literaturkritik als einen und aus einem produktiv umstrittenen gesellschaftlichen Konsens – das meint dialektischen Zusammenhang – von Literaturproduktion und Literaturrezeption auf der Grundlage einer gesellschaftlich entwickelten und auf die Gesellschaft zurückwirkenden Ästhetik und gesellschaftlich konstitu-

ierenden und konstituierten Wertvorstellungen gibt es nicht.

Stimme II: Im Sozialismus im Gegensatz zum Kapitalismus.

Dichter: Das liegt an der Gesellschaft.

Diese ist diffus in der Breite, tendenziell deutlich in der Spitze. Die Spitze beansprucht, die Gesellschaft zu sein. Sie läßt, als ihre eigene öffentliche, staatliche Repräsentanz den Repräsentierten keine – jedenfalls nicht deren eigene – Geschichte. Aber Literatur entsteht nicht dort oben, sondern...

Mann: Oho, höre ich besagten, das fehlte noch, sagt er, „die Literaturkritik“. Wir sind frei, mein Lieber, frei in unserem Urteil, sagt er. Wir sind nicht die Exekutoren eines verordneten Unisono. Wir hier nicht.

Frau: „Hier“ freiheitlich westlich betont.

Dichter: Rinski glaubt, daß er das glaubt. Natürlich. Früher, aber das ist länger her als er denken kann, hat er das Gegenteil zu glauben für zweckmäßig erachtet. Aber warten wir auf seinen Nachlaß. Der liegt in den Schubladen seiner Opfer.

Mann: Zur Sache, ruft einer, der gerade aus dem 13. Stockwerk der Börse gesprungen ist und dessen Fallschirm im 6. Stock aufgeht, haha, weswegen er langsamer stürzt.

Eine kleine Körperdrehung – nicht leicht aber möglich –, die Beine nach oben, Kopf nach unten: jetzt kann der Fallende meinen, er steige. Er kann, bis er unten angekommen ist, so tun, als ob es aufwärts ginge.

Dichter: Zur Sache. Weil Literatur Gründe hat, hat es die Literaturkritik auch damit zu tun.

Frau: Weil Katharina ihre Ehre hier verlor, können sie die Zensenten nicht in Karl-Marx-Stadt finden. Karl-Marx-Stadt metaphorisch gemeint. Aber auch dort suchen sie. Vor allem dort.

Stimme II: Unsinn. Der sogenannte real existierende Sozialismus ist...

Mann: Literaturkritik, als eine Kritik der Literatur, setzt einen Maßstab, ein Bezugssystem voraus. Rinski und die Rinskis leugnen das und meinen, sie seien ihr eigener maßstabschaffender Maßstab. Setzt Vorstellungen davon voraus, was Literatur ist und sein könnte; und wo und warum sie so ist, wie sie ist, und nicht anders; und ob, und wenn ja, welche Wirkung sie haben kann; und ob, und wenn nicht, warum sie keine autonome Größe, kein geschlossenes System ist.

Dichter: Weil Literatur Gründe und Ursachen hat, wollte ich sagen, subjektive, gesellschaftliche, historische, geistige und materielle, setzt auch Literaturkritik eine Vorstellung von den Gründen und Ursachen voraus, als einer Vorstellung – Wissen, Erfahrung – von dem was ist, sagen wir: von den Verhältnissen. Weswegen – nicht zuletzt deswegen – ich mir mit Balinesischen Zauberformeln schwer tue.

Mann: Das Verhältnis zu den Verhältnissen bestimmt das Verhältnis des Literaturkritikers zur Literatur.

Dichter: Literaturkritik und Literatur haben – bei unterschiedlichen subjektiven Motivationen, unterschiedlichen Möglichkeiten und sozusagen privaten Notwendigkeiten, denselben Untergrund. Oder sie haben es nicht. Dann hat beides nichts miteinander zu tun. Davon rede ich hier.

Mann: Was Literatur ist, begründet die Literatur.

Dichter: Aber weil sie sich nicht selber schreibt, wird sie gerne mit jenen verwechselt, die sie schreiben.

Frau: Wären das nur Privatangelegenheiten, wäre das nur falsch aber nicht so schlimm. Bitter wird diese Verwechslung am Schreibtisch des Kritikers. Zur Katastrophe, wenn die Verwechslung gar keine ist, sondern Strategie, also System hat.

Stimme II: Unsinn. Im Kapitalismus wie im Sozialismus wird...

Frau: Das bei uns (vor)herrschende, das heißt tradierte, spricht traditionelle Kunst- und Literaturverständnis – ich nenne es aus Zeitgründen bürgerlich – basiert auf einer Kulturtheorie, deren Hauptmerkmal das Fehlen einer übergreifenden, zusammenhangschaffenden Theorie ist.

Dichter: Also ist Kunst Kunst und Arbeitslosigkeit Arbeitslosigkeit und Rüstung Rüstung und Krieg Krieg. Das meint: es gibt diese und jenes. Und die Literaturkritik habe es mit dieser, der Kunst/Literatur zu tun und sonst nichts. Wie es die Literatur – jedenfalls die „wirkliche“, also wertvolle – primär und eigentlich überhaupt nicht mit jenem zu tun haben könne, sondern vor allem mit dem darunterliegenden, das heißt darüberstehenden allgemein Menschlichen, dem Zeitlosen.

Das wirkliche Leben, das tatsächliche Elend, die reale Katastrophe sind aus dieser Sicht Diskussionsgegenstand für Bürgerinitiativen, für Tagungen, für Parlamente für/vor Wahlen, und so weiter.

Kunst/Literatur erhebt sich danach über Leben/Wirklichkeit. Erhebt sie sich nicht, ist sie entsprechend niedrig.

Mann: Nehmen wir den sozialistischen Realismus.

Stimme II: Die geistige Ohnmacht des Sozialismus ist...

Frau: Dieses Literaturverständnis hat Tradition. Es ist die Tradition der Reaktion, die die fehlende Zukunftsperspektive durch aggressives Beharren auf dem historisch Überwundenen kompensiert. Damit es nicht so auffällt, wird das Beharren Entwicklung genannt.

Dichter: Weswegen es das Museum der bürgerlichen Literaturkritik schwer hatte und hat mit Bürgern wie Heine und Heinrich Mann und Oskar Maria Graf und Brecht und Herwegh und Feuchtwanger und Tucholsky und Freiligrath und Karl Kraus und. Schon mit Alfred Andersch und Peter Weiss und Ulrich Becher und vorübergehend sogar mit Martin Walser und hin und wieder mit Böll und eigentlich mit allen Autoren, in deren Texten der historische, gesellschaftliche Kon-Text als Existenzfrage für das Individuum mitgeschrieben ist oder wenigstens aufscheint.

Stimme II: Unsinn. Im Gegensatz zum Sozialismus ist der Kapitalismus...

Frau: Aber es gibt ja eine Literatur, die auf nichts anderes verweist als auf die Tatsache, daß sie Literatur sein will. Exterritoriale Literatur, extemporale Literatur – nicht mehr stofflich festzumachen am Hier und Heute, sondern zu verstehen als psychischer, künstlerischer Reflex auf einen gesellschaftlichen Reflex auf die Wirklichkeit; als unterdrückte, verinnerlichte Aggression auf die eigene Ohnmacht. Diese Ohnmacht wird zum Wesensmerkmal des Menschseins stilisiert. Das Leiden schließlich zum Maßstab für Menschlichkeit überhaupt.

Dichter: Diese – historisch gesehen – statische; gesellschaftlich gesehen – schwebende; literarisch gesehen – literarische Literatur, die ich pauschal sowieso nicht, aber auch im einzelnen nicht zu bewerten habe – außerdem kenne ich die Bücher zum Beispiel von Peter Handke viel zu wenig –, diese Literatur, die natürlich

auch, unter anderem sozialpsychologische, Gründe hat, wie man rückblickend immer leichter feststellen kann, entspricht und entspringt einem Zustand, der nicht von jenen hergestellt ist, die in ihm und aus ihm heraus schreiben, die ihn aber als Opfer artikulieren.

Frau: Dieser Zustand, der mangels Zukunft immer schon eine pathologische Tendenz hat, wird von jenen, die die so entstandene Literatur prüfen und benoten, als der fruchtbare Humus für Kunst/Literatur überhaupt behandelt. Hineinwachsend in die Sphäre der Hoffnungslosigkeit und Perspektivlosigkeit soll die zweckfreie Kunst/Literatur ihren Lebenssaft aus dem tiefen, dunklen, rätselhaften Ursumpf der Menschheit ziehen.

Mann: Rinski, eine personelle Zuspitzung, zieht kräftig mit.

Dichter: Wissend, was manche nicht wissen, daß er lügt, aber lügen muß, um sich der Verantwortung für das heute Mögliche und Notwendige zu entziehen.

Mann: Andere lügen auch, zum Beispiel sich in die Tasche, dies aber nur mangels besserem Wissen, sozusagen aus Not.

Frau: Die bürgerliche Literaturkritik – und das soll doch schon meinen die liberale, die sie als bürgerliche ja sein muß – lebt von einer Literatur, mehr noch, begründet eine Literatur, die vom Augenschein nicht gleich zu widerlegen ist, das heißt, die so allgemein menschlich ist, daß sie mit den Realitätserfahrungen des Kritikers – was der für die Wirklichkeit selbst hält – nicht kollidiert; kommt also gut zurecht mit einer Literatur, die das Menschliche und das Unmenschliche als ein ewiges Urphänomen, sozusagen als Naturgesetz portraitiert.

Dichter: Diese Literaturkritik befindet sich in einem Dilemma gegenüber einer Literatur, die „das Phänomen“ Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang bringt, das heißt als dialektischen Prozeß einer vom Menschen gemachten, beeinflussbaren, veränderbaren Geschichte begreift. Solche Literatur konfrontiert mit einem Geschichtsverständnis, mit einem Menschenbild, das zu akzeptieren, oder auch nur zu begreifen, den bürgerlichen Kritiker zwänge, sein – bezahltes – Weltverständnis in Frage zu stellen. Tut er es nicht, und er tut es nicht, muß er vom Stofflichen dieser Literatur absehen – was nicht geht – und behaupten, ihn interessiere ausschließlich die ästhetische Seite der Literatur.

Stimme II: Unsinn. Gerade der Sozialismus ist ein Beispiel dafür, wie verheerend...

Mann: Also nicht das „Was“ regt ihn auf, sondern das „Wie“ – und wäre das „Was“ der schiere Kommunismus.

Dichter: Ich will es mal so sagen: Die Differenz der Wurzel aus der Summe von Literatur und Wirklichkeit und der Wurzel aus der Summe von Literaturkritik und Wirklichkeit benennt den Dissens zwischen Literatur und Kritik. Im Idealfall gäbe es ihn nicht, aber vom Idealfall will ich gar nicht reden. Diese Un-Gleichung ist interpretierbar. Man kann sagen, die Wirklichkeit ist die Wirklichkeit.

Für die Kritik wie für den Kritiker wie für den Autor. Das ist vielleicht so, aber die subjektive Wahrnehmung der Wirklichkeit, das Bewußtsein von der Wirklichkeit – oder wie immer häufiger zu hören ist: den Wirklichkeiten – kann natürlich unterschiedlich sein. Aber beide Seiten werden sagen, das was ihnen die Wirklichkeit ist, ist die Wirklichkeit. Weswegen es dieser für die Wahrheit hält, wenn er sagt: die Hälfte aller Arbeitslosen sind Schmarotzer, die

arbeiten könnten, wenn sie nur wollten, die aber gar nicht daran dächten, weil ihnen unser soziales Netz eine angenehme Hängematte ist. Und jener sagt: Arbeitslosigkeit ist eine notwendige Folge der sich zuspitzenden Krise des Kapitalismus. Oder so.

Mann: Nachdem es wenig sinnvoll wäre, die Kritik gegenüber der Literatur zu qualifizieren, beziehungsweise abzuqualifizieren – so wie man eine Bäckerei schlecht gegen eine Metzgerei ausspielen kann –, muß als Variable unter der Wurzel aus der Kritik der Kritiker und aus der Literatur der Autor freigestellt werden.

Dichter: Erst die Personalisierung von Literatur ermöglicht es „meinem“ Kritiker, Urteile über den Gehalt von Literatur – Weltbild, Ideologie, Menschenbild, Geschichtsverständnis, Perspektive und so weiter –, die er nach seinen eigenen Ansprüchen, seinem liberalen, seinem pluralistischen Selbstverständnis nicht fällen kann, als Urteil über die Urheber dieser Literatur vorzutragen.

Stimme II: Unsinn. Wenn man sich die Entwicklung der Literatur im Sozialismus...

Frau: Literaturkritik in diesem Sinne wird zur Autorenbörse. Die Kritiker sind Autorenhändler, denen das Buch als Vorwand dient. Sie drücken Autoren einen Stempel aufs Hirn, der es der „literarischen Öffentlichkeit“ erleichtert, zu einem Negativurteil über die – ungelesene – Literatur des jeweiligen Autors zu kommen. Und anderes als Weihnachtsgeschenk auf den Gabentisch von Tante Frieda zu legen.

Mann: Übrig bleibt im betriebsorientierten, lesenden Teil der Öffentlichkeit die Vorstellung: wäre dieser und jener Autor ein besserer Autor, würde er auch die entsprechende Anerkennung finden. Seine Erfolgslosigkeit aber verweist auf und bestätigt seine mangelnde literarische Qualität.

Gehandelt wird mit „persönlichen“ Auffassungen, vorgetragen von vorzeigbaren Urhebern, Produzenten und Reproduzenten, die jenes System kritisch sensibel, also künstlerisch, bestätigen, das den Autorenhändlern die Legitimation und Macht gibt, andere Auffassungen zu verhindern oder zu diffamieren.

Der Widerspruch zum propagierten Pluralismus wird unter dem Deckmäntelchen der „Ästhetik“ zum Literatur-Urteil verwischt.

Stimme II: Unsinn. Gerade im Sozialismus wird, mehr als im Kapitalismus...

Frau: Außerhalb der Literatur ist diese Tendenz zur Personalisierung – angesichts der gesellschaftlichen Perspektivmisere ist es ein Personalisierungszwang – vielleicht noch deutlicher. Deutscher Faschismus, Nazismus: das ist Hitler. Die Aburteilung – wenn überhaupt – dieser Person ersetzt die Auseinandersetzung mit den Ursachen des Faschismus.

Oder Adenauer. Oder Wehner-Brandt-Schmidt. Oder Strauß.

Mann: Autorenkritik unter dem Agenturnamen Literaturkritik findet auf einem Nebenschauplatz statt.

Dichter: In einer Epoche, in der das ganze Gesellschaftssystem zur Debatte steht, muß – mangels positiver Argumente – wenigstens dafür gesorgt werden, daß vom Nebenschauplatz erstens nicht zu viele und zweitens möglichst nur die Richtigen auf den Hauptschauplatz überwechseln.

Auf dem Hauptschauplatz werden – sage ich mal der Einfachheit und Anschaulichkeit halber – Raketen installiert.

Auf dem Hauptschauplatz wird mit dem Gummiknüppel argumentiert. Das ist nicht als besonders attraktiver Werbefeldzug für das System zu verkaufen. Also wäre es besser, dort erschiene erst gar niemand, der mit dem Knüppel belehrt werden müßte. Die Drecksarbeit muß deshalb woanders, möglichst nicht im grellsten Licht der Öffentlichkeit und vor allem früher gemacht werden.

Stimme II: Unsinn. Der entscheidende Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus liegt...

Mann: Sie wird dort gemacht, wo „Geist“ und „Tat“ zusammenkommen, wo Orientierungen für das Denken, Fühlen und Handeln entstehen und gegeben werden.

Dichter: Also Literatur.

Frau: Den Abteilungsleitern – oft selbst Nebenerwerbsspekulanten und Geschäftsleute – in den verschiedenen politischen Systemfilialen wird einiges abverlangt.

Den Besten muß nichts abverlangt werden, die erfüllen, was nötig ist, aus freien Stücken.

Den Geschäftsführern der Autorenbörse – sie hat Konzernstruktur, also viele untergeordnete, nach außen von oben unabhängige Büros – obliegt das schwere Amt, Eingangskontrollen so durchzuführen und durchführen zu lassen, daß Abgewiesene als Unqualifizierte darstellbar werden, daß Ideologie nicht als Ideologie sondern als Ästhetik vermittelbar und angenommen wird.

Mann: Das möchte Rinski genauer haben.

Dichter: Genauer wäre es, zu sagen: hinter dem Tempel der Politik und mit diesem durch einen kleinen Tunnel verbunden, befinden sich verschiedene Etablissements.

Frau: Auf deren Türschildern steht zum Beispiel: Wirtschaft (swachstum), Arbeit (slosigkeit), (Atom) Wissenschaft, Verteidigung (durch Aufrüstung), Verfassung (sschutzbericht), Kunst (markt), (Freizeit) Kultur.

Dort, in diesen chambres séparées, herrscht reger Geschlechts-Verkehr.

Mann: Wer sich so, und vor allem so pauschal tendenziös über Kritik glaubt äußern zu müssen, steht in dem dringenden Verdacht, von dieser nicht genügend Streicheleinheiten erhalten zu haben. Und schon sind die Trauben, die zu hoch hängen, dem Fuchs auf einmal zu sauer.

Dichter: Dieser Zusammenhang ist nicht einfach von der Hand zu weisen. Sicher ist, daß es der gerühmte Dichter im Rahmen seiner, sich aus dem Gerühmtsein ergebenden Erwerbsaktivitäten, schwerer hat, anzuhalten, durchzuatmen und zu fragen: habe ich so viel Lob verdient?

Ich möchte mich nicht beklagen. Was meine eigene literarische Produktion anbelangt, so fallen auf zweieinhalb rezensive „Ja“ ein literaturkritisches „Nein“ und ein halbes feuilletonistisches „Jein“.

Die „Jas“ habe ich immer gerne gelesen.

Mann: Schwer bis unmöglich, das, was die „literaturkritische Publizistik“ in diesem Lande bedeutet, dar- und anstellt, bewirkt, an einzelnen Buchrezensionen exemplarisch festzumachen.

Dichter: Obwohl es exemplarische Buchbesprechungen gibt.

Frau: Bei Rinskis Literatur-Bulletins, die immer wieder für Buchbesprechungen gehalten werden, weil in der Regel in ihnen ein oder mehrere Bücher mit Titel,

Erscheinungsjahr, Verlag und Ladenpreis zitiert werden, geht das noch am ehesten.

Stimme II: Unsinn. Es ist gerade ein Kennzeichen des Sozialismus, daß...

Mann: Aber auch da kann nicht einfach linear und quasi mechanistisch von Rinskis Texten auf ihre System-Funktion und Wirkung geschlossen werden.

Frau: Auch alle Rezensionen zusammen sind nicht identisch mit dem literaturpolitischen Ist-Zustand in diesem Land.

Rezensionen, die unter der Rubrik „Literaturkritik“ erscheinen, also nicht als Werbetext ausgewiesen sind, zeigen Meinungen, persönliche Ur- und Vorurteile, den mehr oder weniger geringen Besitzstand an literaturtheoretischem Rüstzeug, liefern Zitate für Buchumschläge, sind gut oder unanständig, geistreich oder lang, Literatur oder Druckerschwärze.

Dichter: Unter den Rezensenten gibt es Halunken und künstlerisch einfühlsame Damen und Herren, die sich um Rationalität, Information und Aufklärung bei ihrer Beschäftigung mit Literatur bemühen.

Frau: Rezensionssammlungen zu einzelnen Büchern, wie sie normalerweise nur die betroffenen Autoren besitzen, spiegeln eine gewisse Bandbreite zwischen „sehr gut“ und „miserabel“ – entschieden aber wird durch und über die Rezensionen zunächst noch gar nichts.

Mann: Am Beispiel einzelner Buchtitel läßt sich das belegen. Es gibt vorwiegend verrissene Bücher, die ein großer Verkaufserfolg wurden, und überschwänglich gepriesene Ladenhüter. Ein unmittelbarer, überregionaler Zusammenhang von Rezension und Buchverbreitung ist empirisch nicht auszumachen.

Dichter: Auf einzelne Buchbesprechungen kann ich als Autor, wenn überhaupt, nur punktuell reagieren. Ich kann mich freuen, oder mir meinen Teil denken. Anderen mag es leichter fallen, appetitlos zu werden, oder einen Rezensenten zu ohrfeigen, beziehungsweise ihm Blumen zu schicken.

Wie auch immer, das ist alles kaum ein Problem.

Mann: Was also ist das Problem, lasse ich Rinski fragen, der es weiß. Wo und wie findet der Umschlag von Quantität in eine neue, in keiner der einzelnen Quanten steckenden Qualität statt?

Dichter: Aus der Tatsache, daß dieser und jener Mensch, oder auch davon lebender Kritiker, den ich in der Regel gar nicht persönlich kenne, dieses oder jenes Buch schlecht findet.

Mann: Kann ich nicht gleich auf einen bezahlten Zuhälter für ein korruptes System, aus einem Lob.

Dichter: Nicht auf das kulturelle Niveau der Gesellschaft schließen.

Ich kann mich bestenfalls dafür interessieren, wie, mit welchen Mitteln und Argumenten einer zu seinem Urteil kommt, beziehungsweise, wie er ohne Argumente zu einem Urteil kommt.

Mann: Aufschlußreicher als die Aussagen der einzelnen Kritiken zu einem Buch ist die Länge, Aufmachung, Platzierung einer Kritik, die Häufigkeit, mit der in einem möglichst kurzen Zeitraum nach Erscheinen eines Buches Kritiken erscheinen; das Publikationsorgan – Lokalpresse, überregionale Presse, Rundfunk, Fernsehen.

Frau: Das heißt umgekehrt, aufschlußreicher ist die Feststellung, in welchem Publikationsorgan keine Kritik zu einem bestimmten Buch erscheint.

Mann: Es gibt ja eine handvoll Zeitungen, Journale, auf die die Presseleute der Verlage besonders schauen, und auf die die Anzeigenleiter der Verlage ihren Etat verteilen.

Im Fernsehen werden in den entsprechenden Buchmagazinen ohnehin kaum Bücher rezensiert, sondern Autoren vorgestellt, die auf Anlagebänken aus ihren Büchern lesen.

Dichter: Die Bedeutung, die ein Autor erhält, das heißt, der ihm unterstellte soziokulturelle Stellenwert, sein künstlerisches Ansehen.

Frau: Ist nicht die ursächliche Folge der besonderen Wertschätzung, die er in Rezensionen erfährt.

Vielfach häufen sich die Rezensionen erst nachdem ein Autor plötzlich eine gewisse „Bedeutung“ erlangt hat, das heißt ins „Gespräch“ gekommen ist.

Stimme II: Unsinn. Ein Vergleich der Literaturwirkungsgeschichte im Kapitalismus und im Sozialismus zeigt...

Dichter: Daraus muß viertens geschlossen werden.

Frau: Daß sich die medial vermittelte Bewertung und hergestellte Präsenz eines Autors, mit oder trotz seines Werkes, aus einem kulturpolitischen Zusammenhang ergibt, in dem die Rezension, die gedruckte oder gesendete Meinung, nur eine, nicht die wichtigste, aber eine strategisch bedeutsame Komponente ist.

Dichter: Wir sind wieder beim Thema angelangt.

Frau: Das heißt in den palais d'amours, wo die „Dame Dichterin“ von den Vorstandsmitgliedern des Systemkonzerns vergewaltigt und geschwängert und von einfachen Sachverständigen befragt wird.

Mann: Seriöser: Mit Literatur hat das alles am wenigsten zu tun.

Dichter: Betrieben wird ein Geschäft.

Frau: Mit einem aus der Literatur und der Literaturkritik gestohlenen Vokabular wird vom ideologischen Krieg um Köpfe so gesprochen, als wäre es ein Buch-Handel.

Dichter: Die Autorenbörse zahlt Kopfgeld.

Mann: Ein größerer Geldtransfer wird von einer Laudatio begleitet. Wer merkt, wer da für was zahlt, lehnt ab.

Es sei denn, er hat das Geld verdient.

Es sei denn, er kann es sich nicht leisten.

Frau: Mit Hilfe von Künstlern/Autoren wird mit Kunst/Literatur jener Schützen-graben angelegt, der den Kapitalismus vom Sozialismus trennt – und von wo aus geschossen wird.

Dichter: Gesucht und gefragt sind Kronzeugen.

Frau: Wo nicht für den Kapitalismus – solche zu finden ist nicht ganz einfach – so gegen den Sozialismus.

Mann: Kronzeugen werden gefunden und erfunden.

Frau: Um den Verdacht nicht zu groß werden zu lassen, es handele sich vielleicht gar nicht um Fragen der Literatur, müssen Kronzeugen zuerst literarisch hoffähig gemacht werden. Sie müssen als gute Autoren präsentierbar werden, möglichst viele von ihnen als bessere.

Stimme II: Unsinn. Die Frontstellung von Kapitalismus und Sozialismus ist schließlich...

Mann: Damit das gelingt, müssen andere als schlechtere Autoren profiliert

werden.

Dichter: Wir, die schlechteren, schreiben wichtiges Material, das gegen uns zu verwenden ist.

Frau: Ein schlechterer Autor ist entweder ein schlechter Autor, oder einer, der die Schlüsselfrage falsch beantwortet hat.

Mann: Die Schlüsselfrage: Wie hältst du es mit dem real existierenden Sozialismus?

Frau: Wer überhaupt nicht antwortet, weil er diesen zum Beispiel nicht kennt, hat auch noch eine Chance, bei den Empfängern einen Happen zu bekommen. So weit kann Pluralismus gehen.

Mann: All das ist durch Beispiele zu widerlegen.

Frau: Wer dann noch immer nicht an das freie, offene Spiel konkurrierender Kräfte glaubt, leidet halt an Verfolgungswahn.

Dichter: Und damit soll ich in die zweite Hälfte meines Lebens? Absurd.

Vor fünfzehn Jahren habe ich so argumentiert: wer schreiben will, wer schreibt, muß sich ganz den Konsequenzen des Schreibens aussetzen. Er muß, ohne Wenn und Aber, ohne Rückversicherung schreiben. Er muß Schreiben als seinen Beruf annehmen. Er darf nichts anderes tun als schreiben. Die Ausschließlichkeit seines Tuns und die Schwierigkeit mit und von diesem Tun leben zu können, kommt der Radikalität seines Schreibens zugute. Die Absicherung durch einen „bürgerlichen“ Beruf, der ihn ernährt, macht Schreiben zum Hobby, schafft Beruhigung, wo existenzielle Unabdingbarkeit, wo Unruhe gefordert ist.

Für diese Vorstellung fand ich gute Beispiele in der Literaturgeschichte.

Meine Erfahrung lehrt das Gegenteil: für den Beruf „Schriftsteller“ gibt es in unserem Betrieb keine, das heißt nur falsche Voraussetzungen. Der Anspruch, vom Schreiben leben zu wollen, macht abhängig – lohnabhängig, kopfabhängig –, führt zum taktischen Schreiben, zur Überlegung also, wie was gerade noch wo unterzubringen ist. Dieser „Anpassungsprozeß“ ist, solange er sich im Unterbewußten abspielt, also keine rationale Rechtfertigung erhält, eine künstlerische Tragödie – er wird, als Opportunismus, zu einer politischen Katastrophe.

Viele linke Autoren rechtfertigen „Flexibilität“ mit notwendiger, den Verhältnissen rechnungstragender, politischer Taktik.

Unpolitische Autoren merken diese schleichende Selbstzensur meistens gar nicht.

Die Orientierung auf Öffentlichkeit im Rahmen der bestehenden literarischen Marktordnung ist eine Erfolgsorientierung, auch dann noch, wenn der Erfolg ausbleibt.

Der „gesellschaftskritische Autor“ muß dabei Märtyrerhaft eine Haltung kultivieren, die manchmal nicht mehr frei ist von schizoiden Zügen. Er muß sagen: ich schreibe gegen den Zustand, die Bedingungen dieses Gesellschaftssystems, und die Repräsentanten, Vertreter und Apologeten dieses kritisierten, abgelehnten Systems sollen mich gut und wichtig finden, sollen also was für meine Verbreitung tun – und sei es durch möglichst spektakuläre Verrisse.

Natürlich wird ihm, dem so kritischen Autor, – von einigen immer notwendigen Vorzeige- und Alibilinken abgesehen – dieser Gefallen nicht getan. Die Verrisse – im Vorfeld der Entscheidung, dort also, wo Rezensionen geschrieben werden – sind in der Regel nicht fördernd, sondern begrabend, weil sie nur einen „unbegabten“ Autor vorführen, der – ein häufiges Argument – mit der deutschen Gramma-

tik auf Kriegsfuß lebe, dessen falsche oder fehlende Konjunktive kaum zu zählen seien – meistens steht in solch einer Kritik dann: „hier hätte ein Lektor.“ –, über dessen kümmerliche Literatur aus Gründen der Höflichkeit eigentlich das Mäntelchen des Schweigens gehängt werden müßte. In der Mehrzahl der Fälle wird es gehängt. Und weil viele Stücke Literatur tatsächlich nichts taugen, glauben immer wieder nicht wenige, Rinski verstünde was von Literatur. Rinski endlich auch metaphorisch gemeint.

Die betroffenen Schreiber müssen sich dann abverlangen, darauf klug und gelassen, also politisch zu reagieren, müssen das rezensive Schweigen, oder den mickrigen Verriß als politisch logisch darstellen, müssen sagen: es bestätigt nur meine Bedeutung, daß sie mir versagt wird – und sie dürfen vor allem keine Freude zeigen, wenn sie ein Rinski, aus welchen Gründen auch immer, zufällig mal hat passieren lassen.

Abhängig vom Ertrag ihres Schreibens sind Schriftsteller abhängig vom Erfolg, von der Zustimmung, der Toleranz jener, die sie gegebenenfalls verurteilen, die sie für unzuständig erklären. Durch diese Abhängigkeit stehen sie mit ihrer Existenz zur Debatte. Eben gerade nicht über ihre Literatur, sondern über sie selbst wird verhandelt und entschieden. Die Zensur ihrer Literatur ist so ein Berufsverbot.

Auf immer enger werdendem Publikationsterrain müssen sie sich einreden, ihre Literatur habe, dank ihrer hohen Qualität, eine Chance, sich durchzusetzen.

So habe ich angefangen, überzeugt davon – wie jeder der schreibt – Gutes und Wichtiges zu schreiben, habe ich gemeint, daran käme niemand vorbei. Zum Totlachen.

Stimme I: „Niemand lehrt das Wissen um das gesellschaftliche Leben und um das Leben schlechthin wie unsere Kunst, die Dichtkunst. Denn sie lehrt es auf dem Weg der Erfahrung, da Dichtung das Leben selbst, vermehrt durch Erkenntnis ist.“ (Heinrich Mann)

Dichter: Weil Literatur Erkenntnis ist, Erfahrung, Versuch, Beispiel, Gestaltung, Handlung, weil Literatur also Leben ist, steht mit der Literatur Leben auf dem Spiel. Leben, Zukunft, Überleben.

Die Entscheidung über mein Leben möchte ich nicht jenen überlassen, die im Schutz der Literatur die Erfahrung fälschen, Handlung kriminalisieren, Versuche unterbinden, Gestaltung dämonisieren und der Erkenntnis eine restaurative Meinung gegenüberstellen.

Stimme II: Und?

Dichter: Ich möchte Sie über die Gründe meiner Fröhlichkeit gerne im Dunkeln lassen. So viel immerhin:

Ich stehe nicht mehr zur Verfügung.

Nicht mehr so – und nicht mehr dort, wo die Bilanzen frisiert werden.

Ich ersetze das Bemühen, vom Schreiben leben zu können, durch das Bemühen, mit dem Schreiben leben zu können. Ich befreie die Problematik des Schreibens von der Problematik des Geschriebenen. Ich erlaube mir das Vergnügen, meine Identität zu bewahren, durch die Auflösung der mißbrauchbaren und mißbrauchten Identität von Werk und Person. Das heißt, ich erfinde mich von Fall zu Fall. Leben Sie wohl, Rinski.

Frau: Hast du was gesagt?

Dagmar Scherf „Wenn de Hammer ...“

Wie graue Mäuse das schriftstellerische Leben in diesem unserem Lande meistern

Ich möchte die Namen „Pimperlitz“ und „Pimperlitzchen“ schützen lassen, wie mache ich das? – Der Verleger zahlt mir für den Roman eine einmalige Pauschale, darf der das? – Meine Tochter soll für den Deutschunterricht die Frage beantworten: „Auf dem Grabstein welches berühmten Dichters des 20. Jahrhunderts steht nur der Satz: ‚Er hat Vorschläge gemacht‘?“ – Der Verleger meint, ich solle ihm erstmal 8000 DM für die Lektorin bezahlen, dann könnten wir über zehn Prozent Honorar sprechen – Wo kann ich eine Tiergeschichte über meinen Pudel „Nelly“ unterbringen? –

Dies ist eine willkürliche Auswahl von Telefon-Anfragen bei einer VS-Landesvorsitzenden aus den letzten Monaten. Es sind bezeichnenderweise fast alles Nichtmitglieder, die sich über die DruPa meine Telefonnummer haben geben lassen, und denen ich mehr oder weniger geduldig antworte. Seit längerem ist bei den Mitgliedern so ziemliche Funkstille, gibt es keine oft mitternächtlich-alkoholisierten Trauerspiele mehr – allerdings hatte ich auch mal vorsichtig in einem Rundbrief gemeint, daß die erste Vorsitzende bei der Vermittlung von Veröffentlichungsmöglichkeiten bitte nicht einzig und allein belastet werden möge...

Hat der Wende-Hammer zugeschlagen? Verbreitet sich Resignation wie eine Seuche? „Resigno“ heißt lateinisch u. a.: ich zahle zurück, gebe zurück, verzichte auf... Zahlen wir jetzt entsagungsvoll-bescheiden die Pfründe zurück, die wir damals, als das „Ende der Bescheidenheit“ propagiert wurde, einheimsen konnten?

„Ich finde die Misere der Schriftsteller zur Zeit so desolat wie noch nie. Letzten Endes kämpft man sich doch alleine durch“ – so der Wortlaut einer Neujahrskarte einer Kollegin. Auf meine besorgte Nachfrage hin berichtete sie mir, daß sie u. a. für eine Hörfunk-Sendung, an der sie 14 Tage gearbeitet hatte, ganze 500 DM bekam.

„Künstler in Not“ – ich studiere gerade dieses sehr informierende aber auch alarmierende Werk der Karla Fohrbeck. Die alten Künstler, verdammt noch mal, da gibt's große Probleme, Ungerechtigkeiten. Auch im hessischen VS. Aber eigentlich bin ich bei Jüngeren dann noch ratloser, wenn sie Geld brauchen, dringend, sofort... und ich hänge mich dann an einem Freitagnachmittag ans Telefon, versuche die VG-Wort zu erreichen: Für Jüngere – nein, da ist bei uns so gut wie gar nichts drin.

Und dann dieser Teufelskreis – gerade bei dem Anruf wegen des Schutzes von „Pimperlitz“ und „Pimperlitzchen“ (die Namen hab ich hier geändert, sie sind in Wirklichkeit viel schöner, aber die Frau will sie ja erstmal geschützt haben...) mußte ich ihn wieder mal ganz ehrlich benennen: Also der erste Kreis ist schon mal der, daß ich ihr eigentlich als Nichtmitglied gar keinen Rat geben darf, außer dem, daß sie eben in den VS eintreten soll, dann... Aber sie kann ja erst in den VS eintreten, wenn sie was veröffentlicht hat... und genau darum ruft sie mich ja an... Denn sie will, sagt sie mir, „Pimperlitz“ und „Pimperlitzchen“ irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift anbieten (ogottogott). Wenn ich ihr eine einzige Veröf-

fentlichung vermitteln könnte, wäre vielleicht der Teufelskreis durchbrochen, käme der Lawineneffekt in Gang...

Manchmal kommt auch mal „von irgendwo ein Lichtlein her“. Ruft mich doch vier Wochen vor Weihnachten die Stadt xy an, sie habe dieses Jahr Geld, offenbar ungeahnt-unerwartet viel Geld für eine einmalige Weihnachtshilfe an alte Künstler, ob ich nicht Adressen nennen könnte. Das Vorstands-Rundruf-Telefon läuft heiß. Über 60 Jahre alt? Mit Mühe kriegen wir vier, fünf Namen zusammen. Könnten aber 20 und mehr sein. Schließlich läßt die Stadt die Altersgrenze fallen – nur bedürftig müssen sie sein. Nun, das ist nicht schwer. Eine schöne Aufgabe, endlich mal, wenngleich zeitraubend, Anrufe, die ich beginne mit: „Sag mal, brauchst du Geld?“ – Keine Spur von schlechtem Gewissen, als dann spielend leicht mehr als 20 Namen zusammenkommen – wer von uns könnte nicht ein winziges Stipendium (400 DM sind es ohnehin nur pro Nase) gebrauchen, wenn er/sie gerade an einer größeren literarischen Arbeit sitzt?

Das hat sich in unserer Vorstandsarbeit verstärkt durchgesetzt, im wahrsten Sinne des Wortes „not-gedrungen“: Wenn Lesungen angeboten werden, wenn öffentliche Gelder zu verteilen sind, lautet die erste Frage: Wer braucht es am dringendsten (wann war er/sie das letzte Mal dran?)? – Allerdings schon auch gepaart mit: Wer hat was Gutes zu bieten? (Schwierig, ich weiß – und angefeindet werden solche Vorstandsentscheidungen allemal.)

Es wäre an der Zeit, daß der „Autoren-Report“ neu geschrieben wird (Wiesand hält das für im Moment nicht durchführbar), daß selbst die Zahlen überprüft werden, die Hans Peter Bleuel in der „Feder“ 12/81 angab: Das steuerpflichtige Bruttoarbeitseinkommen nach Abzug der Betriebsausgaben verteilte sich 1978 bei einer Stichprobe unter 200 freien Autoren:

18,5 % unter	10 000 DM
36,5 % bis	25 000 DM
21,5 % bis	50 000 DM
18,0 % bis	100 000 DM
5,5 % bis	120 000 DM

Zu meinem eigenen Erstaunen falle ich demnach 1983 schon in die zweite Kategorie. Das liebe Künstlersozialversicherungsgesetz macht das Erstaunen frühzeitig möglich: Müssen wir dafür doch jetzt alle Vierteljahre Bilanz ziehen über Gewinn + Verlust. Mittlerweile finde ich diesen Nachmittag, den ich da mit der Rechenmaschine und dem Aktenordner „Einnahmen – Ausgaben“ verbringe, ganz spannend: O je, sind die Telefonkosten in dem Vierteljahr hoch gewesen, ach so, da gab's den Ärger im Vorstand, die zig Gespräche... na, keine Bewirtungen dieses Mal, hättest du doch – wie ein Kollege vorschlug – den Hans Fallada als Verköstigten angeben sollen... Dieses hinterfotzige Fernsehn, statt die Mehrwertsteuer draufzuschlagen, geben die doch einfach die auf Heller und Pfennig um die Steuer reduzierte Summe als Grundwert an...

Als ich kürzlich bei einem DruPa-Frauenseminar so richtig stolz erzählte, daß ich in dem Jahr durchschnittlich (mit riesigen Schwankungen, versteht sich) 2 150 DM im Monat brutto verdient hätte durch schriftstellerische Arbeit (bei einer 50-Stunden-Woche), da fiel denen förmlich die Kinnlade runter. Ja mit Grass und Böll und Lenz ist das sicher nicht zu vergleichen, das ist halt der Durchschnitt der

grauen Mäuse. – Aber weil ich weiß, daß es vielen eben noch viel dreckiger geht, finde ich's eigentlich viel, was im ersten so richtig „vogelfreien“ Jahr auf mein Konto wanderte. 70 Prozent davon sind allerdings Einnahmen aus Hörspielen und Fernsehfilmen. Bücher machen ist nur was fürs Image, nicht für den Geldbeutel, eine „teure Visitenkarte“, wie Carl Amery sagt. Drei Jahre mühseligster Vorarbeit für eine Anthologie-Herausgabe bei Fischer bringen mir keine 2000 DM. Die verdiene ich bei zwei Viertelstunden-Kinderhörspielen innerhalb von vier Wochen (für Hörspiel-Honorar-Verhältnisse auch noch unterbezahlt – ist ja „nur“ für Kinder!).

Böll hat bei seiner Rede auf dem VG-Wort-Kongreß kürzlich das alte Wort vom „Ende der Bescheidenheit“ umgewandelt in „Anfang der Beschissenheit“. Der Wendehammer schlägt zu.

Noch bin ich hoffnungsvoll, noch spüre ich mich eingehüllt in die recht wärmenden Wände der Rundfunkanstalts-„Nischen“, noch kriege ich Buchaufträge, die ich zähneknirschend annehme, wegen der „Visitenkarte“, die die lukrativeren Medien einem eben nicht ausstellen können (und gerade als Vertreterin dieser im VS als so abgrundtief häßlich und schriftstellerisch impotent verachteten Kaste der „Funktionäre“ muß man/frau sich doppelt anstrengen).

Aber ich weiß, daß die fetten Jahre vorbei sind und habe Angst vor der zunehmend härteren, kälteren Schlacht, die die Einzelkämpfer um die paar noch halbfetten Fleischtöpfe beginnen könnten. – „Ich bin ja so blöd“, sagte mir neulich ein Kollege, „und gebe immer noch lukrative Tips für Veröffentlichungen weiter, ich bin ja so blöd!“ – Ich fänd's wichtig, wenn wir so „blöd“ bleiben oder es noch mehr werden!

Aber ich fänd's auch wichtig, wenn wir dem nun schon viel zu lange währenden „Anfang der Beschissenheit“ in der VS-Politik ein Ende setzen würden, wenn die, die einen bestimmten oder unbestimmten Artikel in einer Polen-Erklärung für so weltbewegend halten, daß deshalb ein neugewählter Vorstand arbeitsunfähig gemacht wird, wenn die, die damit – ob sie es wollen und wissen, oder nicht – das Geschäft der Gewerkschafts- und Friedensgegner betreiben, sich endlich dem zuwenden würden, was nottut, was Not macht, worum es mir hier geht: Unserer materiellen Existenz. Den Aufforstungen in der „kulturellen Sahelzone Bundesrepublik“ (Bernt Engelmann), dem Aufbau von Selbstbewußtsein zunächst: Wir sind – trotz Weihnachts-Künstlerhilfe – keine dankbar-bescheidenen Almosen-Empfänger, wir haben ein Anrecht auf Forderungen und Förderungen, das sagt sogar das Bundesverfassungsgericht.

Was hat sich doch unser hessischer Vorstand bei einer Klausurtagung so schön auf die Fahnen geschrieben? „Aktion statt Reaktion“. – Oder auch, mit dem weinseilig-inspiriert entstandenen Titel eines Satire-Abends (nur für Hessen ganz verständlich) ausgedrückt:

Wenn de Hammer –
Ham mer Wende

Oder andere Arten das Leben zu meistern.

Werkkreis – Wohin, für wen, wie weiter?

kürbiskern-Gespräch auf der Grundlage von 7 Thesen über den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt 1984. Gesprächsteilnehmer: Erasmus Schöfer, Siegfried Grundmann, Michael Tonfeld, Klaus Konjetzky und Friedrich Hitzer.

1. Der „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ ist 1983 – 14 Jahre nach seiner Gründung – nicht mehr jenes Forum, auf dem die literarische Umsetzung der Belange der arbeitenden Menschen (Lohnabhängige) stattfindet. (Stichworte: Arbeitslosigkeit, Rationalisierung, neue Technik, 35-Stunden-Woche, Hochrüstung usw.)
2. Der Werkkreis hat sich nicht zu einer Organisation proletarischer Autoren entwickelt, sondern zu einer Laien-Autorenvereinigung, in der vor allem Studenten, Lehrer, Hausfrauen, Schüler (des 2. Bildungswegs) ein Sprungbrett in den Literaturbetrieb suchen und ihren Traum vom „freien Schriftsteller“ verwirklichen möchten.
3. Die Fischertaschenbuch-Reihe (Werkkreis) spiegelt weniger das Selbstverständnis, den Anspruch, die Orientierung schreibender Arbeiter (damit der Arbeiterklasse) als viel mehr den marktorientierten Anspruch, Themen der Arbeitswelt einzubringen und hoffähig (verkaufbar) zu machen.
4. Durch die Orientierung darauf, Fuß zu fassen im Literatur-Betrieb (Schielen auf die Literatur-Kritik, das Feuilleton, die Verlage), sind programmatische Ansätze des Werkkreises aus dem Blickfeld geraten. („Der Werkkreis arbeitet am Abbau der Bildungsprivilegien.“ „Der Werkkreis will dazu beitragen, die gesellschaftlichen Verhältnisse im Interesse der Arbeitenden zu verändern.“)
5. „Wir wünschen uns Solidarität, aber wir praktizieren Konkurrenz.“ (Klaus Liebig, Pädagogischer Leiter des DGB-Bildungswerkes Bayern e. V.). Die Arbeit des Werkkreises ist nur sinnvoll als integraler Bestandteil gewerkschaftlicher Kulturarbeit. Im Begreifen der Mittel und Wege, gewerkschaftliche Kulturarbeit als Bestandteil gewerkschaftlicher Bildungsarbeit verankert zu sehen, liegt die Aufgabe des Werkkreises. Daraus ergeben sich Probleme (nicht zuletzt Zeit, Geld) des Werkkreis-Autors gegenüber dem Gewerkschaftsreferenten.
6. Die verschärfte Situation am Arbeitsplatz (drohender Verlust des Arbeitsplatzes, Arbeitslosigkeit, Streß und Überforderung am Arbeitsplatz u. a.) führen zu einem Kreativitätsverlust und zu Angst. Der Werkkreis ist nicht der Ort, an dem die persönliche Erfahrung, die Betroffenheit politisch, literarisch eingebracht und umgesetzt wird, sondern wo die Hoffnung genährt wird, als Schriftsteller entschädigt zu werden für die Unterdrückung am Arbeitsplatz.
7. Der Werkkreis, die Werkkreisautoren müssen und können von ihren Voraussetzungen her eine Literatur entwickeln, die das legitime Bedürfnis nach Unterhaltung und Spannung verbindet mit Aufklärung, Information, politischen Positionen, politischen Perspektiven, Entwicklung von Solidarität.

Hitzer: Erasmus, du hast wie jeder von uns die 7 Thesen zum Lesen bekommen. Klaus Konjetzky hat sie zusammengestellt, auf der Grundlage einer längeren schriftlichen Bestandsaufnahme von Michael Tonfeld. Als begleitende Freunde der Idee und der Praxis des Werkkreises waren wir in der Redaktion der Meinung,

die Kritik am Zustand, in dem sich der ‚Werkkreis Literatur der Arbeitswelt‘ heute befindet, möglichst pointiert herauszustellen. Es ist ja kein Geheimnis, daß die Diskussionen in den Werkstätten über die weitere Entwicklung des Werkkreises seit längerem und – wie es scheint – ohne Aussicht auf eine leichte Lösung geführt werden. Was sagst du, als der Initiator des Werkkreises, zu dem, was hier in den 7 Thesen zusammengefaßt ist? Ist das richtig?

Schöfer: Ja, weitgehend. Ich hab das Papier auf dem letzten Werkstättenrat einigen Kollegen des Sprecherrates gezeigt. Sie haben eine Weile darüber diskutiert; ich habe sie immer eifrig nicken sehen. Diskussionsgegenstand im Plenum sind sie freilich so wenig geworden, wie der lautstarke schriftliche Wutschrei eines Sprecherrats-Kollegen, der feststellte, daß die Werkstätten fast keine Bücher mehr selbst verkaufen. In These 6 heißt es zum Beispiel:

„Der Werkkreis ist nicht der Ort, an dem die persönliche Erfahrung, die Betroffenen politisch, literarisch eingebracht und umgesetzt wird, sondern wo die Hoffnung genährt wird, als Schriftsteller entschädigt zu werden für die Unterdrückung am Arbeitsplatz.“ Das ist ein zutreffender Satz, wenn auch das Wort Schriftsteller hoch gegriffen ist. Aber daß durch das Aufschreiben von Erfahrungen, um es anderen mitteilen zu können, eine gewisse Entlastungsfunktion bei den einzelnen erreicht werden kann, die dann politische Gegenwehr überflüssig macht, das ist richtig beobachtet. Diese Kritik, wie auch andere in den Thesen formulierte, ist nicht neu, wird seit Jahren geübt und es werden immer wieder Vorschläge gemacht und Forderungen erhoben, wie man dem beikommen kann. Forderungen etwa in der Art des 7. Punkts der Thesen, wo die Notwendigkeiten als moralischer und politischer Appell formuliert werden, um die realen Möglichkeiten zu beeinflussen.

Wir können sogar Wege angeben, wie die Arbeit verbessert werden müßte, aber es fehlt die Möglichkeit zur Umsetzung, und zwar nicht aufgrund von fehlender Einsicht der Mitarbeiter, das möchte ich betonen, sondern vor allem aufgrund fehlender Kraft. Das ist auch das, was die Kollegen auf dem Werkstättenrat wieder sagten: Eine allgemeine Schwäche der Mitglieder, in ihre Organisation zu investieren, und ein Überdruß, über die Schwäche und ihre Ursachen immer wieder zu diskutieren. Wenn man das vergleicht mit der Situation, als wir den Werkkreis gegründet haben, muß man sagen: Wir hatten damals einen starken Rückenwind, den Schub der gesamtgesellschaftlichen Aufbruchstimmung hinter uns und die großen Erwartungen, die auch an den Werkkreis gestellt wurden, während jetzt die Arbeit auf dem Boden einer Normalität geschehen muß, und in voller Kenntnis ihrer Schwierigkeiten.

Hitzer: Heinrich Böll hat unlängst, aus Anlaß des 25. Jahrestags der VG Wort, wieder eine einprägsame Formel gebracht. Hatte er zum Auftakt der VS-Gründung 1969 vom „Ende der Bescheidenheit“ gesprochen – das fällt ja in diese Zeit der Aufbruchstimmung, die auch den Werkkreis begünstigte –, so müsse er jetzt vom „Anfang der Beschissenheit“ sprechen. Bleiben aber nicht Aufgaben, auch machbare, die in der Praxis nicht eingelöst worden sind? Michael Tonfeld und Siegfried Grundmann sind, für den in den Thesen geschilderten Fall, untypische Werkkreis-Autoren. Michael ist noch im Betrieb als Schichtarbeiter tätig, er ist Drucker. Siegfried ist soeben gleichsam „ausgelöst“ worden, aus einem großen Münchner Betrieb, als Folge der neuen Technik. Siegfried war dort viele Jahre

Korrektor. Was hat euch beide bewogen, im Werkkreis mitzumachen? Wie seht ihr die Situation? Hat die Organisation das gebracht, was ihr euch erwartet habt?

Tonfeld: Wenn ich sehe, was sich für mich am Arbeitsplatz geändert oder überhaupt nicht geändert hat, wie wir auf der anderen Seite im Werkkreis versucht haben, eine bestimmte Literatur weiterzuentwickeln und dabei einen Bewußtseinsstand ausdrückten, der immer realitätsfremder wurde, da habe ich meine Schwierigkeiten und weiß überhaupt nicht mehr, was ich für Geschichten aufgreifen soll.

Hitzer: Was ist realitätsfremd? Die Vorgänge in der Organisation oder die Geschichten, die geschrieben werden?

Tonfeld: Das, was sich in den Geschichten abspielt.

Schöfer: Das ist eine Behauptung, die sich anfechten läßt. Du kannst sagen, die Themen sind realitätsfremder, wir sind weggegangen von der Arbeitswelt, haben Liebesgeschichten gemacht, haben zur Ausländerproblematik geschrieben . . .

Hitzer: Du meinst, in der Arbeitswelt komme die Liebe nicht vor?

Schöfer: Das kann natürlich nur jemand behaupten, der außer Fotos von der Arbeitswelt nichts gesehen hat. Zu denen gehört von uns keiner. Gemeint ist etwas anderes. Ich hab diese Erweiterung der Themen, weg von der „reinen Arbeitswelt“, auch befürwortet. Unsere inhaltliche Leitfrage sollte sein: Wie sind die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen organisiert und welchen Einfluß haben diese Bedingungen auf *alle* Bereiche des menschlichen Lebens? Man kann auch sagen: eine Literatur, deren Hersteller für sich die Klassenfrage gestellt haben und die sie deshalb in den Gegenständen ihres realistischen Schreibens wiederfinden.

Hitzer: Jetzt sagt aber Michael, das sei unbefriedigend. Warum?

Tonfeld: Weil ich mir einbilde, daß in eine Richtung hin geschrieben wird, die unrealistisch ist. Ein kleines Beispiel. Wir sagen von gewerkschaftlicher Seite her, wir müßten Überstunden verweigern, um Arbeitsplätze zu sichern. In Wirklichkeit sieht es aber so aus, daß jeder jede Überstunde mitnimmt, die er kriegen kann, weil er gar nicht weiß, ob er in einem halben Jahr noch seinen Arbeitsplatz hat. Und Tatsache ist, daß man solche Probleme immer mehr unter den Tisch kehrt und immer mehr hinschreibt auf den bewußt werdenden Arbeiter. Wir haben viele bewußte Arbeiter, die aber aus der materiellen Not heraus der eigenen Organisation und ihrem eigenen Bewußtsein in den Rücken fallen.

Schöfer: Meinst du, die Widersprüche werden nicht genau genug benannt?

Tonfeld: Ja.

Schöfer: Das finde ich auch.

Hitzer: Ich kenne deine Geschichten, Siegfried Grundmann, ein paar haben wir publiziert. Ich hatte da nie den Eindruck, daß sie die Wirklichkeit schminken. Man spürt darin auch das Bemühen, darüber hinauszukommen, was ein bloßes Fotografieren der Wirklichkeit – am Arbeitsplatz und zu Hause – bedeutet. Du hast zuvor Geschichten geschrieben, du hättest die vielleicht auch ohne Werkkreis weiterschreiben können. Warum war für dich der Werkkreis wichtig?

Grundmann: Es stimmt, ich habe schon vorher Geschichten geschrieben. Zum Beispiel Geschichten über Erlebnisse beim Schifahren, beim Bergsteigen usw. Ich bin durch den Aufruf dazugekommen und dadurch, daß mich mein Kollege Siegfried Schwerdtfeger darauf aufmerksam gemacht hat, daß da in der *Süddeut-*

schen Zeitung so ein Aufruf abgedruckt ist. Ich dachte mir, warum nicht? Schreib ich auch mal darüber, ohne mir weitere Gedanken zu machen, was daraus wird. Ich hab da mitgemacht und hab dann auch einen Preis bekommen, beim ersten Wettbewerb des Werkkreises; bin nach Gelsenkirchen eingeladen worden, um dabei zu sein, bei der Preisverleihung, und auch mal zu lesen. Das hat mich ein bißchen geschockt, der große Rummel, der darum gemacht wurde. Warum auf einmal eine Pressekonferenz? Das Fernsehen war sogar mit dabei. Das hat mir irgendwie nicht gepaßt, weil ich gerne im Hintergrund bleibe. Ich möchte gar nicht so groß herauskommen, wenn ich schreibe. Das hat mir nicht gefallen. Ich dachte, da wird an den Werkkreis eine unheimliche Erwartung herangetragen, auch auf den einzelnen, was sich jetzt vielleicht negativ auswirkt, indem man den Werkkreis daran mißt, wie er seinerzeit aufgetreten ist und vorgestellt wurde, wie er so losgelegt hat und was jetzt so dahinplätschert.

Hitzer: Du bist viele Jahre in der Werkstatt München gewesen. Findest du die Thesen richtig?

Grundmann: Die finde ich nur zum Teil richtig. Daß da nur ein Sprungbrett in den Literaturbetrieb gesucht wird, um den Traum vom freien Schriftsteller zu verwirklichen, das fand ich bei uns in der Münchner Werkstatt kaum gegeben. Da sind zwar auch Leute aufgetaucht, die anscheinend mit diesen Erwartungen kamen, auch vom VS, die sind aber nach kurzer Zeit wieder abgesprungen. Es ist mir nach einiger Zeit klar gewesen, daß ich zum freien Schriftsteller, falls ich das jemals geträumt habe, durch die Werkkreisarbeit bestimmt nicht komme.

Schöfer: Es geht nicht unbedingt darum, freier Schriftsteller zu werden. Aber wir erleben doch immer wieder, daß die Kolleginnen und Kollegen, die Texte zu den Fischer-Büchern an unsre Herausgeber senden und wenn sie sie mit Begründung der Herausgeber zurückbekommen, sauer darüber sind, nicht drin zu sein, obwohl sie sich die Arbeit gemacht haben. Also offensichtlich empfinden sie das als Anerkennung für ihre Leistung, wenn sie in einem solchen Band vertreten sind. Sie freuen sich darüber. Oder geht dir das überhaupt nicht so?

Grundmann: Natürlich ist mir das auch so ergangen. Es hat mal eine Zeit gegeben, da hatte ich Angst in einen solchen Fischer-Band nicht aufgenommen zu werden. Ich hatte eine Satire geschrieben und darum gezittert, in den Band reinzukommen. Ich bin dann auch reingekommen. Es hätte mich sicher sehr geärgert, wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Das war schon so, daß ich das Gefühl hatte, ich bin mit dabei, nicht gerade im großen Literaturbetrieb, aber in dem Betrieb, zu dem der Werkkreis gehört.

Hitzer: Das heißt, der Werkkreis hat dir geholfen?

Grundmann: Der Werkkreis hat mir auf jeden Fall geholfen.

Hitzer: Als Mittler, als Treffpunkt für Gleichgesinnte oder -betroffene? Als Textagentur?

Grundmann: Nein, nicht als Textagentur, vor allem als Diskussionsforum, auch zu dem Zweck, zu einer richtigen Einschätzung der eigenen Schreibe zu kommen, mit Hilfe der Diskussion auch abzubauen, was man sich anfangs einbildet, wie toll man ist. Das ist wichtig, wie man Kritik bekommt. Und schließlich auch eine gerechte Anerkennung zu bekommen.

Hitzer: Hattet ihr, bevor ihr euch dem Werkkreis angeschlossen habt, Resonanz auf das, was ihr geschrieben habt?

Grundmann: Von großer Resonanz kann ich nicht sprechen. Das war in Zeitschriften, wie die für Bergsteiger, gelegentlich auf der Humorseite der *Süddeutschen Zeitung*, da hatte ich Resonanz bei Freunden und Kollegen, aber sonst nicht. Der Werkkreis brachte mir dagegen die Resonanz und die Kritik, die eine Weiterentwicklung bei mir nach sich zog, auch in politischer Hinsicht. Ich habe angefangen, mir über Dinge Gedanken zu machen, über die ich mir zuvor keine Gedanken gemacht hatte. Ich war früher mehr oder weniger ein unpolitischer Mensch. Der Werkkreis hat politische Anstöße mit sich gebracht.

Tonfeld: Ich habe auch vorher geschrieben, klar. Doch der Werkkreis hat in vielem weitergeholfen. In Augsburg gab es zwar die Alternativszene von Leuten, die für kleine Zeitschriften schrieben. Aber da hat man sich nie richtig auseinandergesetzt. Jeder schaute, daß er sein Zeug veröffentlicht und fertig. Der Werkkreis bot die Auseinandersetzung und er stellte Öffentlichkeit her, da wurde nicht irgend etwas vorgesetzt, sondern man erfuhr begründete Kritik. Mir haben am meisten die Lesungen auf Gewerkschaftsschulungen geholfen. Das war ein völlig neuer Aspekt für mich.

Schöfer: Wir dürfen nicht vergessen, daß es dem Werkkreis nicht nur darum ging, verkannte schreibende Arbeiter aufzuspüren, sie zu qualifizieren und öffentlich vorzustellen, sondern daß der Werkkreis auch die fortschrittlichen Autoren zusammenführen wollte mit diesen proletarischen Schreibern, einmal um deren handwerkliche Fähigkeiten für die Laien nutzbar zu machen und zum anderen die Erfahrungen der Schreibenden aus den Betrieben zugänglich zu machen. Das sollte der gegenseitigen Befruchtung dienen.

Es ging aber auch darum, die Verbreitungswege fortschrittlicher Literatur über die Reichweite des bürgerlichen Literaturmarkts hinaus auszudehnen und alternative Wege der Verbreitung zu finden. Das ist ein ganz wesentliches Ziel des Werkkreises gewesen und da entzündet sich jetzt auch ein Hauptpunkt der Kritik, daß die Wirkung der Fischertaschenbuch-Reihe – die damals natürlich ein großer Erfolg war, weil es uns gelungen war, ein Massenmedium für uns in Dienst zu stellen – daß uns die jetzt eingeholt hat: es ist zwar theoretisch noch die Rede von der alternativen Verbreitung, praktisch aber machen die Werkstätten an der Basis kaum noch Lesungen. Die Autoren begnügen sich mit der bloßen Veröffentlichung. Außerdem überlassen sie das Verkaufen der Fischertaschenbücher dem bürgerlichen Buchvertrieb. Es war ein wichtiger Ausweis für die Wirksamkeit des Werkkreis-Programms, daß es uns gelang, Tausende von Büchern bei Lesungen oder anderen, vor allem gewerkschaftlichen Anlässen, zu vertreiben.

Hitzer: Da sind wir bei einem Titel, den Klaus Konjetzky und Manfred Bosch vor Jahren beim Piper-Verlag herausbrachten. „Für wen schreibt der eigentlich?“ Klaus und sein Mitautor kamen mit dieser Fragestellung den Problemen nahe, die zur Gründung des Werkkreises – aus politischen und kulturpolitischen Gründen – geführt haben. Klaus, du bist aber nicht in den Werkkreis gegangen und hattest doch eine ähnliche Idee im Auge – mit dem Titel von damals? Gilt die Frage heute noch und was hat sie mit unserem Thema zu tun?

Konjetzky: Ich könnte jetzt mit Fitzgerald Kusz antworten und sagen: dös frog i mi a. Natürlich gilt diese Frage noch, aber für mich heute anders als damals. Übrigens haben nicht wir diese Frage gestellt, sondern einer der befragten Arbeiter im Zusammenhang mit einem Text von Peter Handke. Der Arbeiter fragte da: Für

wen schreibt der eigentlich? Für so eine kleine elitäre Gruppe, die dann hochnäsiger auf uns herunterschaut. Bevor ich darauf zurückkomme, möchte ich als ein Außenstehender folgendes anmerken. Was ich bis jetzt in der Diskussion gehört habe, bestätigt mein Unbehagen, das ich im Zusammenhang mit dem Werkkreis hatte und habe. Erasmus meinte eingangs, diese Thesen hätten bei Kollegen ein Kopfnicken ausgelöst – Thesen, die im wesentlichen eine Form der Kritik darstellen. Es sei dort auch gesagt worden, die Lösung der Probleme würde nicht daran scheitern, daß man keine Einsicht habe, sondern daran, daß Kraft dafür fehle. Ich frage mich, ob es nicht vielmehr daran liegt, daß sich die Voraussetzungen für diese Arbeit gegenüber der Gründungszeit geändert haben, wie ich meine – wesentlich geändert haben. Die Begründung für die Arbeit des Werkkreises kann heute nicht mehr so zu leisten sein wie damals vor 14 Jahren. Für mich eine grundsätzliche Frage. So jemand wie ich kann durch ein bestimmtes politisches Bewußtsein zu einer gewissen Solidarität und Sympathie für alle Belange der arbeitenden Menschen in diesem Land kommen. Da muß man kein Kommunist sein, um solche Aktivitäten zu unterstützen – auch schreibende Bemühungen aus der Arbeitswelt. Auf der politischen Ebene konnte ich mich da leicht einlassen. Nur: die Literatur, die aus diesem Bereich kommt, kann ich nicht mit dieser politischen Elle messen. Das heißt, ich kann nicht sagen: diese Literatur ist einigermaßen mißlungen, aber bitte, bedenkt doch, daß sie von dem Fräser stammt, der nach Schichtwechsel abends den Text niedergeschrieben hat. Ich sage es einmal zugespitzt: es gibt für Literatur keine Entschuldigung, auch nicht die, daß sie von jemand geschrieben worden ist, der aufgrund dieser Gesellschaftsordnung kulturell unterprivilegiert ist, dem bestimmte Bildungsmöglichkeiten vorenthalten sind und der deswegen sich nur so und nicht anders äußern kann. So wie es für mich zunächst unerheblich ist, daß Kafka Jurist war, der den ganzen Tag in einer Versicherung gearbeitet hat, und Stifter Schulrat und Goethe Minister und Benn Arzt. Dies alles ist für die Beurteilung von Literatur zweitrangig. Das ist interessant, entlastet aber nicht die Literatur. Von daher frage ich, ob aufgrund einer politischen Einsicht, alle Anstrengungen der Arbeiterklasse in dieser Gesellschaft zu unterstützen, es nicht vielleicht zu einer falschen Solidarität und Toleranz im Hinnehmen der Literatur aus dieser Ecke kommen kann. Ich möchte das zunächst mal in Form einer Frage an die Kollegen zurückgeben. . .

Hitzer: . . . bitte aber zuvor deine Antwort, warum du das Buch mit dem Titel „Für wen schreibt der eigentlich?“ versehen hast, nicht aber mit der Frage „Wie schreibt der eigentlich?“.

Konjetzky: Die Frage ist ja, so wie sie gestellt wurde, nicht ohne weiteres beantwortet worden. Das war kein Zufall. Polemisch ist sie von der Kritik beantwortet worden, nach dem Raster: der schreibt für Bäcker, weil er Bäcker, der für Dreher, weil er Dreher ist – das ist natürlich Quatsch. Für mich ist das nicht nur eine Frage des Themas, das da in die Literatur eingebracht worden ist. Das heißt, nicht nur eine Frage danach, wen solche Themen interessieren könnten, sondern vielmehr eine Frage nach dem Zusammenhang von literarischer Produktion, also Schreiben, und Rezeption, also Lesen – nach der Identität von, beziehungsweise der Identifikationsmöglichkeit mit Geschriebenem. Es wird gesagt: wer sollte und könnte denn besser, authentischer über einen der größten Bereiche in der Gesellschaft, die Arbeit nämlich, schreiben als die Arbeitenden.

Schöfer: Das ist nie behauptet worden.

Konjetzky: . . . als die Betroffenen selbst.

Schöfer: So ist das nie gesagt worden.

Konjetzky: Doch – sowohl in der Gruppe 61 als auch beim Werkkreis – insofern, als es um das Hereinbringen des Themas Arbeitswelt in die Literatur ging. Es heißt ja nicht zufällig „Literatur der Arbeitswelt“, weil man gesehen hat, daß im bürgerlichen Literaturbetrieb der Hauptbereich der Gesellschaft nicht stattfindet. Wer aber sollte denn dieses Thema aufgreifen und einbringen? An wen wendete sich denn der Werkkreis in seinen Schreibaufrufen? An die Arbeiter und Angestellten in Betrieben, Fabriken, Büros usw.

Schöfer: Die erste Hälfte des Gedankens stimmt, die zweite schon nicht mehr.

Konjetzky: Es war doch als eine Art Motivationshilfe für Arbeiter und Angestellte gedacht, zu sagen: du kannst darüber schreiben, denn du weißt, wovon du sprichst. Das können diese intellektuellen Berufsschriftsteller nicht.

Schöfer: Wir können zusammengehen, der Michael Tonfeld und ich. Wenn wir unsere jeweils spezifischen Erfahrungen und Fähigkeiten zusammen tun. Das war der Gedanke: Zusammen tun.

Konjetzky: Wenn das so wäre – ich unterstelle, daß ich das falsch interpretiere –, dann wäre zumindest dieser Punkt in den Thesen falsch, wo mit einem gewissen Bedauern festgestellt wird, daß der Werkkreis nicht zu einer Organisation von Arbeitern geworden ist, sondern zunehmend von Lehrern und Leuten aus dem zweiten Bildungsweg, Studenten usw.

Tonfeld: Das ist eine Mißdeutung, denn im Programm heißt es, daß es um die Zusammenarbeit mit Schriftstellern, Journalisten und Wissenschaftlern geht.

Schöfer: Lehrer und Studenten, die mit deutscher Literatur umgehen und sie verbreiten, waren da natürlich nicht ausgeschlossen. Nein, die Kritik richtet sich zurecht darauf, daß zu wenig Arbeiter im Werkkreis tätig wurden und daß die genannten Berufsgruppen so stark vorherrschen.

Tonfeld: Oder kraß ausgedrückt, es war für die unheimlich leicht, in so einer Organisation zu arbeiten, weil die Verpflichtungen hier nicht so groß sind wie in der Gewerkschaft oder Partei. Nirgendwo hast du so schnell „aufsteigen“ können in einem Apparat wie im Werkkreis.

Konjetzky: Na gut, aber das ist doch auch ein unbehaglicher Punkt. Ihr beide habt gesagt, ihr hättet vorher schon geschrieben und darauf keine oder geringe Resonanz gehabt. Erst der Werkkreis hätte die gewünschte kritische Auseinandersetzung und Möglichkeiten der Entwicklung mit sich gebracht. Wenn das eine Begründung für den Werkkreis ist, dann begründet das eine Art Selbsthilfeorganisation. Das könnte auch von irgendeinem Freundeskreis geleistet werden. Ihr habt Erfahrungen gemacht, die ich auch als Autor gemacht habe, die alle Autoren machen: Es ist offenbar schwer, in diesem Literaturbetrieb mit bestimmten Vorstellungen Fuß zu fassen. Der Werkkreis brachte euch ein erstes Feedback. Das ist gut.

Das entschädigt euch in gewisser Weise für die sonst fehlende Resonanz in dieser Gesellschaft. Das müßte übrigens auch begründet werden, warum das so ist. Aber eine darüber hinausgehende kulturpolitische Perspektive des Werkkreises vermag ich daraus noch nicht zu gewinnen. Zweitens: Es wurde gesagt, die Voraussetzungen hätten sich nicht verändert. Ich meine, wie ich schon sagte, daß sich die

Voraussetzungen sehr verändert haben gegenüber der Zeit von vor 14 Jahren. Jedenfalls ist es mit der alten Begründung nicht mehr getan. Der Zustand der arbeitenden Menschen in den Betrieben hat sich doch in einer Weise verändert, die alles andere als förderlich ist für Formen kreativer Beschäftigung. Deshalb möchte ich gerne von euch wissen, wie bei einer Bestandsaufnahme des heutigen Zustands der Arbeitswelt die Bestimmung der literarischen Betätigung der arbeitenden Menschen aussieht.

Grundmann: Ich möchte zunächst etwas korrigieren zur Resonanz über Literaturzirkel. Da ist noch etwas anderes eingetreten. Es sind auch Nachteile eingetreten: Keine Resonanz mehr, wo man früher Resonanz hatte. Die Frage zum Beispiel, was die Geschäftsleitung über einen denkt. Die kriegen ja mit, daß man kritisch über den Arbeitsplatz schreibt. Man weiß nicht, was sie denken, aber sie werden sicher informiert sein, das hat – bei mir jedenfalls – auch Angst erzeugt. Ich war zwar in einem toleranten Betrieb, aber dennoch hatte ich Angst davor, das könnte mir Nachteile bringen, weil ich mich da einer Sache angeschlossen habe, die jetzt – nach der sogenannten Tendenzwende – in Verruf geraten ist, mit Kommunismus in Verbindung gebracht wird, kurzum mit allem, was hier so schlecht dasteht in der Bundesrepublik. Es ist also durchaus nicht so, daß ich da zufrieden bin und sage, jetzt hab ich Resonanz. Da kommt dann auch der Moment, wo man sich fragt, warum mache ich da noch weiter? Ich mache weiter. Aus politischen Gründen, auch aus Trotz. Nun erst recht oder so. Das heißt also keineswegs, jetzt bin ich zufrieden, weil man mich gedruckt hat. Es gibt auch diese negative Seite. Wenn manche also sagen, wir kommen nicht mehr, oder daß einige einfach weggeblieben sind, dann soll man die Angst vor möglichen Folgen nicht vergessen, die gibt es zwangsläufig, wenn du eine Streikgeschichte aufschreibst. Oder so eine Geschichte wie in „Kein Dach überm Leben“: „Bildet euch bloß nichts ein.“

Konjetzky: Das sagt etwas über den Zustand einer Gesellschaft.

Grundmann: Das hätte in einem literarischen Zirkel wie die *Seerose* oder anderen, die gut angesehen sind, nicht die Folgen. Ich hätte da auch meine Kritik an dem, was ich schreibe, aber nicht die Nachteile einer Organisation auf der Seite der Arbeiterklasse.

Konjetzky: In der Zeit der Werkkreis-Gründung habe ich mit einigen Kollegen – Ritter, Stössel, Timm, Ploetz – aus ähnlichen Erfahrungen, wie ihr sie gemacht habt, eine *Wortgruppe München* gebildet.

Hitzer: Die hieß zuerst *Wortgruppe München links*, und dann habt ihr das Wörtchen *links* gestrichen, aus welchen Gründen wohl? Dann hieß es schließlich nur noch *Wortgruppe*, bis davon schließlich gar nichts mehr übrig blieb.

Konjetzky: Der Hintergrund war eine ähnliche Erfahrung. Man suchte ein Forum für solidarische Kritik und gemeinsame Arbeit. Und das war nicht nur von Vorteil in der Wirkung nach außen. Man wurde da rasch abgestempelt. Für eure persönliche Situation war die Gründung des Werkkreises so nützlich wie für uns diese Gruppe, trotz gewisser nachteiliger Folgen. Doch die Vorteile überwogen: da gab es den Kreis, in dem man seine Arbeiten vorstellen und Gedanken austauschen konnte. Das ist nicht wenig. Wenn das als Begründung für den Werkkreis reicht: gut. Aber reicht das?

Ist es damit getan, ein Forum für solidarische Kritik zu finden?

Hitzer: Du schneidest ein wichtiges Thema für unser Gespräch an. Zunächst hatte

ich nach dem Titel „Für wen schreibt der eigentlich?“ gefragt. Wir erfuhren, das sei das Zitat eines Arbeiters. Offensichtlich bezog sich das auf Stoff und Thema dessen, was einer schreibt. Weiter sagst du, da ist der Werkkreis, die Leute bringen Stoffe und Themen, die bislang fehlen, aber viele sind schlecht geschrieben. Du wiederholst Bann, der sagte, Literatur werde nicht danach bemessen, ob einer eine gute Absicht verfolge, sondern danach, wie er es mache. Was nun, wenn einer eine Story bringt, die für die meisten eine Entdeckung bedeutet, weil sie davon noch nichts gehört oder gelesen haben? Und diese Story ist noch nicht vollkommen dargestellt? Wie geht man damit um?

Konjetzky: Laß mich hier auf eine Aussage zurückgreifen, die einer der von uns befragten Arbeiter gab (für den Titel „Für wen schreibt der eigentlich?“). Der sagte: „... da bedient einer eine ganze Walzstraße, ein Mann allein. Sie stehen an Computern, stehen an wirklich ganz komplizierten technischen Einrichtungen, aber ein Buch zu schreiben, dazu sollen sie auf einmal zu blöde sein.“ Damals dachte ich: recht hat er, schreiben soll er.

Heute würde ich sagen: schreiben soll er, aber er hat nicht recht. Das ist ein Kurzschuß. Nicht deswegen, weil er zu blöd ist, sondern weil die Voraussetzungen zum Schreiben mit dem Bedienen und Beherrschen komplizierter Techniken nicht automatisch gegeben sind. Vor zehn Jahren habe ich gemeint – mehr als ich das heute tue –, diese Leute müßten es sein, die das schreiben/beschreiben, was wir nicht können und kennen. Von denen müßte diese Literatur kommen. Heute bin ich da skeptischer.

Natürlich kann ein Text, von einem Arbeiter geschrieben, gut und nützlich sein, nützlich für ihn, für andere. Aber ich möchte in der Tatsache der besonderen Urheberschaft solcher Texte nicht gleich die neue literarische Kultur sehen.

Das, worum es in diesem Bereich geht, sind Entwicklungen, Kämpfe, Bewegungen, die ja nicht primär in und von der Literatur bestimmt werden, sondern zum Beispiel im Arbeitsprozeß, am Arbeitsplatz.

Und die Veränderungen dort verändern auch die Fähigkeit, die Möglichkeit literarisch zu arbeiten. Nicht umgekehrt.

Schöfer: Erstaunliche Mißverständnisse über den Werkkreis! Selbst bei Leuten, die ihm so nahe stehen.

Tonfeld: Ich denke, daß es zweierlei Funktionen gibt. Als wir 1974 den Streikband machten, da war der in den folgenden Jahren, als es zu Streiks kam, sehr wichtig für diejenigen Kollegen, die so etwas noch nie mitgemacht haben. Solche Bücher gibt es immer noch. Der nächste ist der Band über Arbeitslosigkeit. Das sind sogenannte Handbücher. Da braucht man auch nicht unbedingt zuerst auf die literarische Gestaltung schauen. Auf der anderen Seite muß ich dir recht geben, daß wir in dieser Hinsicht auf der Stelle treten. Es ist auch unbefriedigend, wenn man so viele Jahre schon dabei ist und von Herausgebern einen Brief mit der Aufforderung erhält, wieder die alten Geschichten zu schreiben, Plagiate des Alten auf aktuell umgeschrieben. Was wir im Werkkreis versäumt haben, hat sich in Österreich schon längst entwickelt, mit Leuten wie Zenker, Wolfgruber und Innerhofer. Oder Ernst Hinterberger mit „Der echte Wiener geht nicht unter“. Das war eine Form, die die Kollegen am Arbeitsplatz wirklich angesprochen hat. Dazu haben wir uns nie durchgerungen. Wir haben dann zum Teil gesagt, es ist wichtiger, aufgrund der ständigen Fluktuation im Werkkreis, neuen Leuten einen

Platz in einem Band zu geben, statt an sich selber weiterzuarbeiten. Den Rückgang der Buchverkäufe sehe ich so, daß die Käufer, die ständig unsere Bücher gelesen haben, jetzt sagen: ich kann's nimmer, ich pack's nimmer.

Konjetzky: Da kann ich dir jetzt gar nicht so zustimmen. Das ist für mich nicht eine Frage, in welchem Ausmaß die einzelnen an sich gearbeitet und ihr literarisches Vermögen kultiviert haben. Das größere Problem sehe ich in dem Verlust gewerkschaftlicher Arbeit, der mangelnden Entwicklung der Arbeiterbewegung insgesamt. Darin ist doch Schreiben nur ein – und weiß Gott nicht der wichtigste – Bereich. Auch wenn mir Erasmus Mißverständnisse unterstellt, aber die Werkkreisarbeit hat sich doch zunehmend auf Fragen des Schreibens beschränkt – darauf, wie kann man es besser machen...

Schöfer: Kurz gesagt, es kommt nicht darauf an, wer die fortschrittliche Literatur macht. Hauptsache, sie ist gut und wird gelesen.

Konjetzky: Ich stelle heute fest, der Arbeitskampf, der politische Kampf spitzt sich zu. Die Gewerkschaften nehmen andere Positionen ein als vor zehn Jahren, da gibt es Kämpfe um Sein oder Nichtsein. Und wir beklagen uns darüber, daß darüber aus der Literatur des Werkkreises so wenig kommt. Das ist doch einer der Punkte: die Werkkreis-Literatur spiegelt nicht mehr die heutige Wirklichkeit. Ich frage, warum eigentlich? Zunächst geht es doch nicht darum, daß über diese Probleme Reportagen, Geschichten, Gedichte u. ä. entstehen, sondern darum, was wird von den abhängig Arbeitenden, den Gewerkschaften zur Lösung dieser Probleme gemacht.

Schöfer: Wir wollen nicht rückwärts gerichtet diskutieren, aber man muß darauf eingehen, was du gesagt hast, weil ich da nach wie vor ein Mißverständnis sehe. Einmal darin, daß wir angeblich geglaubt haben, nur Menschen aus der Arbeitswelt könnten die Literatur der Arbeitswelt machen. Dagegen kann ich sagen, daß es seit Bestehen der Organisation ein Kampf gewesen ist, um die handwerkliche und politische Bildung voranzubringen. Ohne das kann man natürlich überhaupt keine Literatur machen, Kenntnisse des Handwerklichen und der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Das Problem, das sich dann bald herausstellte, war: die Berufsautoren haben nicht mitgemacht, es sind ganz wenige gewesen, die ihre Fähigkeiten zur Verfügung gestellt haben. Heute können wir klar feststellen, die Zusammenarbeit von Berufsautoren und Laienautoren war eine Illusion, selbst unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Aufbruchs 1968 bis 1973 hat sich das nicht realisiert. Noch stachliger zeigt sich das Problem an den Autoren, die sich im Werkkreis zu Berufsautoren entwickelt haben. Bis auf solidarische Sympathie ist von ihnen dem Werkkreis nichts geblieben.

Konjetzky: Wie und warum sollte ich einem Siegfried Grundmann mit seinen Erfahrungen und Arbeitsbedingungen das formale Rüstzeug des Schreibens vermitteln? Ein Rüstzeug, das meinen Erfahrungen und Voraussetzungen entspricht, für Grundmann aber vielleicht falsch wäre.

Hitzer: Hast du nicht daran gedacht, daß das auf Gegenseitigkeit gehen könnte? *Grundmann:* Das hätte fruchtbar sein können.

Schöfer: Man kann doch daraus etwas gewinnen, wenn unterschiedliche Erfahrungen weitergegeben, ausgetauscht werden. In der DDR gibt es eine Hochschule, wo das geschieht. Im Leipziger Johannes R. Becher-Institut lernen unter anderen auch begabte schreibende Arbeiter nicht das Schreiben, sondern im weitesten die

Bedeutung des Literatur-Machens. Warum soll man das nicht vermitteln können? Man kann Begabung nicht vermitteln, auch nicht Genialität, aber alles andere, was man lernen kann, ist zu vermitteln. Das haben wir versucht zu leisten. Es hat sich aber gezeigt, daß das unter den gesellschaftlichen Bedingungen von damals – heute noch weniger – von einer Organisation wie der unseren allein nicht zu realisieren ist. Vielleicht muß man feststellen: Wir haben dem Sozialismus vorgegriffen. Deshalb immerhin die Versuche, mit dem DGB stärker in Übereinstimmung zu kommen. Ich habe mir auch die Frage aufgeschrieben: Was ist nun der Werkkreis? Eine Organisation der Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik? Oder eine fortschrittliche Erscheinung in der Literatur der spätbürgerlichen Gesellschaft? Darüber haben wir uns so nie Gedanken gemacht. Wir haben eher danach gearbeitet, es so zu machen „wie die Gewerkschaft“. Du hast gemeint, man könne und solle den Arbeitern bei ihren künstlerischen Versuchen nicht helfen. Warum soll eine solche Organisation nicht helfen? Das ist doch nichts anderes als was die Gewerkschaft auch tut! Die hilft doch auch in ganz bestimmten Dingen, in denen die Arbeitenden als Einzelkämpfer verraten sind.

Konjetzky: Hier geht es um ein anderes, das handwerkliche, schreiberische Helfen.

Schöfer: Ich verstehe nicht, warum du das in Zweifel ziehst. Ich weiß, was Qualität ist. Aber ich weiß auch, wieviel Mist von der bürgerlichen Literatur hervor und zur Wirksamkeit gebracht wird. Können wir uns linken Snobismus leisten?

Hitzer: Laßt mich eine kleine Erfahrung einbringen aus der Zeit, als der Werkkreis gegründet wurde. Da war ich beim Internationalen Dokumentar- und Kurzfilmfestival in Leipzig. Es war die Zeit des Vietnamkrieges. Alle redeten damals davon, wie halten das die Vietnamesen aus. Immerhin wurden auf Vietnam 7½ Mal so viele Bomben abgeworfen wie auf allen Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkrieges. Wir kannten so gut wie keine Einzelheiten. Und da traf ich in Leipzig einen Mann, der Wochen, sogar Monate unterwegs war, zuerst zu Fuß durch den Dschungel in Südvietnam, später mit dem Fahrrad, dann als Mitfahrer auf allen möglichen getarnten Transportfahrzeugen bis Hanoi, von dort per Flugzeug nach Moskau, von Moskau nach Berlin und von dort schließlich nach Leipzig. Und der hatte einen Film in einer Blechkassette dabei, der Folgen der Bombenangriffe und Aktionen der sich Verteidigenden und Schutz Suchenden fixiert hatte. Ästhetisch und technisch war das äußerst primitiv, gemessen an dem, was Dokumentarfilmkunst schon geleistet hatte.

Aber da war das Ungeheure der Information und der Mitteilung vom Schauplatz des Geschehens. Und diese Mitteilung der Betroffenen gehört doch mit zur Kunst. Warum haben nicht die gut bezahlten und hervorragend ausgestatteten, in den Feinheiten des Handwerks Kundigen einen solchen Film aufgenommen? (Später geschah das.) Warum sind sie nicht von Anfang an dorthin, um das besser zu filmen und zu gestalten? Warum haben die besseren Ästhetiker das so lange unterlassen?

Darin sah ich eine Grundidee des Werkkreises. Für mich war der Werkkreis nicht darin erschöpft, daß da welche sagten, wir liefern euch packendes Material und aufregende Geschichten, sondern da haben sich welche gewehrt und festgestellt: Wir kommen in der Kunst nicht vor. Wir tun uns zusammen, denn wenn wir es allein machen, hört uns niemand, deshalb brauchen wir eine Organisation, nennt

es, wie ihr es wollt. Das war und ist für mich eine Antwort auf die Frage „Für wen schreibt der eigentlich?“.

Konjetzky: Das ist auch eine Antwort auf Erasmus, der es nicht versteht, warum ich es nicht für nützlich halte, als Berufsschriftsteller hilfreich mit hereinzugehen. Da würde etwas ganz Miserables passieren. Und das Beispiel dieser Filmreportage ist gut in meinem Verständnis. Es wäre doch falsch, hier einen Stofflieferanten zu sehen, der eine Erfahrung gemacht hat, und ich rate ihm dann, wie er den Stoff feiner, besser verpacken kann. Das wäre ein fataler Effekt. Ich kann dem schreibenden Arbeiter doch nicht eine Entwicklung abnehmen, (was ich meinetwegen als Privileg bekam, durch Bildung und Ausbildung) und ihm sagen, du mußt es so machen. Nein, er muß es gerade nicht so machen. Und mein Unbehagen rührt doch daher, daß die Orientierung aus dem Werkkreis raus – und von manchen Außenstehenden in den Werkkreis rein – in Richtung einer „guten Literatur“, wie wir sie verstehen, gelaufen ist und somit die Identität des schreibenden Arbeiters gefährdet hat, weil er Maßstäbe verpaßt bekam, die er nicht erfüllen darf, zumindest nicht erfüllen kann.

Schöfer: Du predigst uns jetzt den Proletkult und das ist besonders absurd. Wenn du, Frieder, das damals schon gewußt hast, dann frag ich mich, warum ihr genau das Gegenteil im *kürbiskern* geschrieben habt, damals, mit der Kritik am Werkkreis. Die ist genau in die andere Richtung gegangen. Man hat den Werkkreis-Kollegen vorgeworfen, daß sie sich nicht um Literatur kümmern, daß sie dem Fetisch einer Dokumentarliteratur aufsitzen, obwohl es sachlich nicht stimmte. Mit den Beiträgen aus der Linken, darunter auch dem *kürbiskern*, wurde die Einsicht vorangetrieben, daß wir nicht nur einfach die Wirklichkeit aufschreiben, sondern daß sie auch dargestellt, d. h. gestaltet werden muß, daß man an die Vermittlung denken muß, daß schlechte Qualität die Vermittlung behindert und damit auch die politische Absicht des Werkes verhindert. Insofern war das natürlich nicht falsch, was ihr damals geschrieben habt. Es steht nur in einem seltsamen Kontrast zu dem, was du und auch was Klaus jetzt sagt.

Hitzer: Im *kürbiskern* standen sehr verschiedene, namentlich gezeichnete Beiträge, die sich nicht allein auf das reduzieren, was du jetzt erwähnst. Da gibt es Beiträge, die den Anfang begleiten und Aufsätze, die zur Entwicklung in einem späteren Stadium Stellung nehmen. Eines haben wir von Anfang an vermieden: wir wollten nicht Plattform nur einer Richtung sein. So ist auch der Gegensatz künstlich, den du jetzt herausliest: die Entdeckung am Anfang, die Selbstbehauptung in kruder Form steht nicht im Gegensatz zur Gestaltung und zur weiteren Entfaltung, die später kommen muß, sonst stagniert man.

Grundmann: Am Anfang waren es tatsächlich vor allem Arbeitsplatzbeschreibungen, zum Beispiel von Karl Martell, dann bei Fischer das Betriebs-Tagebuch von Helmut Creutz, auch die Bände über Akkordarbeit, über verschiedene Formen der Ausbeutung. Das war schon neu und hatte von daher seinen Wert – nur dadurch, daß es aufgeschrieben wurde.

Hitzer: Für dich?

Grundmann: Nicht nur für mich, für viele, darum sind die Bücher auch so gut gegangen, für mich auch, weil ich da etwas über Arbeitsplätze erfuhr, die ich nicht kannte, das war neu und geradezu aufregend. Jetzt, nach zehn Jahren, genügt das nicht mehr. Jetzt ist schon alles mal drangewesen. Natürlich gibt es jetzt neue

Probleme, auch mit der Technisierung. Aber dieser Anfangs-Effekt läßt sich nicht künstlich wieder herstellen. Die Information war am Ausgangspunkt wichtig, man brauchte sie.

Konjetzky: Das war keine Frage des literarischen Verpackens.

Grundmann: Das war es nicht. Die zweite Sache betrifft die Zusammenarbeit mit Schriftstellern. Wir haben in der Werkstatt München einige gute Textkritiken gehabt. Da konnte man staunen, was die einzelnen alles wissen und was sie herbringen, obwohl sie nicht Germanistik studiert haben. Jeder hat irgendwas, einen interessanten Punkt gebracht. Das war oft sehr fruchtbar, vielleicht sogar besser als wenn da einer von ganz oben, so akademisch eingegriffen hätte. Jeder, der mitarbeitete, hatte was gelesen und sich seine Gedanken gemacht. Und deshalb kamen oft gute Diskussionen zustande. Das war Mitte der 70er Jahre, als die Sache ein bißchen angelaufen war. Wir treffen uns auch jetzt noch und machen nach wie vor Textdiskussionen. Einer liest vor, dann wird darüber diskutiert.

Tonfeld: Als DGB-Schreibwerkstatt.

Grundmann: Jeder hat sich da mitentwickelt, jeder hat dazugelernt, wenn er hört, wie der eigene Text aufgenommen wird oder der von anderen. In der Gruppe haben wir uns mehr entwickeln können.

Schöfer: Der Werkkreis, Klaus, wollte nicht eine Filiale der Verpackungsindustrie, sondern eine Einrichtung der Geburtshilfe sein.

Hitzer: Michael, du sagst DGB-Schreibwerkstatt. Ihr habt euch also ein größeres Haus gesucht, nach der Devise, die Werkstatt ist klein, der DGB ist groß. Ist das so?

Tonfeld: Ja, wir wollten aber auch Kontakt zu den Leuten, die wir doch immer wieder auf den Schulungen treffen. Früher waren wir in der katholischen Hochschulgemeinde, das ist doch ein bißerl weit ab vom Gewerkschaftshaus. Das meine ich natürlich vor allem verkehrstechnisch. Denn die Leute von der katholischen Hochschulgemeinde haben uns sehr unterstützt – sie wurden ja auch vom *Bayernkurier* heftig angegriffen: „unterwandert von marxistischen Zellen“. Zu Klaus möchte ich sagen, daß du auch die Zielgruppe berücksichtigen solltest, die wir ansprechen. Die ist ziemlich breit. Wir möchten ja mit der „Literatur“ auch Spuren hinterlassen. Wir halten die Jugendschulungen für wichtig, da kommen junge Gewerkschafter und machen das erste Mal einen Gewerkschaftskursus eine ganze Woche lang mit. Da findet man die unterschiedlichsten Typen. Die Hälfte der dreißig Teilnehmer sind Eisenbahner, die zentral in so Heimen leben, für die ist das eine Woche Urlaub. Keine Sperrstunde – im Heim wird um 22 Uhr zugesperrt – und die toben sich erst mal aus. Da muß man auch wissen, warum sie das tun. Sie kriegen zum Teil schon nach dem ersten Lehrjahr gesagt, daß sie nicht übernommen werden. Nach Hochrechnungen bedeutet das, daß von 8000 Auszubildenden vielleicht 400 übernommen werden. Von den 120, die jetzt auslernen, nehmen sie vielleicht 10. Mit diesen Leuten mußt du dich auseinandersetzen. Wir nehmen da natürlich Texte her, die in das Schulungsthema reinpassen, aber auch Satiren und Polemiken, bei denen ein Unterhaltungswert dabei ist. Dies liest man immer wieder. Genauso wie der Teamer den gleichen Gegensatz von Kapital und Arbeit da durchboxen muß. Wenn wir Schreibwerkstätten machen, dann wollen wir ja auch nicht das Bißchen, das wir selber gelernt haben, mit aller Gewalt weitergeben, um die Idee zu verbreiten, daß jeder Schriftsteller sein könnte,

sondern nur mal den Kollegen klarmachen, daß Schreiben auch einen Nutzen hat und wenn dabei nur das leichtere Verfassen für eine Losung eines Mai-Plakats herauspringt. Oder – das haben wir im Werkkreis sehr gut gelernt – sich irgendwann Mal vorne hinstellen und einen Text vortragen. Da gibt es x-Kollegen in Betrieben, die hätten so eine Menge zu sagen bei einer Betriebsversammlung, aber die trauen sich nicht. Der Werkkreis ist da auch eine Möglichkeit: sich irgendwo hinstellen und frei reden müssen. Auf der anderen Seite haben wir die Kollegen, die wirklich sehr viel lesen. Das ist eine andere Schicht in der großen Zielgruppe. Denen muß man auch ein wenig mehr bieten. Aber man darf dabei das eine nicht vernachlässigen und das andere nicht.

Schöfer: Ich finde wichtig, daß Michael damit das Wort Kultur und kulturelle Ansprüche hereingebracht hat, was wir bisher noch ausgespart haben. Da kann man doch feststellen, daß 1969/70, als sich der Werkkreis auf den Weg gemacht hat, in der Gewerkschaft von Kulturarbeit und dem Anspruch, daß für die Arbeiterklasse kulturelle Tätigkeit auch wichtig ist, noch kaum etwas zu sehen war. Wir haben damals eine Vorreiterfunktion gehabt. Das war mit ein Grund für den Werkkreis, daß dieser Gedanke kultureller Selbständigkeit der Arbeitenden in Zusammenarbeit mit denen, die das professionell machen – mit Teamern sozusagen –, daß der neu war. Inzwischen aber sind die Gewerkschaften wesentlich weiter. Der DGB hat seine eigenen Vorstellungen präzisiert, parallel zu unseren Wünschen, und es gibt heute eine große Zahl von Gruppen, die sich ähnlich wie die Werkstätten des Werkkreises in verschiedenen Kulturbereichen betätigen. Das ist ein wichtiger Punkt der veränderten Voraussetzungen, die den Werkkreis ein wenig in ein Rand- und Schattendasein gebracht haben, weil seine Praxis nichts Neues mehr hat, sondern sehr breit auch von andern Gruppen angewandt wird. Das ist ein Grund dafür, daß wir schon vor ein paar Jahren im Werkkreis überlegt haben, ob es denn nicht nötig ist, wenn der Werkkreis als Organisation sich nicht mehr richtig tragen kann, daß wir dann die Werkstätten in die DGB-Kreise einbringen und damit auf die eigenständigen Werkstätten, die wir anfangs brauchten, verzichten wollen. Das ist zwar riskant, man kann sich auch daran erinnern, daß 1968 die Gruppe 61 ihre einmal wichtige Funktion überlebt hatte. Damals hingen die Mitglieder der Gruppe 61 auch sehr stark an ihrer Autorenvereinigung, sie haben den Werkkreis als Herausforderung verstanden und sich aufgerafft und gesagt, wir sind trotzdem noch da. Sie haben noch ein Jahr weitergemacht und sind dann als Gruppe eingeschlafen, weil ihre Arbeitsweise historisch inaktuell geworden war. Die Frage stellen wir uns jetzt auch: Wird der Werkkreis nicht durch eine Sentimentalität vieler seiner Mitarbeiter am Leben gehalten und brauchen sie und wir alle nicht wirklich eine andere Organisationsform?

Hitzer: Manches, was in den Thesen kritisch gedacht ist, geht von Gegensätzen aus, die keine sind. Wenn der Werkkreis persönliche Bedürfnisse befriedigte – Anerkennung, Kritik und Resonanz –, so kam es doch offenbar gerade dadurch auch zu weitergehenden sozialen und politischen Erkenntnissen. Einerseits wird zurecht bemängelt, daß zu wenig Arbeiter und Angestellte, zu wenig Berufsschriftsteller andererseits zum Werkkreis gekommen seien. Tatsache ist doch aber auch, daß die herrschende Meinung noch in den 60er Jahren, es gäbe keine Arbeiterklasse, auch durch die Beiträge und die Existenz des Werkkreises

erschüttert wurde. Das bleibt ein wichtiger Ansatz, gerade jetzt, wo wir vor heftigen Klassenkämpfen stehen und marxistisches Gedankengut nicht mehr schick ist und so erlesen und teils unverbindlich, oft unverständlich, verbreitet wird wie damals...

Schöfer: Der Werkkreis hat es vor allem literarisch bewiesen, daß es eine Arbeiterklasse gibt.

Hitzer: In der Tat: Durch Reportagen, Erzählungen, Gedichte, Rollenspiele, Romane, Stücke – das ist ein ganz wichtiger Schritt in unserer neueren Kulturgeschichte. Das falsche Bewußtsein von der angeblich verschwundenen Arbeiterklasse war doch während der Konjunktur selbst unter Arbeitern angekommen. Und nun steht die Arbeiterklasse in der Krise mit dem Rücken zur Wand. Wie geht es weiter? Liegt da nicht die Kernfrage jeder Politik und Kultur? Ich will jetzt nicht von dem modischen Intellektualismus reden, der sich vor zehn Jahren – wie bei H. C. Buch – mao-marxianisch kostümierte. Wichtiger sind die Intellektuellen gewesen, die sich mit der Arbeiterklasse solidarisierten, die etwas unternahmen wie Erasmus Schöfer, der die Bewegung Werkkreis Literatur der Arbeitswelt mit auf den Weg brachte. Wie kann es also anders weitergehen, als an der Grundfrage neu anzuknüpfen? Wie kann die Mehrheit der Bevölkerung – das ist die Klasse der abhängig Arbeitenden – ihre Zukunft gestalten? Ihre Träume und Vorstellungen verwirklichen? In Betrieben und Familien, im Freundeskreis. Wie können sie ihre Freizeit ausfüllen? Was tun sie tatsächlich? Finden sie da die Anregungen und Kraft zur Veränderung der Wirklichkeit? Liegt da nicht der Schlüssel oder die Grundidee, die auch den Werkkreis hervorgebracht hat und die nun, gleich in welcher Form, zu neuen Praktiken herausfordert – wie übrigens alle, die an dieser Idee mitwirken: der Notwendigkeit der Selbstbehauptung der meisten Menschen, die noch nicht wissen, welche Kraft sie vereint haben, welches gemeinsame Ziel sie anstreben müssen, wenn sie das bestehen wollen, was vor uns liegt?

Grundmann: Ich weiß nicht, ob die Kollegen ein Ziel haben. Wie ich den Eindruck habe, so planen und denken die meisten nur von einem zum anderen Urlaub. Von einem Urlaub – so ist es mir auch ergangen – peile ich schon den nächsten an, wie teilt man sich den Urlaub ein und was holt man noch so raus für die Freizeit. Ich persönlich habe zum Schluß wirklich nur ums Überleben gekämpft, aber was heißt überleben: ich meine innerlich, als kreativer Mensch. Der Werkkreis war in diesem Zusammenhang ein Halt. Und wenn er nicht gewesen wäre, so wäre das schlecht gewesen, ich wäre noch isolierter dagestanden. Auch jetzt ist er für mich noch irgendwie ein Fixpunkt, eine Kontaktstelle, wo man sich trifft, diskutiert, wichtig vor allem jetzt, da ich nicht mehr im Betrieb bin, wo ich die Meinungen der anderen höre, sei es zu Raketen oder den Ursachen der Arbeitslosigkeit usw.

Schöfer: Liest du regelmäßig unseren Rundbrief?

Grundmann: Ich nehme an der ganzen Werkkreisarbeit teil, deshalb lese ich den Rundbrief stets von A bis Z. Ich finde ihn gut, auch wenn es viel Kritisches gibt. Daß da noch Leute sind und sich Mühe geben, daß da noch was lebt und nicht völlig untergeht, finde ich sehr wichtig. Da wäre mir die Gewerkschaft zu wenig, die trifft sich meist nur zu Routinesachen, wenn es um Lohnerhöhungen geht und so weiter, nun gut, das betrifft mich jetzt auch nicht mehr, wobei ich schon sehe, daß mit der 35-Stunden-Woche ein neuer, entscheidender Aspekt dazukommt.

Ich würde die Auflösung des Werkkreises als Verlust ansehen. Damit hab ich über die Perspektive nichts gesagt, oder? In der momentanen Zeit, wo man tatsächlich keine Ziele hat, da ist es so, daß man sich grade über Wasser hält, irgendwo festgekrallt hat. Ich bin zwar nicht für militärische Vergleiche, aber ich denke, es ist so, als hätte man sich am Niemandsland festgekrallt – kein Schritt mehr zurück und abwarten, was sich weiter tut. Einen speziellen Vorschlag zu einem Ausweg hab ich jetzt auch nicht.

Hitzer: Hättest du einen Wunsch?

Grundmann: Natürlich. Zunächst den, daß es irgendwie weitergeht. Im Werkkreis müßte das nicht unbedingt mit den dauernden Publikationen sein, es würden vielleicht auch weniger genügen.

Tonfeld: Was mir sehr wichtig ist, wir haben diesen Programmpunkt: Kampf für Humanisierung der Arbeitswelt. Das ist nur noch Verteidigung. Wir gehen schon gar nicht mehr so weit zu sagen, wir müssen unsere Lage verbessern. Freilich brauchen wir die 35-Stunden-Woche; was jedoch mit der Rationalisierung und Automation auf uns zukommt, bedeutet einen Kreativitätsverlust; du hast mal einen Beruf gelernt und warst hochqualifizierter Facharbeiter und plötzlich drückst du nur noch Knöpfchen. Du hast aber von der ganzen Elektronik, die die Maschine steuert, überhaupt keinerlei Ahnung, und du mußt acht Stunden nur noch konzentriert sein. Das ist wie am Fließband sitzen und Glühbirnen einsetzen, um zu sehen, ob sie auch alle brennen. Da müssen wir uns hinbewegen, was wir bei der IG Druck und Papier machen, wo wir um jeden Arbeitsplatz kämpfen und um jede Abteilung. In Bayern und speziell in München haben wir eine Art Personalunion von DGB-Kulturarbeit und Werkkreis, da haben wir das erreicht, was wir anstreben.

Hitzer: Siegfried hat es sehr persönlich begründet, brauchst du den Werkkreis?

Tonfeld: Ja freilich. Gäb es ihn nicht, würden wir uns bestimmt um eine ähnliche Organisation bemühen.

Hitzer: Und zu den 7 Thesen? Was soll geschehen? Wer muß was tun?

Grundmann: Krisen haben es so an sich, auch im persönlichen Leben, daß man oft nicht weiß, was dabei herauskommt. Drum kann man auch nicht so sagen, wie wir da aus der Krise herauskommen. Das versucht man natürlich schon, da ist aber immer etwas Ungewisses dabei. Das kann zum Guten und zum Schlechten führen. Vielleicht müßten wir versuchen, die Krise zum Guten zu wenden.

Konjetzky: Wenn der Werkkreis diese Bedeutung für euch hat, als ein Forum der Bestärkung, des Rückhalts, der Solidarität, dann finde ich das in Ordnung, kann ich als Außenstehender sagen, o. k. Wo dies so ist, erfüllt er eine Aufgabe. Aber daraus kann ich keine Perspektive und kein Konzept ableiten, über die persönlichen Wirkungen und Bedeutungen hinaus. Die Frage bleibt dann doch bestehen, bedeutet er etwas für die Entwicklung der Literatur, der Kultur insgesamt. Ich kann heute, 1984, weniger als vor zehn Jahren sagen, was das für mich bedeutet, wo ich gefordert sein könnte. Ich kann die Arbeiterbewegung politisch unterstützen, mit meinen Möglichkeiten, aber ich kann mich nicht in die Entwicklung der Literatur, der Schreibmöglichkeiten, der Artikulationsmöglichkeiten der Betroffenen einreihen. Ich weiß nicht, was da von mir verlangt werden könnte, ob das im Interesse der Arbeit des Werkkreises sein könnte. Ich bezweifle das.

Grundmann: Sofern einer einen politischen Standort hat, geht das schon darüber

hinaus, ich meine über das Persönliche, die persönliche Haltung. Sonst könnte man ja, wie gesagt, ins Kaffeekränzchen gehen.

Dadurch ist der Werkkreis auch da, daß er diesen politischen Standort hat; ich will das nicht näher beschreiben, jedenfalls irgendwie links und gewerkschaftsnah. Damit hat er eine Funktion, die über das Persönliche hinausgeht, das wird in den Auseinandersetzungen mit der Politik der Gegenwart deutlich, für die Mitglieder; das wirkt sich dann wieder aus auf die Umgebung desjenigen, der diesen Standpunkt draußen im Betrieb vertritt oder daheim in der Familie. Das ist also mehr als ein Korsett für Leute, die Texte schreiben und lesen.

Schöfer: Es gibt ein einfaches Beispiel, wo Autoren wie Klaus Konjetzky natürlich eine tolle Arbeit für den Werkkreis machen könnten: etwa bei der Herausgabe einzelner Bücher. Da ist es immer wieder das große Problem, Kolleginnen oder Kollegen zu finden, die genügend Erfahrung haben, um so einen Band fertigzustellen, Herausgeberarbeit zu leisten. Das ist immer wieder eine Solidaritätsabgabe, besonders für einen freiberuflichen Autor, und zwar einen mit Verständnis des Werkkreises, nicht aus einem bürgerlichen Literaturverständnis heraus. Daran hat es uns immer gefehlt, es sind immer wieder dieselben, die das tun. Alle denken, das sei einfach, und merken im Lauf der Arbeit, wie ungeheuer schwierig das ist, wie nötig sie die Fachkenntnis aus dem Literaturbereich brauchen.

Hitzer: Wie soll heute die Orientierung des Werkkreises aussehen? Unter Gewerkschaftern geht die Parole um: wir stehen mit dem Rücken zur Wand. Leonhard Mahlein zitierte während der Feier, die der Hauptvorstand der IG Druck und Papier zu seinem Abschied veranstaltet hatte, einen Kollegen: Wenn man mit dem Rücken zur Wand steht, kann man nur noch vorwärts gehen – diesen Weg sollten wir uns nicht vom Gegner vorschreiben lassen.

Schöfer: Die Selbstbehauptung der Leute, die im Werkkreis schreiben, wird nicht dadurch vollzogen, daß Bücher veröffentlicht werden, sondern die Bücher müssen eine Funktion haben. Wenn sie ins Leere veröffentlicht werden, dann ist das kein Ausdruck von Selbstbehauptung. Wenn wir feststellen, daß es so viele Werkkreis-Bücher gibt, daß sie sich gegenseitig Konkurrenz machen, auch wenn sie zu unterschiedlichen Themen verfaßt sind, aber der Reiz so weit weg ist, daß selbst die Kollegen im Werkkreis nicht mehr alles lesen, was aus dem Werkkreis produziert wird, dann scheint das schon ein Zeichen dafür, daß auf diesem Weg die Selbstbehauptung nicht mehr funktioniert. Dann nur noch auf diese ganz persönliche Weise: ich schreibe, und zwei, drei Kollegen von mir lesen das oder hören sich das an.

Tonfeld: Auf der anderen Seite haben wir uns selber eine Marktabhängigkeit geschaffen, obwohl wir das nie wollten. Wir sind ja eine Zeitlang den Büchern hinterhergerannt. Es wurde nichts anderes mehr gemacht, als auf die Bücher hingeschrieben, mit Ach und Krach herausgegeben. Darunter hat natürlich alles gelitten, vor allen Dingen auch die Öffentlichkeitsarbeit. Dabei haben wir viele Felder aufgegeben. Wieviel Werkstätten-Lesungen gibt es denn nicht mehr an Gewerkschaftsschulen? Aber nicht deshalb, weil es keine Möglichkeiten gäbe. Es sind auch viel weniger Schulungen. Früher haben wir in München 18 Jugendschulungen im Jahr gehabt – jetzt sind es nur noch 6. Es liegt einfach daran, wenn sich niemand in der Werkstatt darum bemüht und hingeht, dann gerät das irgendwie in Vergessenheit.

Konjetzky: Und warum geht niemand hin?

Schöfer: Das ist offenbar diese Müdigkeit, der fehlende Elan.

Tonfeld: Nein, das glaub ich nicht, da ist viel mehr auf die Bücher geschickt worden, statt einfach mit der Literatur umzugehen, und ich denke, daß wir diese direkten Wege noch viel weiter ausbauen könnten.

Schöfer: Warum geht keiner hin zu den Gewerkschaftskollegen und sagt, wir wollen Lesungen machen? Es gibt doch genug gute Texte, in jedem Werkkreisband, daß man daraus lesen könnte, zu welchem Thema auch immer, so viele Bände haben wir. Warum haben aber die Kollegen – ich erlebe es in Köln – einfach nicht mehr den Elan, Lesungen zu organisieren? In der Friedensbewegung? Bei den Frauen? Bei den Gewerkschaften? Früher hat man so viele Anlässe dazu genutzt.

Tonfeld: Wir haben in München so ein Dutzend im Jahr und das haben wir die ganzen Jahre durchgezogen.

Schöfer: Das ist aber nicht typisch für den Werkkreis, eher das Gegenteil.

Tonfeld: Wir sind in München auch eine etwas untypische Werkstatt, weil wir bis vor kurzem eine Werkstatt von reinen Arbeitern und Angestellten gewesen sind. Und wirklich alle haben geschrieben, meist Texte aus ihrer Betroffenheit heraus. Und im Werkkreis war doch ein Trend da, auch über andere Dinge zu schreiben, die nicht selbst erlebt waren, die waren halt etwas ausgeblutet, es fehlte die Lebendigkeit.

Schöfer: Organisatorisch klappt es dort, wo Werkkreis-Mitglieder zugleich in der DGB-Bildungsarbeit tätig sind, als Referenten oder als Teamer, und auch von dort bezahlt werden, die für ihre Gewerkschaftsarbeit ein Interesse am Schreiben oder am Geschriebenen haben. Die kriegen das zusammen. In Nürnberg klappt es, bei euch klappt es, in Marburg – aber sonst? Vieles spricht eigentlich für die Anbindung der Werkstätten an die DGB-Kulturarbeit.

Tonfeld: Ich glaube aber wirklich, daß das Ausschlaggebende der Fetisch Fischer-Taschenbuchreihe war.

Schöfer: Das wird sowieso bald mehr oder weniger zu Ende sein, die drücken die Auflage von Band zu Band immer weiter runter, es verkauft sich auch immer weniger.

Hitzer: Um noch einmal auf die Thesen zurückzukommen: Darin wird ja festgestellt, daß auch der Werkkreis als Organisation wirkte, die dafür sorgte, daß bestimmte Bücher zum Publikum kommen. An sein Lesepublikum kommt der Werkkreis ja nur dann, wenn er die Vertriebswege dorthin hat. Aber er hat sie nicht, oder nur zum Teil. Genausowenig wie die fortschrittlich denkenden Autorinnen und Autoren.

Tonfeld: Die hatte der Werkkreis – durch seine Lesungen. Man konnte sagen, zur besten Zeit gab es im ganzen Land umgerechnet jeden Tag eine Lesung des Werkkreises. Wir haben von den Erstauflagen – das waren zunächst 20 000, später 15 000 – fast ein Drittel bei Lesungen und Büchertischen verkauft. Das letzte Mal haben wir im DGB-Jugendschulungsheim Gmund gelesen, da waren acht Leute da und die haben 12 Bücher gekauft. Das sind die kleinen Schritte, und lassen wir da nach, dann gibt es einen Einbruch.

Hitzer: Was soll also der Werkkreis jetzt tun?

Schöfer: Ich bin ganz unsicher, weil ich einerseits den Werkkreis gerade in dieser

Situation, in der jede linke Organisation gebraucht wird, festhalten möchte. Die Kollegen, die da mitarbeiten, stellen ein Element fortschrittlicher Selbstbehauptung. Ich finde wichtig, daß wir das nicht aus den Augen verlieren, auch wenn die Qualität dieser Selbstbehauptung ziemlich subjektiv und kaum gesellschaftlich definiert ist. Wenn wir es am Anspruch des Werkkreises messen, können wir nur sagen: Es hat sich das nicht verwirklicht – aus einer Reihe von Gründen –, was wir gewollt haben. Zu den Gründen gehört auch, daß der Werkkreis immer aus eigener Kraft hat arbeiten müssen und dabei seinen Einzugsbereich nicht wesentlich vergrößern konnte.

Hitzer: Trifft auch das den Werkkreis, was Kohl die Wende nennt?

Schöfer: Die Wende – allerdings gegen die Kohl-Richtung – für den Werkkreis wäre: mit den Autoren und Mitgliedern, die eine starke Motivation zum Schreiben haben und ihr Schreiben, aus eigenem Antrieb, qualifizieren wollen, mit denen intensiver als bisher zu arbeiten. Ihnen also zu ermöglichen, besser zu schreiben, nämlich im Interesse der Ziele des Werkkreises. Das würde bedeuten – so wie Horst Hensel vor zwei Jahren vorgeschlagen hat –, daß man auf die Kollegen verzichtet, die dort nur hinkommen, weil die Werkstatt ein warmes Plätzchen bietet, wo man freundlich miteinander reden kann, die jedoch eine Belastung sind für die, die schreiben und sich qualifizieren wollen. Unter Umständen sind sie aber gerade diejenigen, die Lesungen organisierten und insofern auch nötig waren. Klappt aber das nicht mehr, sind sie wirklich überflüssig.

Tonfeld: Wir haben ja auch, weil das nicht beherzigt wurde, viele gute Leute verloren, die nichts mehr zu einem Band einschicken, die lieber mit anderen Verlagen arbeiten.

Konjetzky: In alldem vermag ich im Moment noch keine spezifische und spezielle Werkkreis-Problematik zu sehen. Wenn es stimmt, daß sich der Werkkreis in einem Abwind befindet, wo er vor zehn Jahren in einem Aufwind war, dann spiegeln sich darin gesellschaftliche Entwicklungen wider, die keine Spezialität des Werkkreises sind. Daher kann ich auch nicht mit dem Handwerkskasten klappern und sagen: da müßte man was machen und dort. Ich wüßte nicht, was organisatorisch notwendig wäre, damit der Werkkreis wieder lebendiger wird.

Die Zustände, mit denen wir es zu tun haben, sind neu zu analysieren, die veränderte Medien- und Verlagslandschaft – das betrifft die Literatur insgesamt – müßte schärfer und deutlicher im Zusammenhang mit den politischen Aufgaben gesehen werden. Die Entwicklung des Werkkreises ist für mich ein Indiz für einen gesamtgesellschaftlichen Prozeß. Und innerhalb dieses Prozesses steht die Frage nach der Entwicklung einer fortschrittlichen Literatur. Die Frage nach unserer Kultur.

Schöfer: Die Artisten unter der Kranbahn – ratlos. Am Anfang dieses Gesprächs sagten wir schon: Appelle haben wir genug an uns gerichtet, plausible Rezepte sind vorhanden, aber der Patient ist zu schwach, die Pillen zu schlucken und siecht vor sich hin. Durch Analyse der Kultursituation kommst du genau so wenig zu einer fortschrittlichen Literatur, wie durch bloße Analyse der gesellschaftlichen Situation zu einer revolutionären Arbeiterklasse.

Hitzer: Wir haben sehr wenig über das Interesse der Menschen gesprochen, die im Produktionsprozeß stehen. Was wollen sie lesen? Wollen sie überhaupt lesen? War da nicht manches auch zu eng in der Thematik? Oder wie reagiert die

fortschrittliche Literatur, im Werkkreis und anderswo, auf den Umstand, daß es einerseits Menschen gibt, die noch Arbeit haben und das bis zur täglichen Erschöpfung, während andere arbeitslos und damit überflüssig geworden sind? Was fesselt diese Leute? Noch konkreter: die Gewerkschaft fordert die 35-Stunden-Woche, ich kenne aber in der Druckindustrie Menschen, für die 14 Stunden tägliche Arbeit wenig sind. Müssen wir nicht nach der Literatur der Arbeitswelt in einem ganz neuen Zusammenhang fragen?

Tonfeld: Das haben wir schon so eingeschätzt, oder wir haben es versucht und deshalb Bücher gemacht wie etwa Kriminalgeschichten und Liebesgeschichten. Wir gingen davon aus, daß die meisten, wenn sie etwas zum Lesen in die Hand nehmen, dann Heftchen lesen, das kann man auch unter der Arbeitszeit. Wir haben da versucht, die Arbeitswelt in Richtung Trivalliteratur zu gestalten, das lief übrigens fast parallel zu ähnlichen Anthologien der Autoren-Edition. Das hätte gut gehen können. Man hätte weitermachen müssen – und das mit wirklich qualifizierten Texten. Da ist auch ein Leserpotential vorhanden.

Grundmann: Auf deine Frage, was die Leute bewegt, so aus meiner Erfahrung: Zunächst, das denkt jeder, gibt es einen Krieg oder gibt es keinen? Das betrifft alle. Und wozu arbeiten wir? Mich hat die Frage unheimlich aufgeregt, daß ich arbeiten muß, während andere weitere Atombomben bauen und Raketen aufstellen. Überhaupt wie das gelaufen ist, wie plötzlich ein Krieg ins Gespräch gebracht wird, obwohl doch kein Mensch ein Interesse daran haben kann. Da kommt man sich dermaßen ohnmächtig und ausgeliefert vor, daß man schier verzweifeln könnte. Ich will nicht sagen, daß jeder so denkt wie ich, aber alle machen sich darüber Gedanken. Wie man dagegen anschreiben und was man überhaupt machen kann, das weiß ich im Moment auch nicht. Ich weiß aber, das ist das aktuelle Thema, das alle bewegt, auch wenn sie es nicht aussprechen. Die einen stecken halt den Kopf in den Sand, denken nur an Urlaub, andere denken vielleicht, ob sie nicht nach Australien auswandern sollen, da ist auch die existentielle Frage. Wir arbeiten, die können uns auslöschen, wenn sie wollen. Wer ist denn das? Die dahinter? Diese Anonymität, die nicht gelüftet wird? Wer arbeitet denn an diesen Sachen? Und wie läuft das? Wir rennen in die Arbeit und sitzen abends vorm Fernseher, das ist ein so krasser Widerspruch, den man noch nicht erfassen kann, wogegen wir noch nicht ankommen. Das wäre an sich ein Thema. Wieso soll es keinen Frieden geben? Das ist doch ungeheuerlich.

Tonfeld: Der Werkkreis hat doch damit angefangen, gegen die Ohnmacht aufzubegehren, gegen die Haltung, man könne nichts tun. Im Gegenteil, da wo wir wissen, man kann etwas verändern, wirklich versuchen, Mut zu machen.

Grundmann: Ja – Mut machen. Das müssen wir heute mehr denn je: Nicht nachlassen und Mut machen!

Auf der 11. Delegiertenversammlung im Juni 1983 wurde in Duisburg vordringlich die Frage diskutiert, wo der *Werkkreis* seinen Platz nach der reaktionären Wende, die insbesondere auch vor dem demokratischen Literaturbereich nicht haltmachen wird, hat und halten soll.

Erschreckt hatte die Mitglieder, daß der *Werkkreis* im Verfassungsschutzbericht des Herrn Zimmermann (1982) – das erste Mal übrigens – erwähnt war. So hieß es, daß einzelne Mitglieder die Kulturarbeit der DKP unterstützen würden. Ist der *Werkkreis* ein Sicherheitsrisiko, kann man seine Mitglieder noch zu Lesungen an Schulen, in Jugendzentren einladen?

Sicher, der *Werkkreis* hat nie ein Versteckspiel geführt. Angriffe von der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und selbst einem Großkonzern konnten im Schutze der Öffentlichkeit zurückgewiesen werden. Eine harte Gangart gegen den demokratischen Kulturbetrieb macht sich aber breit und somit sind auch unsere Arbeitsmöglichkeiten zumindest erschwert worden.

Verschiedene Einzelgewerkschaften und selbst der DGB haben durch die Friedensdiskussionen – und in Opposition zur Wende – neue Orientierungen gefunden. Für manche Gewerkschafter ist es zur Selbstverständlichkeit geworden, auch die Systemfrage zu stellen. Macht das auch den *Werkkreis* wieder bündnisfähiger? Wir haben unsere Situation analysiert und festgestellt, daß wir in vielen Bereichen, in denen wir in vorangegangenen Jahren unseren Platz hatten, laut- und kraftlos unser Terrain aufgegeben haben – durch kurzfristige Rückschläge haben wir uns lang andauernd in Vergessenheit gebracht.

Diese Gebiete gilt es wieder zurückzuerobern. Es sind: Mitwirkung bei Seminaren und Kaderschulungen der Gewerkschaften, ständige Präsenz bei Gewerkschaftstagen, Ortskartellsitzungen mit Lesungen und Büchertischen.

Ein Antrag wurde auf der Delegiertenversammlung beraten und empfohlen. Darin heißt es, daß der *Werkkreis* in gemeinsamen Aktionen mit den gewerkschaftlichen Kräften, innerhalb der sozialen Bewegung (und hier insbesondere im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit) und in den Friedensinitiativen mitarbeiten soll. Und diese Empfehlung richtet sich an die Mitglieder, die vor Ort arbeiten.

Wir wußten, daß auch dieser Antrag eine Gefahr in sich birgt: daß aktive *Werkkreis*-Mitglieder von diesen Bewegungen „geschluckt“ und aufgesogen werden; *Werkkreis*-Kollegen können zwar ihre Texte, nicht aber ihre Arbeitskraft vervielfältigen.

In einem Referat warnte ich auch davor, daß wir uns als eine Unterabteilung der Gewerkschaften zu verstehen haben. Wir sind doch ein Beweis dafür, hieß es im Referat, wie man seine Freizeit sinnvoll nutzen kann: mit kultureller, politischer Arbeit für die Kollegen in den Betrieben. „Machen wir mit unserm Beispiel deutlich, daß es sich lohnt, für weniger Arbeitszeit, für mehr selbstbestimmte Zeit an der Seite der Gewerkschaften und anderer demokratischer Organisationen zu kämpfen!“

Die Gefahren des Aufsaugens und des Kräfteverschleißes sind auch im *Werkkreis* groß. Unsere Organisation wird von manchen Schreibern und Kollegen als Sprungbrett für eigenständige literarische Arbeiten gesehen, als kultureller

Zum Erscheinen der „Geschichte der Literatur der BRD“, Berlin 1983.

Durchlauferhitzer mit Erfolgsgarantie (sprich hohe Auflagen). 300 Mitglieder arbeiten in 16 funktionierenden Literatur- und sechs Grafikwerkstätten. Ein Aderlaß erfolgte dadurch, daß sich ehemals große Werkstätten wie Westberlin und Hamburg „überlebten“ und andere Werkstätten müde und wirkungslos blieben. Daß es dennoch zu *Werkstatt*-Neugründungen und zu Neuaufnahmen kam, ist besonders aktiven Einzelmitgliedern zu verdanken.

In den der Delegiertenversammlung nachfolgenden Zusammenkünften beschrieben die *Werkkreis*-Mitglieder auch ihren Standort: Vordringliche Arbeit an aktuellen Themen wie *Arbeitslosigkeit*, *neue Technologien*, *Friedensarbeit in Betrieben*, *Arbeitszeitverkürzung*...

Diese Themen bestimmen die nächsten *Werkkreis*-Bände. So konnten für den *Arbeitslosenband* wichtige Texte aus Kämpfen gegen Betriebsstillegungen gewonnen werden – also kein Jammerband von Einzelschicksalen.

So wurde ein bereits beschlossener Band, der die Gefahren der Neuen Techniken behandeln sollte, sinnvoll erweitert: wer aussagt, welche Arbeitsplätze durch Computer vernichtet werden, der muß auch sagen, wie man sinnvoll dagegen angehen kann. Darum haben wir den Band thematisch um die Kämpfe für die 35-Stunden-Woche erweitert und den Band *Tatort Arbeitsplatz* genannt.

Für einen projektierten Friedensband stehen vor allem die Texte von Betriebsarbeitern der Rüstungsbetriebe im Vordergrund und es sollen Alternativen zur Rüstungsproduktion entwickelt werden.

Eine Entwicklung, die unsere Bücher Ende der siebziger Jahre bestimmt hatte und von der wir nicht so leicht wegkamen, wurde korrigiert: daß wir einzelne Aspekte des Lebens, wie z. B. die Situation alter Menschen, die von Obdachlosen etc. isoliert behandeln. Das Besondere an unserer Arbeit ist die Kenntnis der Arbeitswelt. Diesen Bezug sollen alle unsere Bände halten.

Wir waren uns einig, daß über die Beschreibung von Abwehrkämpfen hinausgegangen werden muß. Schreiben, was Mut macht! Unser Ziel soll es sein, zu sagen, was wo und wie veränderbar ist. An praktischen Beispielen und realistischen Utopien.

Diese neue Offensive zeigt erste Produkte: so eine Reprint-Reihe, wo besonders gute und gefragte „alte“ *Werkkreis*-Bücher wieder aufgelegt werden („Der rote Großvater...“; „Schichtarbeit“; „Mit 15 hat man noch Träume...“). Ein eigener Stand auf der Buchmesse zeigt unsere Eigenständigkeit und ein neuer Presse-dienst, ab 1984 gestartet, will unsere Offensive in Presseberichten wiederfinden. Anknüpfend an die Aufbauzeiten der Organisation wird wieder breit für unsere Veröffentlichungen geworben – Schreibwettbewerbe und Schreibaufrufe werden ausgeschrieben.

Wenn auch die Auflagenzahl unserer Bücher zurückgeht, der *Werkkreis* ist noch lange nicht überlebt. Er hat sein Programm noch nicht verwirklicht und an dieser Aufgabe haben wir sicher noch lange zu tun. Sicher nicht als isolierte „exotische“ schreibende Arbeiter und Angestellte, sondern als Kollegen, die sich im linken demokratischen Spektrum nicht nur bewegen, sondern auch etwas bewegen.

Inmitten wechselnder Moden, Tendenzen und Orientierungen in unserer Literaturszene frappt zunächst der Mut, mit dem eine Gruppe von Wissenschaftlern in der DDR es unternimmt, diese höchst komplizierte und kontroverse Entwicklung von den Anfängen des Jahres 1945 bis an die Schwelle der achtziger Jahre jetzt schon in einer „Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland“ in den Griff zu bekommen und auf den Begriff zu bringen. Das Resultat dieses Unternehmens, hiezulande noch ohne Gegenstück, gibt selbst die Erklärung: Es geht nicht um eine kühle, distanzierte Betrachtung von außen. Das Autorenkollektiv unter Leitung von Hans Joachim Bernhard, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, will über die DDR hinaus gerade auch dem Leser in der Bundesrepublik Informationen und Orientierung anbieten, die unmittelbar auf die aktuellen Entscheidungen Bezug nehmen.

Wer mehr braucht als die lexikalische Darbietung von Personaldaten und Texten, wer aus der Geschichte lernen will, wird von diesem Angebot Gebrauch machen. Kommt es doch gerade in der zugespitzten Situation dieser achtziger Jahre für uns darauf an, Erfahrungen zu erschließen und nutzbar zu machen, um Erreichtes gegen den Druck der Hochrüstungspolitik und der Rechtswende zu verteidigen, nötige eigene Vorstöße auf eine gesicherte Tradition zu stützen, die mindestens soviel hergeben sollte, „daß nicht jede neue Generation alle Dummheiten der vorhergehenden wiederholen muß, sondern, wenn es denn sein muß, wenigstens ihre originalen Fehler machen kann“. (Kulturbrief '84 der DKP)

Das klingt weniger ernst, als es gemeint ist. Gemeint ist, daß wir für unsere Auseinandersetzung mit der *Ungeheuerlichkeit des Zeitalters* alle Kräfte freimachen müssen.

„Die Ungeheuerlichkeit des Zeitalters oder das Absurde, von dem heute mit Recht so viel die Rede ist, besteht darin, daß der Mensch unseres Jahrhunderts einerseits auf technischem und wissenschaftlichem Gebiet alle Voraussetzungen hat, um in einer neuen Menschenordnung ein für die Gesamtheit aller Menschen würdiges und lebenswertes Dasein zu führen, und daß andererseits der Mensch nicht imstande ist, die ihm in überreichem Maße zur Verfügung stehenden technischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Mittel im Gesamtinteresse der Menschheit zu verwenden.“ Als Johannes R. Becher das gegen Ende der vierziger Jahre schrieb, sprach er noch von denen, „die nicht unmittelbar von Arbeitslosigkeit, Hunger und Krieg bedroht sind“. Diese Einschränkung gilt heute nicht mehr. Umso mehr gilt Bechers Konsequenz: „... keine noch so langatmige und geistreiche Begründung kann den wahren Grund zudecken, den das Übel aller Übel zum Grund hat. Darum das Abgründige, weil wir den wahren Grund nicht wahrhaben wollen und wir eher geneigt sind, uns in Abgründe zu verlieren, als den wahren Grund zu erkennen, auf dem wir Halt und Sinn und festen Boden wieder gewinnen könnten. Darum die Verleumdungen und das Kriegsgeschrei wider alle diejenigen, die den wahren Grund wahrhaben wollen, und um so absurder und widerwärtiger werden Verleumdungen und Kriegsgeschrei, als in deren Urheber

die Absurdität selber auf das widerwärtigste personifiziert erscheint. Ohne die Voraussetzung, das Absurde gründlich bereinigt zu haben, kann es keine höhergesetzten Ziele geben, jeder geistige Höhenflug muß über kurz oder lang an der Ungeheuerlichkeit des Zeitalters scheitern, der Mensch selber in seiner menschlichen Existenz ist in Frage gestellt durch das Absurde, das in seinem alles beherrschenden Widersinn jeden Sinn des Menschlichseins und jeden Sinn der Menschheitsentwicklung zunichte macht.“ (Johannes R. Becher: Der Aufstand im Menschen, Berlin und Weimar 1983, S. 128–30)

Die Neuerscheinung an diese Sätze heranzurücken, heißt die Frage provozieren: Eine Literaturgeschichte also, die nicht nur nach ästhetischen Kriterien vorgeht, sondern Literatur auch politisch sieht und wertet? Ja. Und wer das als ungehörig für ein Werk mit wissenschaftlichem Anspruch abweisen will, mag erst einmal nachweisen, daß er nicht aus politischen Gründen ein „eigentliches“, ein „rein-ästhetisches“ Wesen von Literatur behauptet. In einer Zeit der verordneten „geistigen Wende“ ist es ja wohl nicht nur Böswilligkeit des Franz Xaver Kroetz, wenn in „Furcht und Hoffnung der BRD“ diese Szene vorkommt:

„Schreiben Sie von sich und Ihrer innersten Sehnsucht und Schwäche oder schreiben Sie von den daheim Gebliebenen, Heimgefahrenen, Gleichgültigen – (*schaut den Schriftsteller an, weich*) aber schreiben Sie nicht von den wenigen, die handeln – (*kleine Pause*) – das kann ich nicht senden.“

Auch das hat Tradition. „Unerbittlich“, so wußte es Egon Erwin Kisch, als er 1935 für das Zusammengehen der humanistischen Schriftsteller gegen Faschismus und Krieg plädierte, „unerbittlich und drakonisch sind die ästhetischen Gesetze gegen jene Schriftsteller, die zugleich Gesellschaftskritiker sind, genauer gesagt, Kritiker jener Klasse, die über diese Gesellschaft herrscht... Jedes Wort über die Lage der unterdrückten Klassen wird in der Literatur als Banalität gebrandmarkt... Weitere Verbrechen, die die Todesstrafe verdienen und in jenem unendlich langen Sündenregister genannt werden, sind ‚Tendenz‘, ‚fehlende Phantasie‘ und ‚Rationalismus‘. Der letztere besonders wird mit dem Adjektiv ‚leer‘ belegt.“ Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Kisch hat, und die Autoren der Literaturgeschichte folgen ihm darin unbedingt, im gleichen Atemzug gegen den schweren Fehler polemisiert, den ein Künstler, der der Gesellschaft dienen will, dadurch begehen würde, daß er den falschen Mut hätte, banal sein, auf die Phantasie verzichten, sich zu einem platten Rationalismus bekennen zu wollen. „Die doppelte Tätigkeit, die dem sozialbewußten Schriftsteller gestellt ist, die des Kampfes und die der Kunst, würde in ihrer Einheit aufgehoben, sie würde in beiden Teilen wirkungslos und wertlos werden, wenn er in seiner Kunst oder in seinem Kampf zurückwiche.“

In diesem doppelten Sinn von Parteinahme für eine Literatur, die nach vorn verändern will und sich dafür hohe ästhetische Qualität abverlangt, verstehe ich, was in der Einleitung zur „Geschichte der Literatur der BRD“ gesagt wird:

„Die geforderte Rücknahme eines in den sozialen und philosophisch-literarischen Auseinandersetzungen seit den ausgehenden sechziger Jahren entwickelten Funktionsverständnisses von Literatur richtet sich im Kern gegen die demokratische und sozialistische Literaturbewegung.“

Die Geschichte der Literatur der BRD bezeugt in Werken von ideellem und ästhetischem Rang die Kontinuität einer Kunst, die dem Humanismus verpflichtet

ist. Ihre Wirksamkeit im eigenen Land wird jedoch in hohem Maße eingeschränkt durch jene massenhaft verbreitete apologetische ‚Literatur‘, die der Vernebelung sozialer und gesellschaftlicher Widersprüche dient. Um so mehr bleiben die nach ihrem ästhetischen Selbstverständnis, ihrer poetischen und politischen Konzeption sehr unterschiedlichen Autoren humanistischer Literatur aufgefordert, sich den elementaren Interessen der Werktätigen zuzuwenden, Werke zu schaffen, die dem gesellschaftlichen Fortschritt und dem Frieden dienen.“ (S. 16)

Damit sind Maßstäbe und Ansprüche vorgegeben, die zunächst einen breiten Literaturbegriff erfordern und in der Konsequenz auch zu Grenzüberschreitungen führen, die bei der hiesigen zünftigen Wissenschaft und Kritik, von Ausnahmen abgesehen, als unzumutbar gelten.

Zum ersten ist positiv zu vermerken: Über Lyrik, belletristische Prosa und Drama hinaus, sind jeweils besondere Abschnitte der Kinder- und Jugendliteratur gewidmet; das Hörspiel wird in die Untersuchungen mit einbezogen; es gibt Hinweise zum Autorenfilm – wenn auch zu Achternbusch etwas verständnislose; Liedermacher sind so wenig vergessen wie Kabarettisten.

Und das Buch ist mit Liebe, Spürsinn und Aufwand ausgestattet. Der Leser lernt viele Autoren von Angesicht zu Angesicht kennen – durch Zeichner oftmals besser als durch Fotografen; er bekommt Einbände und Schutzumschläge zu sehen, dazu Handschriften (leider meist zur Unleserlichkeit verkleinert), Buchillustrationen, Filmszenen und Bühnenaufnahmen, schließlich eine Auswahl zeitgenössischer Grafik und Malerei – insgesamt eine Leistung, für die auch der *Volkseigene Verlag Volk und Wissen* Anerkennung verdient.

Was ich mit „Grenzüberschreitung“ meine, ist die wissenschaftliche Kenntnissnahme einer Massensliteratur, die, von den hiesigen Literaturpäpsten, da „unter dem Strich“, absichtsvoll übergangen, gerade so ihren Zweck erfüllt, als imperialistischer Kulturersatz Höchstprofite für die Großverlage zu erbringen und millionenfach Hirne und Herzen mit herrschender Ideologie zu verkleistern: Begriffe, Gefühle, Werte zu verbiegen, ja zu pervertieren; abzulenken von der Misere dieser Gesellschaft und den Verursachern; die Fixierung auf die von der Gewaltpolitik geforderten Feindbilder nach innen und außen zu besorgen. Das reicht bis dorthin, wo der Enthauptungsschlag gegen die „Inkarnation des Bösen“ schließlich mit der gleichen Haltung akzeptiert werden soll, wie es der Perry-Rhodan-Begleiter Gucky vorlebt, der „in gigantischen Vernichtungsschlachten, bei denen ganze Planeten zerstrahlt, verbrannt oder in den Hyperraum geschleudert werden, nie seinen goldigen Humor verliert“ (*konkret*, Nr. 29/1972). Das wurde inzwischen in weit über 150 Millionen Exemplaren als Heft-Reihe verkauft; hinzu kommen die Millionenaufgaben der Ableger in Gestalt von Taschenbüchern und Comics.

Arbeitsteilig mit dem unverhüllt Trivialen wird auch ambitionierter Verpacktes geliefert. Otto Zierer z. B. figurierte im *kürbiskern* als Macher beim Versuch der VS-Spaltung von 1972 – wer aber weiß, was hier von Klaus Ziermann festgehalten ist: daß dieser Propagandist für den „starken Mann“ 1977 bereits eine Gesamtauflage von 16,4 Millionen hatte. (S. 331) Oder daß der zum Warner vor dem „Gewerkschaftsstaat“ heruntergekommene Willi Heinrich bis 1978 für 15 Romane eine 14-Millionen-Gesamtauflage erreichte (S. 334). Als „der einflußreichste Repräsentant dieser reaktionären Richtung“ wird Heinz Günther, alias Konsalik, vorgestellt. (S. 141) Mit dem Übergang von der Entspannungspolitik zur Konfron-

tation avancierte er zum Bertelsmann-Spitzenautor, Weltauflage weit über 50 Millionen. Im zweiten Weltkrieg, für Kosalik damals schon Feld der Kriegspropaganda, mußten über 20 Millionen Sowjetbürger, unter ihnen 400 Schriftsteller, ihr Leben lassen. „So hat Kosalik inzwischen für jedes dieser Opfer zwei Exemplare seiner Bücher verkauft, die die Toten nochmals erschlagen. Das ist ein Beispiel für die kulturelle Ausprägung des Grundwiderspruchs unserer Epoche.“ (Kulturbrief '84 der DKP)

Daraus ergibt sich für mich: Das so geschaffene geistige Klima unseres Landes schlägt für die humanistischen Schriftsteller nicht weniger negativ zu Buche als die in der Krise noch forcierte Konzentration im Verlagswesen und die damit einhergehende „Verschlankung“ der Programme. Das Gewöhnen an eine Vorkriegsstimmung aufzufangen, dem Abtöten von Rationalität und Sensibilität zu begegnen, in unserem Volk das Bewußtsein seiner selbst und seine Erinnerung für die Zukunft zu stärken, erweist sich als Aufgabe für alle humanistischen Künstler, um das an die imperialistische Massensliteratur verlorene Terrain zurückzugewinnen.

*

Im Klappentext liest sich's einfach: „Prozeßanalyse und eine zum Monographischen neigende Darstellung bedeutender Autoren ergänzen sich.“ Dahinter verbirgt sich die wohl schwierigste konzeptionelle Entscheidung des gesamten Vorhabens: Soll sich das Ganze um die Einzeldarstellungen hervorragender Schriftstellerpersönlichkeiten dieser letzten 35 Jahre gruppieren oder ergibt sich die Grundstruktur der Darstellung aus der Periodisierung? Das Autorenkollektiv hat sich für den zweiten Weg und dabei für folgende Einteilung entschieden: *Die Nachkriegsjahre. 1945 bis 1949 / Restauration und Nonkonformismus. 1949 bis Anfang der sechziger Jahre / Politisierung und Resignation. Die sechziger und siebziger Jahre.* Das mag, auch wegen des Zusammenfallens mit dem Wechsel der Jahrzehnte, auf den ersten Blick schematisch erscheinen, wird indes aus den Fakten der literarischen Entwicklung selbst hergeleitet und diesen nicht etwa aufgesetzt. Es ist eben ein Signal für das Ende der zunächst für verschiedene Zukunftsentwürfe offenen Nachkriegszeit und für den Beginn der Restaurationsperiode, daß zeitgleich mit der wirtschaftlichen und politischen Spaltung Deutschlands hier im Westen eine derart alarmierende Häufung des Wiedererscheinens pronazistischer Autoren und Werke zu verzeichnen ist: Hans Baumann ab 1949, Werner Beumelburg ab 1949, Hans-Friedrich Blunck ab 1950, Hans Dominik ab 1949, Rudolf Herzog ab 1949, Kosalik ab 1949, Agnes Miegel ab 1949, Heinz Steguweit ab 1949, Heinrich Zerkaulen ab 1949 (S. 579). Und es ist ein ebenso scharfer Einschnitt, der den Abschied vom Nonkonformismus zugunsten eines politisierten Literaturverständnisses markiert, wenn mit Beginn der sechziger Jahre von einer ganzen Reihe Autoren die Negativ-Bilanz der bisherigen Nachkriegsentwicklung gezogen und eine Neubestimmung des literarischen Standorts vorgenommen wird; damit verbindet sich eine gesellschaftspolitische Positionsbestimmung, aus der dann nicht nur eine geschärfte Beobachtung der ausgehenden Adenauer-Ära, sondern die aktive Mitwirkung zu ihrer Beendigung resultiert. Ob der Übergang in die achtziger Jahre bereits einen weiteren Schnitt in der Periodisierung verlangt, ist offen – ja, falls sich die Rechtswende durchsetzt; nein, wenn restaurative Zwänge

und resignative Tendenzen aufgefangen werden im gemeinsamen Engagement für Frieden und Abrüstung, der Voraussetzung für den Fortgang auch der Literaturgeschichte.

Meine Sympathie für die Periodisierung als übergeordnetes Prinzip rührt daher, daß auf diese Weise die jeweils vorherrschenden Tendenzen, ihr Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung, auch vorhandene Gegenströmungen, schließlich die Bilanz von Zugewinn und Verlust im zeitgeschichtlichen Kontext deutlicher hervortreten. Zugleich wird die Gefahr vermieden, daß am Ende doch wieder wenige große Männer die Geschichte machen, hier die Literaturgeschichte. Was die bedeutendsten Autoren betrifft, so ist ihre Darstellung am wenigsten von der Schwierigkeit betroffen, daß sich Leben und Werk derart kurzen Zeitabschnitten nicht einpassen. So erscheinen monographische Abschnitte etwa zu Alfred Andersch, Heinrich Böll oder Martin Walser an mehreren Stellen. Dabei gewinnen diese Abschnitte davon, daß die Verfasser vordem bereits mit umfassenden wissenschaftlichen Untersuchungen ihrer Gegenstände hervorgetreten waren; ein paar Steh-Sätze – etwa gegen „modernistische Literaturkonzepte“ (S. 130) – sollten da noch auf den aktuellen Stand gebracht werden.

Problematischer empfinde ich die Zuordnung einiger Schriftsteller ausschließlich zu dem Zeitabschnitt, in dem das Autorenkollektiv den Schwerpunkt von Leistung bzw. Wirksamkeit sieht. Eben das fällt nicht immer zusammen. So erfährt man von der einzigartigen Position Gerd Semmers als politischer Lyriker in den fünfziger Jahren erst zu dem Zeitpunkt, da er endlich in den sechziger Jahren Mitstreiter gefunden hatte (S. 434). Ähnliches gilt für Therese Angeloff mit ihrer antimilitaristischen und antimonopolistischen Kabarettarbeit bei den „Kleinen Fischen“, ebenfalls in den fünfziger Jahren (S. 349). Auch Wolfgang Bächlers Wutausbruch gegen die Remilitarisierung von 1951 fügt sich kaum ins Bild bloßer Lehmann- und Benn-Nachfolge (S. 477).

Ich wähle bewußt Beispiele, bei denen – und das Buch beweist es gerade in den Lyrik-Abschnitten von Klaus Schumann – oft nur wenige originale Textzeilen sehr viel über einen Autor und sein Werk aussagen können. Weit schwerer ist das bei Erzählungen, Romanen und Dramen zu leisten, und je knapper die Inhaltsangaben, vor allem außerhalb der monographischen Abschnitte, werden, desto schwieriger ist daraus eine Vorstellung von dem betreffenden Werk zu gewinnen. Soweit ich die Texte mit meiner Erinnerung an die Bücher vergleichen konnte, mag das, was da steht, fast in allen Fällen richtig sein, aber das Spezifische spüren zu lassen, scheint mir noch nicht durchwegs geglückt. In der „Zerreißprobe“ etwa bleibt Gisela Elsner gerade nicht beim „Identitätsverlust“ (S. 573) stehen, sondern zeigt den Gewinn an Kraft, um auch unter dem Druck der Überwachung den Forderungen des Alltags und der politischen Arbeit gerecht zu werden.

Eine solche Anmerkung mag kleinlich erscheinen angesichts der besonderen Leistung, sich nach den Anfangsjahren, wo das Wesentliche bereits durch eine Vielzahl wissenschaftlicher Untersuchungen gesichert ist, den Entwicklungen und Problemen zu stellen, die im eigentlichen Sinn noch gar nicht Geschichte sind. Vor allem Ursula Reinhold, Akademie der Wissenschaften der DDR, tut das für die jüngste Periode unserer Literatur, die sich obendrein durch die schnellsten Veränderungen im Positiven wie im Negativen auszeichnet – eben durch „Politi-

sierung und Resignation“. Das wird von den Autoren keinesfalls als zeitliches Nacheinander von den sechziger zu den siebziger Jahren verstanden. Schließlich sind diese zwanzig Jahre insgesamt die Periode, die bei aller Widersprüchlichkeit doch erstmals in der BRD die Entdeckung der Arbeitswelt leistet, die Herausbildung einer demokratischen und sozialistischen Literaturströmung erbringt, zum Zusammenschluß der Schriftsteller im VS und zum Beitritt zur IG Druck und Papier führt, wesentliche Voraussetzungen für das Friedensengagement in den beginnenden achtziger Jahren schafft. Diese Zusammenhänge bis an die Schwelle der Gegenwart wissenschaftlich zu erfassen und darzustellen, das macht – künftige Präzisierungen und Korrekturen bis zum Streichen literarischer Eintagsfliegen durchaus vorausgesetzt – diesen Teil des Buches in besonderer Weise anregend.

**

Daß das Autorenkollektiv und sein Leiter diese Arbeit nicht als abgeschlossen ansehen, hat das III. Rostocker Colloquium „Literatur der BRD“ Anfang Dezember 1983, an dem ich teilnehmen konnte, bereits unterstrichen. Es hat die ursprüngliche Absicht, sich als erste Kritikrunde des Buchs zu verstehen, auf wenige grundsätzliche Überlegungen, vorwiegend zum Charakter des Zeitabschnitts 1960 bis 1980, reduziert und sich in der Hauptsache bereits den neuen, „höchst diffizilen Vorgängen“ – so Hans Joachim Bernhard – zugewandt, in denen westdeutsche Schriftsteller auf die mit der Raketenstationierung drohende Veränderung der Lage reagieren.

Aus mehreren Gründen könnte dabei Belletristik zur „Literatur im Schatten“ werden – als die Gattung, die materiell und geistig am härtesten von der Wende nach rechts betroffen ist und die – mit Ausnahme von Lyrik – bisher auch noch wenig dem wachsenden Lesebedürfnis in der Friedensbewegung entgegenkommt. Dieses richtet sich zunächst auf das aktuelle Sachbuch, das den neuen politischen Standort reflektiert und dem Leser hilft, seine Position gegen den zunehmend massiven Druck der Medien-Manipulation offensiv zu vertreten.

So stehen die Schriftsteller für die kommenden Jahre (der Friedens- und Konfliktforscher Weizsäcker spricht von zwei Jahrzehnten) vor dem Problem, auf die objektive Polarisierung zu antworten, in die anstehende Entscheidung fürs Überleben und Überlebtwerden einzugreifen. Wird unsere Literatur beitragen zum Finden des Auswegs, zum Weiterbestehen der Gattung Mensch – oder versagt sie vor dieser Aufgabe? In seiner Bilanz der Entwicklung unserer demokratischen und sozialistischen Literaturströmung fand Hans Joachim Bernhard beides: wenig Zugewinn, einiges Verkümmern und Verkommen auf der Negativseite, aber als Positivum auch die Chance, daß gegen die nun drohende Wende zum Äußersten die Überlebenskräfte stärker werden und enger zusammenrücken im Verständnis des Friedens als des innersten Kerns für alle, die Veränderung wollen. Damit sind die geschichtsbewußten Kräfte in die Verantwortung gerufen, die Fragen der Bündnispolitik noch umfassender als bisher zu stellen und zu beantworten: für größte Breite, festen Zusammenhalt, Klärung von Grundfragen, Festlegung der Reihen – und Rangfolge der Ziele.

In meinem Verständnis verlangt das von den Schriftstellern

— die Entwicklung ihrer Sensibilität für die Millionen, die zu handeln begonnen

haben, und ihrer Aufmerksamkeit für die weiteren Millionen, die für den Schritt von der schweigenden zur handelnden Mehrheit erst noch gewonnen werden müssen;

- ihre Abweisung eines Antikommunismus, der längst von der Grundtorheit zum Grundverbrechen der Epoche fortgeschritten ist und nun seine Funktion als psychologische Kriegsvorbereitung wie als Hebel zur Zerstörung des Friedensbündnisses offenbart;
- ihre Mithilfe, damit aus Angst die Wut und der Mut werden gegen die Verursacher der drohenden Menschheitskatastrophe; ihr Festhalten an der Aufklärung gegen *Kulturreisende in Verzweiflung zu hohen Preisen*, gegen Panik als Lähmung des Widerstandspotentials, gegen Kälte und Verzweiflung als Auszehrung des Humanen: *Mag die Welt untergehn, ich vernichte sie in mir.*

Der Erfolg der Friedensbewegung ist auch nach dem Stationierungsbeginn nicht auf den Sanktnimmerleinstag verschoben. „Er ist in Reichweite, wenn wir es verstehen, unsere Kräfte zu vervielfachen, das Trennende vorerst beiseite zu schieben und auch Rückschläge zu verkraften. Machen wir daraus den Auftakt zu einer großen Runde der gesellschaftlichen Diskussion und Aktion, wie wir zusammenleben wollen.“ (Kulturbrief '84 der DKP)

Daß zum Ausfüllen dieser Rolle bloße „Elemente“ von demokratischer und sozialistischer Kultur, wie sie Lenin innerhalb jeder nationalen Kultur festgestellt hat, nicht ausreichen, daß dazu weiter Bündelung und Formierung aller progressiven Bestrebungen zu einer konsequent-demokratischen Literaturströmung nötig sind, ist wohl unbestreitbar. Daß diese Strömung über das bisher Erreichte hinaus neue Personen und Gruppen der Literatur- und Medienschaffenden integrieren, in neue Dimensionen der Ästhetik des Widerstands vorstoßen, das ihre für die umfassende Organisation in einer Mediengewerkschaft des DGB tun muß und kann – gerade das ist die nun fällige Antwort.

Literatur, die dazu ihren Beitrag leistet, kann nur eine realistische Literatur sein. So wurde auch in Rostock zu überlegen gegeben, ob damit nicht alles Wesentliche ausgedrückt wäre, so daß zugunsten der ästhetischen Kategorie auf die Hereinnahme politischer Begriffe, wie „demokratisch“ und „sozialistisch“, verzichtet werden könnte und sollte. Der Gewinn scheint mir zweifelhaft, vor allem was die Möglichkeit einer reinlichen Scheidung von ästhetischer und politischer Begrifflichkeit angeht. Wer „Realismus“ sagt, kann ja nicht so tun, als habe es den Vorschlag „ohne Ufer“ nie gegeben, als habe Marcel Reich-Ranicki nicht ebenfalls für einen „Realismus“ plädiert, unter der Voraussetzung, daß es „ein bescheidener, undogmatischer und nach allen Seiten hin offener Realismus“ sein würde, der sich vor allem „jeder programmatischen Festlegung“ entzöge (zitiert nach *kontext 1*, Autoren-Edition, München 1976, S. 179).

In *Argument 142* vertritt nun Klaus-Michael Bogdal Auffassungen, die den Realismus von der Widerspiegelung abkoppeln, den Widerspiegelungsbegriff schlechthin als Begrenzung des Schauplatzes literaturtheoretischer Debatten attackieren und ihn schließlich zum „Widerspiegelungsideologem“ erklären, in das „ideologische Projektionen eingehen, die die Struktur, Geschichte und Funktion literarischer Produktion verdecken“. Bei alledem bleibt mir unklar, inwieweit der Autor versteht, daß Widerspiegelung keinen mechanischen Abklatsch, nichts

„Faktographisches“ meint, sondern ein „Akt schöpferischer Aneignung sozialer Wirklichkeit“, daß sie „selbst sozialer Prozeß“ ist. (Hans Jörg Sandkühler in „Marxistische Erkenntnistheorie“, Stuttgart-Bad-Canstatt, 1973, S. XIII). Wie sehr es auch da im Kern um politische Positionen geht, macht Klaus-Michael Bogdal selbst deutlich, indem er sich heftig gegen den Anspruch wendet, den Bezug der Literaturgeschichte untersuchen und erkennen zu wollen „von einer Theorie aufsteigender Geschichte aus“. Dieses Verständnis der Theorie von Karl Marx wird als „politisch blind“ bezeichnet, und man erfährt als einzige Begründung dafür, daß der Autor genau das alles in der Welt nicht sehen mag, was in Gestalt gesellschaftlicher Praxis für die Wahrheit dieser Theorie spricht.

Das Rostocker Colloquium fand jedenfalls viele Aktivitäten im Interesse weitergehender, schließlicher aufsteigender Geschichte, und das nicht nur im Sozialismus, sondern auch inmitten unseres Landes, unserer Literatur. Das gilt für den Zuwachs an antifaschistischem Geschichtsbewußtsein seit der Mitte der siebziger Jahre ebenso wie für jüngste Arbeiten der Autoren des Dokumentar-Theaters, voran Heinar Kipphardt, zu Beginn dieses Jahrzehnts; für engagierte Frauenliteratur ebenso wie für neue Lyrik; für das Zurückfinden der Karin Struck zu den Träumen früherer Jahre ebenso wie für die Szenenfolge von Franz Xaver Kroetz mit dem programmatischen Titel „Furcht und Hoffnung der BRD“; für die zunehmende Wirkung von Peter Weiss beim Verstehen der historischen Dialektik ebenso wie für die Vorstöße, die Günter Herburger ins Utopische unternimmt. So haben wir uns in der Hoffnung getrennt, in einigen Jahren, beim IV. Rostocker Colloquium positiv bestätigt zu finden, was am Schluß der „Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland“ zu lesen ist:

„Für die Literatur der BRD zeichnet sich eine Entwicklung ab, deren geschichtlicher Rang und deren Wirkung bestimmt sein werden von ihren Antworten auf die Auseinandersetzungen über Grundfragen menschlicher Existenz, von Auskünften über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, den Weg der Menschen in das neue Jahrtausend: von einem Geschichtsverständnis, das humanistische Traditionen für Gegenwart und Zukunft im Interesse der Völker produktiv macht.“ (S. 576)

Anmerkung:

Alle Zitate ohne Herkunftsnachweis aus „Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland“, 640 Seiten, Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin, 1983.

Henning Müller

„1984“ – Ausstieg aus der Geschichte?

Wirklichkeit 1984 im Spiegel von Orwells Utopie

„Die Grenzenlosigkeit der Informationsverarbeitung würde es gestatten, das Individuum auf seinem gesamten Lebensweg zu begleiten, von ihm laufend Momentaufnahmen, Ganzbilder und Profile seiner Persönlichkeit zu liefern, es in allen Lebensbereichen, Lebensformen, Lebensäußerungen zu registrieren, zu beobachten, zu überwachen und die so gewonnenen Daten ... ständig präsent zu halten. *Die Gefahren des ‚großen Bruders‘ sind nicht mehr bloß Literatur. Sie sind nach dem heutigen Stand der Technik real.*“

Horst Herold, ehemaliger Präsident des Bundeskriminalamtes

Ob als Wunschtraum oder Alptraum: Zukunft braucht Entwürfe. Thomas Morus schrieb 1516 seinen Roman „Vom besten Zustand des Staates und über die neue Insel Utopia“. Nicht nur der Idealstaat war erfunden, auch sein Standort ein von Morus gebildetes Wort der Phantasie. „Utopia“ heißt „Kein Ort, Nirgendwo“ – utopische Literatur war seitdem auf der Suche nach diesem unbekannten Land. „Kein Ort, Nirgendwo“ als Chiffre für den Menschheitstraum von einer besseren Zukunft? Für die westliche Welt führt die Reise nach Utopia heute zum Tag nach dem eigenen Ende; für den parasitären Kapitalismus ist „die Prognose der utopischen Literatur trotz ihrer gegenwärtigen Beliebtheit nicht günstig“ (Werner Krauss). 1984 weht Anti-Utopia durch den bourgeois Zeitgeist, Untergangslitaneien beschwören unsere Zukunft als negative Utopie. 1984 ist auch „1984“ wieder in aller Munde, jene Utopie des Untergangs von George Orwell, dessen Roman von verschiedensten weltanschaulichen Zugängen aus als Alptraum auf dem Weg zur Realität verhandelt wird. Im Blätterwald, auf dem Buchmarkt und im Fernsehen massenhaft aktualisiert, ist Orwells Endzeitroman „1984“ längst zur alltäglichen Metapher für Zukunft geworden, der „Große Bruder“ zur beliebig reproduzierbaren Appellationsfigur. Und das nicht nur, weil das Jahr 1984 den Bezug zu „1984“ aufdrängen würde. Anzeichen für einen neuerlichen Orwell-Boom war schon vor der Wende zum Jahr 1984 die Schaufenster- und Kioskwerbung für das literarische Original, dessen Weltauflage 20 Millionen Exemplare verbuchen kann. Im Zeichen der Wende kamen dann Editionen hinzu wie u. a. „Im Jahr des Großen Bruders“, „Im Jahrzehnt des Großen Bruders“, „Der Orwell-Staat 1984“, „Der Orwell-Kalender 1984“ sowie die 11bändige Orwell-Werkausgabe als „detebe-Klassiker-Geschenkkassette“.

Orwells antikommunistische Untergangsutopie im zukunftssträchtigen Aufschwung zum Klassiker? „Ist Orwells Zukunft noch aufzuhalten?“ fragten sich selbst die demokratischen „Blätter für deutsche und internationale Politik“ in einem ganzen Heft (12/83) und erklärten, „Orwells ‚1984‘ ist zum Symbol für die Bedrohung unserer Arbeits- und Lebensweise, ja unserer ganzen menschlichen Existenz schlechthin geworden“ (S. 1545). Was wirklich heute bei Orwell steht, wird kaum mehr überprüft, die Analyse des Orwell-Originals wird von der „Orwell-Zukunft“ überwuchert. „1984“ scheint 1984 von rechts und von links beerbbar: Während im Sinne Orwells konservative Strategien der Gegenprophezie auf der ursprünglichen *ideologischen* Dimension des Romans beharren und

Orwells antikommunistische Schreckensvision eines totalitären Staates in die Zukunft verlängert wissen wollen als Warnung an den „freien Westen“, in der Systemauseinandersetzung mit angeblich „totalitären kommunistischen Diktaturen“ ideologisch gerüstet zu sein, steht für kulturkritische Autoren „1984“ als Menetekel für *technologische* Gefahren an der Wand der Zukunft, die uns durch den Mißbrauch neuester Informations- und Kommunikationstechniken drohen könnte.

Beide Lesarten Orwells sind in dessen 1949 (deutsch: 1950) erschienenem Zukunftsroman angelegt. Rechte wie Richard Löwenthal bestehen darauf, daß die negative Utopie des Autors von diesem nachweisbar als „antistalinistische“ Warnung vor der „Sowjetunion als erstem totalitärem Staat“ entworfen worden war. In den Denkformen des Kalten Krieges war die Abfolge ideologischer Einäugigkeit in der Tat vom Schema „Anti-Faschismus“ = „Anti-Totalitarismus“, „Anti-Totalitarismus = Antikommunismus“ besetzt. Und Wolfgang Abendroth hat diese Rezeption des Romans bestätigt: „Orwells ‚1984‘ – das galt vielen als Charakterisierung einer negativen Zukunft, die dann entstehen würde, wenn die Machtstellung der Sowjetunion größer wurde.“ Schon Marx betonte, daß Utopisten „politische Formen von ihren gesellschaftlichen Unterlagen trennen und sie als allgemeine, abstrakte Dogmen hinstellen“ – eine Aussage, die George Orwell mit „1984“ 100 Jahre später, wenn auch ungewollt, eindrucksvoll bestätigte. Er log sich seine Utopie vom Fortschritt der Technik als Fortschreiten von der Menschheit antikommunistisch um zu einer Zeit, als die objektiven Voraussetzungen des Gesellschaftsbildes von „1984“ in den USA und in anderen Staaten des Westens sich in einer rasanten Entwicklung technologisch als gegeben materialisierten. Orwells „1984“ im Jahre 1949 und „1984“ 1984 – die Rezeption der Literaturwirklichkeit, die massenhaft in die ideologische Wirklichkeit der Kalten-Kriegs-Mentalität eingegangen war, ist mittlerweile einem Bedeutungswandel unterlegen. Orwell gestern, Orwell heute: „1984“ beschreibt eine manipulierende Macht-Elite des Staates, die durch Mißbrauch von Wissenschaft und Technik alle gesellschaftlichen Bereiche total ihren Herrschaftsinteressen unterwirft – 1984 droht die Gefahr, daß die total überwachte und manipulierte Gesellschaft von der Utopie zur Wirklichkeit gerät. In westlichen Ländern und durch die privatkapitalistische Verfügungsgewalt über neueste Techniken. Die Angst vorm total verdateten und nach Staatsbedarf durchschaubaren „gläsernen Menschen“ ist nicht ganz unbegründet; in den „freien Gesellschaften“ sind nach Pluralismusart „an die Stelle des einen Großen Bruders inzwischen viele Große Brüder mit vielen bei weitem noch nicht ausgeschöpften Möglichkeiten getreten“ (ÖTV-Magazin 11/83). Und von dem „Sieg-ist-möglich“-Atomkriegsplaner Colin S. Gray spricht der Faschismusforscher Reinhard Kühnl mit Recht als einem „Strategen von Orwellschem Zuschnitt“.

I. Zukunft:

Droht uns Orwells „Großer Bruder“?

Zukunft als spätbürgerlicher Alptraum contra Fortschritt und die machbare Utopie Sozialismus, die in einem Teil der Welt bereits Realität entwirft, oder die „Orwell-Zukunft“, die Gegenwehr der Bürger gegen die Gefahr des computerisierten Überwachungsstaates erfordert? Diese geistige Trennlinie wurde u. a. auch

sichtbar in Rüdiger Proskes „Suche auf der Welt von morgen“, die sich reißerisch „1984 oder das Ringen mit dem Großen Bruder“ betitelte und im „Arena-Streit vor Mitternacht“ am gleichen Fernsehabend explizit dem Thema „Orwells ‚1984‘“ gewidmet war (ARD, 8. 12. 1983). Während Proske die engagierten Proteste von Bürgerinitiativen und Datenschützern umdeutete zum gezielten Schlag der „linken Szene“, die „den Staat demütigen“ wolle, sprach der Zukunftsforscher Jungk von der technischen Möglichkeit der Staatsmacht, die Friedensbewegung und andere ideologisch mißliebige Gruppen gezielt zu kriminalisieren. Und wo sich Richard Löwenthal in unverbesserlichem Eifer mit dem Gespenst des totalitären Großen Bruders aus dem Osten herumschlug, sah Robert Jungk vielmehr einen westlichen „Totalitarismus auf leisen Sohlen“: „Die Großen Brüder von heute sind die Technokraten.“

Derartig weitverbreiteten Befürchtungen ist beispielsweise die Hamburger „Zeit“ entgegengetreten – damit beim Lesen Orwells nicht wieder falsche Gedanken entstehen. In einem fiktiven Gespräch mit George Orwell klärt das Kopfblatt der Bourgeoisie darüber auf, daß Generationen von Lesern den Roman „gründlich mißverstanden“ und den ideologischen Hauptzweck von „1984“ deshalb nicht erkannt hätten: Seit Orwell sich auch literarisch als Antifaschist und Antikommunist zugleich ausgeben zu können. „Sind sie Antikommunist?“ Antwort des aufstehenden Orwell: „Ja, und Antifaschist, beides aus demselben Grund.“ (Die Zeit, 30. 12. 1983)

Und daß man bei der gemeinsamen Verteidigung der antikommunistischen Qualitäten Orwells Rechte wie Richard Löwenthal noch rechts überholen kann, bewies im Westberliner Magazin „tip“ Jörg Fauser (30. 12. 1983): Das Wort Frieden ist Fauser ohnehin „nebulös“ und sei insbesondere als „gemeinsame Pflichtübung von Schriftstellern“ abzulehnen. Fauser polemisiert mit Orwell wieder einmal gegen internationale Schriftstellerappelle für den Frieden (und somit auch gegen den zum Rücktritt getriebenen VS-Vorstand um Bernt Engelmann), wenn er in einer Orwell-Assoziation unterstellt, „Frieden“ sei unter Autoren „zu einer Metapher geworden, zur Umschreibung für die Sehnsucht nach der Sklaverei“. Wo Fauser gegen Intellektuelle und mit Orwell Partei ergreift für unsere „bürgerliche Demokratie“, weil „1984“ im benachbarten Osten Europas „nämlich „längst barbarische Wirklichkeit geworden ist“ – wo ist da eigentlich noch ein Unterschied zu Kanzler Kohls Stationierungsrede und der darin enthaltenen Aufrüstungsbe-gründung nach NATO-Werte-Muster: „Jenseits der Freiheit gibt es keinen Frieden, der diesen Namen verdient“? Und das Allerletzte bei Fauser: Der Große Bruder heißt natürlich Karl Marx – weil dessen Bild während der Internationalen Karl-Marx-Konferenz im April 1983 in der DDR auf Stellwänden auftauchte, und auch noch Lenins Satz darunter stand: „Die Lehre von Karl Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist.“ Dem Gespensterseher Jörg Fauser (und seinen Hintermännern im VS) sei eine aktuell gebliebene Erkenntnis der Schriftsteller Karl Marx und Friedrich Engels zur Lektüre empfohlen: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dieses Gespenst verbündet...“ (Manifest) Klügere Köpfe des alten Europa stecken da allemal hinter der FAZ (die seit Anfang des Jahres „1984“ abdruckt). Orwellitis in neuester FAZ-Variante: Die Gefahr des Großen Bruders drohe westlichen Gesellschaften durch die „Ideologie

des allgemeinen Glücks, der behaglichen Langeweile in umfassender Sicherheit“. Den Utopien „allgemeiner Beglückung und Bevormundung“ gelte es mit Orwell in einer Zeit, „die dauernden Stillstand, soziale Ausgewogenheit garantiert“ (?), den wirklichen Menschen entgegenzusetzen, der endlich wieder frei, einsam, wild und „unsozial“ sein darf: Denn er pflegt wieder die „*Selbständigkeit des unabhängigen Eigentums*“ (FAZ, 31. 12. 1983).

Das problemorientierte Eingangszitat Horst Herolds habe ich gleich zweimal gefunden: im Buch einer „Bürgerinitiative Orwell 84“ und auf einer Brandmauer im Sanierungsgebiet von Berlin-Kreuzberg. „Also: Kampf gegen den Computerraum“ war an dieser Mauer die Folgerung, und vorschnell wertet, wer auf eine typische Verwechslung zwischen technischem Fortschritt und reaktionärer Anwendung vereinsamt. Alle reden von „1984“, viel weniger aber wird über schlagwortartige Spruchweisheiten hinaus die Frage nach der wirklichen Aktualität gestellt, die Frage warum hier massenwirksam ein literarisches Raster bis hin zur Rasterfahndung aktuelle Assoziationen zuläßt. Eine erste, noch allgemein bleibende Annäherung dafür, daß Orwells Negativmessage wirkt, liegt in der Krisenideologie, mit der die Herrschenden die reale Krise des Systems zur allgemeinen „Krise des Menschen“ (als „Mängelwesen“) wenden wollen. Völliger Ichverlust sowie der kulturpessimistische Ausstieg aus Geschichte und Fortschritt, die Zerstörung der Vernunft und irrationale Endzeit-Apokalypsen – dies predigt der untergehende Kleinbürger Orwell, der den Untergang seiner eigenen Spezies zur Untergangsvision der ganzen Gattung Mensch umträumt. Und 1984 sind Endzeit- und Untergangs-Philosophen wieder hoch im Kurs: Die Bourgeoisie wird zum Alptraum der Menschheit, wo sie sich ihren gesellschaftlichen Fäulnisprozeß und ihren Austritt aus dem Geschichtsfortschritt nur noch im allgemeinen Weltuntergang vorstellen kann. Die Wirksamkeit von Negativ-Utopien wie Orwells „1984“ und deren stiller Gewöhnung an das Grauen darf auch unter denen nicht unterschätzt werden, die im Angesicht von Pershing II und Cruise Missile die Option auf den eigenen Selbstmord nicht mitmachen und keine „Voyeure des eigenen Untergangs“ (Lafontaine) sein wollen. Zwar kontern Jugendliche bürgerliches Endzeit-Geschwätz mit Sprüchen wie „Wir haben keine Zukunft. Machen wir was draus!“ Und gegen die neue deutsche (Massen-)Welle schicksalergebener „Eiszeit“-Schlager setzen sie ihre schnoddrigen Tauwettergefühle wie „Nieder mit dem Packeis! Freiheit für Grönland!“. Zur Angst vor „1984“ haben sie aber dennoch allen Grund. Denn die äußeren Mächte greifen nach Art des „Großen Bruders“ mächtig in ihr Innerstes. Die zunehmende Perspektive, schon arbeitslos zu sein, bevor überhaupt je eine Chance auf Arbeit bestand, behindert zentrale Bereiche persönlicher Identitätsfindung und fördert die Sicht vom „No future“-Staat, der als unmenschliche Computer-, Beton- und Plastikgesellschaft empfunden wird.

Demokratieabbau und die Zerstörung unserer Umwelt im Großmaßstab bewegen zum irrationalistischen Rückzug in vermeintlich unverletzbarer Innerlichkeit. Und die Ellenbogenmentalität der Monopolbourgeoisie korrespondiert eigentümlich mit Haltungen junger Mensch. Das „Nach-mir-die-Sintflut“ und resignativer Endzeit-Fatalismus greift unter vielen Platz. Und daß Orwells „Zeitalter der Vereinsamung“ (S. 28) bereits als zwischenmenschliche Realität gesehen wird, hat seinen tieferen Grund auch in dem eisigen Wind des Todes, der uns aus den

NATO-Planungsstäben mitten ins Gesicht weht. Diesmal ginge es nicht mehr um Spenglers „Untergang des Abendlandes“, sondern um den Untergang der ganzen Menschheit. Endzeit- und Eiszeit-Prophetien finden sogar einen materiellen Kern, wo Wissenschaftler wissen, daß ein Kernwaffenkrieg in Europa das Leben „im Zielgebiet“ auslöschen würde, die nördliche Hemisphäre in der Tat in eine Art Eiszeit versetzt würde. Ein durchaus gewünschter ideologischer Effekt der Atomkriegsdrohung aus dem Pentagon: Der historische Optimismus, der im Zukunftsentwurf Sozialismus/Kommunismus begründet ist, wird von vielen nicht mehr als historischer Materialismus erkannt, sondern als idealistisches Reich Utopia abgehakt. Da die Realität eines atomaren Inferno nicht mehr realitätsangemessen wahrgenommen werden kann, von der WHO prognostizierte 1,1 Milliarden Todesopfer bei einem totalen Atomkrieg, wochenlange Sonnenfinsternisse sowie weltweite Hunger- und Seuchenkatastrophen unser Vorstellungsvermögen überschreiten und die Lebenden in der Tat die Toten beneiden würden – wen wundert's da, daß das Versagen bisherigen Begriffs- und Vorstellungsvermögens Sprachlosigkeit hervorruft, Rückzugs- und Entpolitisierungstendenzen. George Orwells frühe literarische Folie einer dem aufrechten Gang entwöhnten und an den Atomkrieg gewöhnten Menschheit wäre zwar schon am Tag danach vom Grauen der wirklichen Wirklichkeit überholt. Die düstere Untergangsvision von „1984“ trifft dennoch heute den Lebensnerv vieler Menschen, die – von Angst gelähmt – handlungsunfähig in die Zukunft starren.

Allein die deutschsprachige Ausgabe des Romans in der Ullstein-Fassung nähert sich der Verkaufsgrenze von einer Million Exemplare. Stimmungsmäßig knüpfte und knüpft Orwells Negativ-Utopie also ans alltägliche Massenbewußtsein an. Wo „1984“ außerdem zum festen Lektürekanon für Generationen von Oberschülern gehörte und immer noch in Schulen gelesen wird, ist elitäre Kritik an der politischen Primitivität und Dummlichkeit des Romans sowie der leicht fuhbare Nachweis seiner mangelnden literarischen Qualität nicht angebracht. Denn der Kern der Wirksamkeit von „1984“ trifft diese Kritik nicht, wo archetypische menschliche Grundbilder in ihrem Appellationscharakter eigene Oberflächenerfahrungen und überkommene individualistische Denkfiguren bestätigend abrufen. Als Berufungsattrappe ist auch die literarische Überfigur des „Großen Bruders“ in Orwells utopischem Anti-Zukunftsroman längst zur Metapher für entfremdete Realität und deren scheinbar übermächtige Verwalter geworden. Selbst dort, wo „1984“ von jungen Leuten und einem Teil der Linken gewissermaßen ideologisch seitenverkehrt und generationsverschoben rezipiert wird und der antikomunistische Totalitarismusvorwurf des George Orwell umgeschlagen ist in Kritik am Kapitalismus. Graffiti wie „1984 war schon 1977 – aber niemand hat's gemerkt“ und „Orwell war ein Optimist“ als westdeutsche und Westberliner Sprayparolen stehen hier für einen abgrundtiefen Pessimismus in einem Teil unserer Jugend.

II. Gesellschaftsbild:

„In allen drei Superstaaten“ der „Neo-Bolschewismus“ ...

Orwells negative Botschaft an jedes einzelne Individuum ist ebenso banal wie eingängig: „Big brother is watching you“ hat die dem Faschismus nachgeborenen Generationen überall begleitet – in Buch und Film, in der Schule und auch als Toilettenspruch erschien diese private Protestparole gegen den Eingriff eines

allmächtigen Führers in die menschliche Innenwelt. Nach der von vielen als dunkle Katastrophe empfundenen Zeit des Faschismus erschien Orwells Katastrophenroman wie eine Rechtfertigung des massenhaften Rückzugs ins Private. Die begriffliche Unschärfe des Wortes „totalitär“ (die sich auch antifaschistisch gegen Hitlers „totale Mobilmachung“ und den „totalen Krieg“ zu wenden schien) im Alltagsbewußtsein, der Personenkult um Stalin sowie sich ähnelnde Erscheinungen (u. a. „Staatspartei“, organisierte Kampagnen, zentralisierte Einrichtungen und Massenorganisationen) unterstützten die Oberflächen-Behauptung, daß Sozialismus und Faschismus wesensidentisch seien. Nach diesen beiden Seiten will auch Orwell sein „1984“ verstanden wissen: „Später, im zwanzigsten Jahrhundert, kamen die sogenannten totalitären Regierungen. Da gab es die deutschen Nazis und die russischen Kommunisten.“ Der Satz geht allerdings weiter: „Die Russen verfolgten Ketzerei grausamer, als die Inquisition es getan hatte“ (S. 233/234) – um im folgenden nur noch auf angebliche kommunistische Greuelthaten zu verweisen. Orwells Roman benutzt nachweislich das rechte Feindbild Faschismus als Attrappe, um als Weltkind in der Mitten das „antitotalitaristische“ Feindbild Sozialismus formal plausibler erscheinen zu lassen. „In allen drei Superstaaten“ der Zukunftswelt herrscht der „Neo-Bolschewismus“ – auch „Engsoz“ (englischer Sozialismus) oder „Sterbekult“ genannt –, der „treffender mit Auslöschung des eigenen Ichs wiedergegeben wird“ (S. 181).

Orwells „1984“ ist denn auch die Negativ-Utopie der offenen Diktatur der bürgerlichen Klasse, die ihre verkümmerten Träume und ihren Verrat an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf die „Diktatur des Proletariats“ projiziert. Nach Orwells Geschichtssicht wird es ewig „drei Menschengattungen: die Ober-, die Mittel- und die Unterschicht“ geben: „Die Ziele dieser drei Gruppen sind miteinander vollkommen unvereinbar“ (S. 169). Während die Mittelklasse Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamiert habe, setze es sich der Neo-Bolschewismus „bewußt zum Ziel, Unfreiheit und Ungleichheit zu einem Dauerzustand zu machen“ (S. 187). „Nach der Enteignung der Kapitalistenklasse“ habe das „sozialistische Programm“ auch die „wirtschaftliche Ungleichheit zu einem Dauerzustand“ gemacht (S. 190). Und letztlich endet Orwells Utopie vom Untergang des Sozialismus im Traum vom ewigen Kapitalismus: „Nach der revolutionären Periode der fünfziger und sechziger Jahre gruppierte sich die menschliche Gesellschaft wie immer wieder in eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht.“ (S. 190).

Daß George Orwells Negativfolie „rot=braun“ in den Zeiten des kalten Krieges und des Kreuzzuges gegen den Kommunismus zum Bestseller in der westlichen Welt avancierte, ist kein Zufall. Zur Massenwirksamkeit des Romans trug bei, daß viele ihren individuellen Konsumfortschritt als Fortschritt schlechthin ansahen. Mit der „Totalitarismus-Doktrin“ verdrängten bürgerliche Politiker wirksam den antikapitalistischen Kern des Antifaschismus der Nachkriegszeit, indem ihr eigener Anteil an der Antihitlerkoalition zum Antifaschismus schlechthin avancierte. Antifaschismus im bürgerlichen Bewußtsein kam einerseits einer ausgrenzenden „Überwindung“ der gefürchteten antiimperialistischen Qualität von Antifaschismus unter der eigenen Bevölkerung gleich. Zudem trug der im normalen Alltagsbewußtsein verschwommen gebrauchte Begriff „Totalitarismus“, der tatsächlich mit dem des „Faschismus“ verwechselt wurde und wird, dazu bei, das

antifaschistische Wollen zugunsten eines „antitotalitären“ Antikommunismus zu instrumentalisieren: Die „Totalitarismus-Doktrin“ wurde zur Staatsdoktrin des restaurierten Kapitalismus; das altböse Feindbild Kommunismus paßte sich drittens auch noch in die „Entlastungs“-Strategie konservativer Vergangenheitsbewältiger ein, sich vom Faschismus reinzuwaschen. „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen“ – diese Worte Max Horkheimers erfuhren damit eine paradoxe Wendung: Vom Kapitalismus mußte damals schweigen, wer vom Wesen des Faschismus sprechen wollte.

Nicht umsonst galt Orwells „1984“ den Kalten-Kriegs-Theoretikern als literarischer Klassiker. Sein Roman erfüllte im Rahmen der „Totalitarismus-Doktrin“ die wichtige Aufgabe, Immunstoff gegen das angebliche Gift „kommunistischer Infiltration“ zu verabreichen und gleichzeitig die Erfahrungen mit dem volksfeindlichen und menschenverachtenden Wesen des Faschismus nahtlos in ein militant-antikommunistisches Feindbild einmünden zu lassen. Im Kern ist „1984“ eine Streitschrift in Sachen „*Individualismus contra Kollektivismus*“. Orwells Roman ist die literarische Ergänzung der politischen Doktrin Trumans, der den Kalten Krieg 1947 auch deshalb verkündete, weil es um „*gegensätzliche Lebensweisen*“ gehe. Trumans antisozialistische Utopie: „Die zweite Lebensweise gründet sich auf den Willen einer Minderheit, der der Mehrheit gewaltsam aufgezwungen wird. Sie stützt sich auf Terror und Unterdrückung, eine kontrollierte Presse und einen kontrollierten Rundfunk, organisierte Wahlen und die Unterdrückung persönlicher Freiheiten.“ Zwei Jahre später erschien Orwells Großer Bruder auf dem literarischen Plan, der in der bild- und massenwirksamen Schilderung von fremdgesteuerten Marionetten, die ihrer Menschenwürde beraubt als bloße Nummern herumlaufen, die Denunzierung des kommunistischen „Kollektivismus“ in Literatur übersetzte.

Auch in meiner Schule wurde „1984“ nach den KMK-Richtlinien für die „Behandlung des Totalitarismus im Unterricht“ interpretiert: „mit den Merkmalen des Totalitarismus und den Hauptzügen des Bolschewismus“ vertraut zu machen. Und daß Orwells Buch landläufig als Anklage gegen die behauptete kommunistische „kollektive Tyrannei“ verstanden wurde, beschreibt eine damals weitverbreitete „Literaturgeschichte unserer Zeit“ (1957): „Nur noch Arbeitstiere in einer seelenlosen Diktatur sind die Menschen in des Engländers George Orwell (eigentlich Eric Blair, 1903–1950) trostlosem Zukunftsroman „1984“ (1949), die vom Auge des Staates ständig überwacht, von der Gedankenpolizei kontrolliert und vom Wahrheitsministerium gelenkt werden. Jeder individuelle Wille erstickt in der kollektiven Tyrannei.“

Mit Ronald Reagan sind wir heute wieder bei Truman. Truman erklärte 1947, „das amerikanische System kann (selbst) in Amerika nur überleben, wenn es das System der ganzen Welt wird“. Reagan als heutiger US-Präsident behauptet, „der Faschismus ist bereits zerschlagen“ und die Bedrohung der Menschheit gehe ausschließlich „vom kommunistischen Totalitarismus“ aus.“ „Um die Menschheit vor dem Untergang in das Meer der Tyrannei zu bewahren“ (so Reagan jüngst zur US-Intervention in Grenada), deutet er die Kommunisten als „das Zentrum des Bösen in der modernen Welt“, will „den Marxismus-Leninismus auf dem Aschehaufen der Geschichte zurücklassen“, damit letztlich „künftige Generationen diese amerikanische Nation und ihre großen Ideale ehren können“. Wo Reagan

das Jüngste Gericht und die Entscheidungsschlacht von Armageddon zwischen Gut und Böse bereits aufziehen sieht und „Gott das Schicksal einer bedrängten Menschheit“ ohnehin „in unsere Hände gelegt hat“, ist für den bibelfesten Gegenpropheten die „Ära der Skrupel“ in der Tat „vorbei“. Auch beim Wende- und Raketenkanzler Kohl, der schon in seiner Regierungserklärung vom 4. Mai 1983 die Sowjetunion nicht nur der militärischen Drohung und politischer Erpressung bezichtigte, sondern auch, daß „die sowjetische Führung gleichzeitig den weltrevolutionären Klassenkampf gegen die freie Welt führen will“. Im Zentrum der Werteskala der „Totalitarismus-Doktrin“ stand schon immer die Frontstellung gegen den „kommunistischen“ Kollektivismus. Dennoch schien die friedliche Koexistenz von Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung lange möglich. 1984 hat die „Totalitarismus-Doktrin“ in ihrer missionarisch-antikommunistischen Ausformung eine ungeheure Dimension angenommen, wenn die Präsidenten-Berater Gray und Payne ernsthaft „das Entstehen einer Nachkriegs-Weltordnung, die den westlichen Wertvorstellungen entspricht“, ins Kalkül ziehen. Verglichen damit wäre Orwells „1984“ eine armselige Untergangsvision, die vom Grauen der Wirklichkeit weit überholt würde.

III. Krieg und Frieden:

„Wenn der Krieg buchstäblich ein Dauerzustand wird...“ (S. 182) Das liest der Romanheld Winston Smith im vom Großen Bruder natürlich inkriminierten Buch des als vermeintlicher Agentenchef verfolgten Goldstein (wobei die Assoziation Goldstein = Bronstein alias Trotzki, Großer Bruder = Stalin entsteht). In diesem von Orwell in sein Buch hineinmontierten fiktiven Buch sind einige hundert Atombomben bereits abgeworfen – und neben dem Problem der allmächtigen Partei (in der man sich natürlich mit „Genosse“ anredet), „die Gedanken eines Menschen zu entdecken, ohne daß er sich dagegen wehren kann“, besteht ein zweites großes Problem: die „Auffindung eines Verfahrens zur Tötung von mehreren hundert Millionen Menschen in ein paar Sekunden ohne vorherige Warnung“ (S. 178). 1984 ist Orwells literarische Vision zur generalstabsmäßigen Vision geworden. Wo die kapitalistische Welt zum letzten Gefecht rüstet, kommt Wirklichkeitsgehalt in eine Negativ-Utopie: Die NATO-Generäle bereiten sich bereits auf den Atomkrieg vor und sichern ihre Bunkerkommunikation auf Basis von Glasfasertechnik, die auch durch bei Atomexplosionen auftretende elektromagnetische Impulse nicht beeinträchtigt wird. Der US-Postdienst hat bereits Mustervordrucke hergestellt, die die Postzustellung nach einem Atomkrieg regeln. Und auch Präsident Reagans Signal zum „Krieg der Sterne“ vom 23. März 1983 ist eine Präzisierung der Realität gegenüber der Utopie von „1984“: beschleunigt gearbeitet wird in den USA an der Entwicklung von kosmischen Laser- und Strahlenwaffen, mit denen Objekte auf der Erde oder Orbitalstationen und andere kosmische Objekte des Gegners vernichtet werden sollen. „Krieg bedeutet Frieden“ ist eine der Parolen, die bei Orwell das „Wahrheitsministerium“ verbreitet, das ebenso ein Lügenministerium ist wie das „Friedensministerium“ für „die Kriegsangelegenheiten“ zuständig ist (S. 7/8). Mit dem London in „1984“ hatte der Autor damals sein Kaltes-Kriegs-Bild vom fernen Moskau entworfen – heute sitzt das sprachmanipulierende „Wahrheitsministerium“ in

Washington. Wie eine Paraphrase auf George Orwells dem Roman nachgestellte „Kleine Grammatik“ der utopischen Neusprache (S. 274 ff.) wirkte schon Eugene Rostows Sprachregelung nach einer Reagan-Rede: „Ihnen wird auffallen, daß der Präsident von der *Schaffung des Weltfriedens* – nicht von dessen *Erhaltung* oder *Sicherung* sprach.“ „Schaffung des Weltfriedens“, wo gleichzeitig schon von „der dritten Phase des *Dritten Weltkrieges*“ (Geheimdokument des Komitees von Santa Fe) gesprochen und geplant wird, wie man „dem sowjetischen Huhn den Kopf abschneiden“ könnte? Das heißt in Umkehrung von Orwell nichts anderes als: Reagans Frieden bedeutet Krieg. „Sage niemand, er habe es nicht wissen können“ heißt die verdienstvolle Dokumentation der „Blätter für deutsche und internationale Politik“, die anhand von Originalzitaten beweist, daß die Reagan-Administration den nuklearen Erstschatz vorbereitet. Gleichzeitig aber behauptet US-Vizepräsident Bush ernsthaft, Ronald Reagan habe die große Chance „der Abrüstungs- und Friedenspräsident des Atomzeitalters“ zu werden (Tagesspiegel, 5. 7. 1983). Und NATO-Oberbefehlshaber Rogers vertrat jüngst die Auffassung, „daß die größte Friedensbewegung in diesem Jahrhundert die NATO ist“, die bundesdeutsche Friedensbewegung dagegen „das Frontpersonal der Sowjetunion“.

Eine so oder ähnlich geartete Sprachregelung der „atlantischen Wertegemeinschaft“ verrät die Regie des großen amerikanischen Bruders und seines weltweiten Manipulierungsapparates im Zeichen psychologischer Kriegsführung. Die „Nachrüstung der Sprache“ hieß eine Analyse des sozialdemokratischen „Vorwärts“ (30. 6. 1983), und schon früher hatte die FAZ vom „Kampf um die Nachrüstung der Gehirne“ gesprochen (16. 2. 1982). Da Sprache „die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist“, wird hier schon ein richtiger Tatbestand verwirrend dargestellt. Nicht um „Nachrüstung“, um Aufrüstung geht es – die auf den Begriff gebrachte Wirklichkeit hätte deshalb nicht von der „Nachrüstung der Sprache“, sondern von der „Aufrüstung der Sprache“ zu berichten. Nicht „Nachrüstung der Gehirne“, sondern „Aufrüstung der Gehirne“ bringt Sprache auf den Begriff westlicher Wirklichkeit.

Sprache verkommt in den Stäben des Militär-Industrie-Komplexes der USA in der Tat zur kriegesischen Schwindel-Etikettierung von Orwellschem Zuschnitt: Schon die tödliche Hiroshima-Bombe trug den Kosenamen „Little Boy“; heute gibt Ronald Reagan den für den nuklearen Erstschatz bestimmten MX-Raketen den Namen „Peacekeeper“ (Friedensbewahrer) und taufte das erste, ebenfalls zum nuklearen Erstschatz bestimmte U-Boot der „Trident“-II-Klasse auf den Namen „Corpus Christi“ (Leib Christi). Blasphemie für jeden wirklichen Christen das letztere Beispiel – Reagans MX-„Friedensbewahrer“ nach Meinung einer US-Bürgerin nach der Logik folgend, „die Guillotine sei ein Heilmittel für Kopfschmerzen“ (Frankfurter Rundschau, 20. 12. 1983). Von der Notwendigkeit, angesichts der Friedenssehnsucht der Deutschen zum Abspielen der „pazifistischen Platte“ gezwungen worden zu sein, sprach übrigens weiland schon Adolf Hitler. Heuchlerische Friedensdemagogie nach Hitlers Motto, „den Frieden der Welt zu sichern“ und gleichzeitig zum Krieg zu rüsten, ist also gar nichts Neues.

George Orwell aber kommt mit „1984“ das zweifelhafte Verdienst zu, mit seinem Schwelgen in utopischen Orgien des Grauens schon früh zur Gewöhnung an den Atomkrieg beigetragen zu haben. Johannes R. Becher wertete den Abstieg utopi-

scher Romane des Bürgertums vom positiven Glücksentwurf zum negativen Untergangstraum deshalb mit Recht so: „Auch so bereitet man das Grauen vor, indem man es exakt und als unausweichlich schildert: als Schicksal. Der Atomkrieg scheint eine tiefe, hintergründige Anziehungskraft auf diese Sorte von ‚Humanisten‘ auszuüben, eine Selbstentlarvung des bürgerlichen Humanismus, denn sie spekulieren mit dem Grauen und setzen auf den Atomkrieg – wenn sie diese Behauptung auch gereizt abstreiten würden. Das Grauen des Atomkrieges ist ihre letzte Chance.“

IV. Kultur und Kunst:

„Es wird keine Kunst geben, keine Literatur...“

Der abgründige Kulturpessimismus des George Orwell entwirft den Rückfall einer Menschheit, die aus den Möglichkeiten der Industriegesellschaft abgeleitet in einen Zukunftsmythos, der früher einmal erreichte Kulturstufen negativ aufhebt. „In allen nutzbringenden Künsten steht die Welt entweder still oder macht einen Rückschritt.“ (S. 177) lautet die Bestandsaufnahme. Der entmenschte Mensch lebt „1984“ im genauen Gegenteil der Utopie des Kulturfortschritts, den der homo sapiens einmal für möglich hielt: in einer „Welt der Angst, des Verrats und der Qualen, einer Welt des Tretens und des Getretenwerdens“ (S. 245). Ins tierische Dunkel der Geschichte zurückleitend, ist das Menschenantlitz durch barbarische Züge von Furcht, Haß und Grausamkeit entstellt – im Zukunftsstaat Orwells wird es „keine Kunst geben, keine Literatur, keine Wissenschaft“ (S. 246), auch die über Jahrtausende erreichten kulturellen Werte sind längst der negativen Umwertung erlegen: „Die alten Kulturen erhoben Anspruch darauf, auf Liebe oder Gerechtigkeit gegründet zu sein. Die unserige ist auf Haß gegründet.“ (S. 245). Dahinter stehen die gar nicht so neuen Bilder von der Welt als Jammertal und schon in allen Weltreligionen thematisierte Endzeit-Visionen. „Was immer man heutzutage schreibt, ist überschattet vom Grauen, daß wir alle auf einen Abgrund zujagen...“, notierte George Orwell schon 1938 – und in „1984“ resümiert er für unsere Kultur: „Fortschritt in unserer Welt bedeutet Fortschreiten zu größerer Pein.“ (S. 245) Die lähmende Negativbotschaft von „1984“ ist 1984 auch auf unserem Buchmarkt wieder aktuell, wo gegenwärtig Apokalypsen von Verzweiflung, Angst und Resignation ebenso zu finden sind wie Kultur als „Untergangsdroge“ verabreicht wird auf der behaupteten abschüssigen Bahn in die unvermeidliche Katastrophe.

„Die Lust am Untergang“ hieß Anfang November 1983 der ernst gemeinte Fernsehtitel der mitternächtlichen Kultursendung „Arena“, in der neben Günter Kunert auch ein George Orwell seinen Platz gefunden hätte bei der Verhandlung der Erde als Jammertal sowie einer gemeinsamen Beschwörung der Untergangslust der „Fehlkonstruktion Mensch“. Endzeit im bundesdeutschen Fernsehen thematisiert – das ist ein Indiz dafür, daß der Kapitalismus, indem er sein historisches Überlebensein identisch setzt mit dem Verfall der Menschheit, dies auch auf Kultur und die Künste überträgt. Die immer aggressiver werdende Hauptmacht des verfallenden Kapitalismus drängt die ganze Welt an den Rand einer Katastrophe. Und wo vor der Geschichte „der Tote nach dem Lebenden greift“ (Boris Ponomarjow), entwirft eine todessüchtige Kultur Bilder vom eigenen Untergang.

Aktuell bestärkt werden solche Untergangsstimmungen durch die berechnete Angst vor den neuen Massenvernichtungswaffen. Diese Angst hat ihren realen Kern im wirklichen Bedrohtsein vom atomaren Inferno, steht aber vor der Gefahr, daß ihr damit auch Klassenkonturen, Ursachen und Verursacher der Kriegsgefahr vor den Augen verschwimmen. So geriet selbst einer Christa Wolf die gegenwärtige Bedrohung zu einer irrationalen Personalisierung böser Mächte auf der Welt, als sie auf der „Berliner Begegnung zur Friedensförderung“ im Dezember 1981 von den Raketen und Bomben als „deutlichstem Ausdruck des Entfremdungssyndroms der Industriegesellschaften“ sprach und sich fragte: „Was hat diese Kultur getan, daß sie zu überleben verdient?“ Und deutlich an das tierische Menschenbild von Orwells „1984“ knüpfte Günter Kunert auf der „Zweiten Berliner Begegnung“ im April 1983 an. Er führte das „Wir als Menschentiere“ wieder ein, „die eigene Herde“, die tabuisierten „biologischen Bedingtheiten“ und sieht heute „immer noch die gleichen Neandertaler“ an der Macht. Kunerts wenig hilfreiche Folgerung: „Was uns bedroht, ist, ..., nicht die Atombombe, was uns bedroht, ist vielmehr unser artspezifisches Verhalten“. Original vorgetragen auf einem internationalen Schriftstellertreffen, in der Westberliner Akademie der Künste. Kunerts Kulturatavismus könnte da selbst der als Kulturschaffender bisher kaum hervorgetretene Weltbankpräsident und ehemalige US-Verteidigungsminister McNamara nicht teilen. McNamara am 9. Oktober 1983 im britischen Fernsehen: „Worüber sich die Westdeutschen klar werden müssen, das ist, daß ihr Kulturkreis völlig verwüstet werden wird, wenn sie sich weiterhin an die NATO-Strategie halten.“

V. Wissenschaft und Technik:

„Werden wir die Wissenschaft nicht mehr brauchen...“

Einen humanen Zwecken dienlichen Wissenschaftsfortschritt gibt es in Orwells „1984“ nicht mehr, in der utopischen „Neusprache“ gibt es kein Wort für „Wissenschaft“ mehr, „ein technologischer Fortschritt wird nur dann erzielt, wenn seine Erzeugnisse in irgendeiner Weise zur Beschränkung der menschlichen Freiheit benützt werden können“ (S. 177). Fortschritt ist zum Fortschreiten von der Menschheit pervertiert; in den Laboratorien des Todes sitzt ein von den Machthabern mißbrauchtes „Geschlecht erfinderischer Zwerge, die für alles gemietet werden können“ (Brecht). 1984 kann an die Antifortschrittsstimmung von „1984“ angeknüpft werden, weil die entfremdete Anwendung von Wissenschaft und Technik unter monopolkapitalistischen Bedingungen als wachsende menschliche Entfremdung erscheint (und auch alltäglich erfahrbar ist). Orwells und anderer Abschied von „naiver Fortschrittsgläubigkeit“ bekommt Realitätsgehalt, wo neue Technologien und neue Mittel der elektronischen Massenkommunikation in den Händen von Monopolherren in der Tat die Gefahr heraufbeschwören, daß die Vision von „1984“ zur Wirklichkeit wird: Das Gespenst des totalen Überwachungsstaates und der total manipulierten Gesellschaft steht am westlichen Horizont. Medienexperten stellen sich der Frage „Totale Bildschirmherrschaft?“. Den auf Herrschaftstechnologie orientierten Mißbrauch von Daten als Überwachungswirklichkeit haben viele Bürger schon zu spüren bekommen – Ängste vor Datenmißbrauch und Rasterfahndung, „Volkszählung“ und fälschungssicherem Personalausweis sind nur allzu verständlich.

Kursierende Schlagworte wie „Atomstaat“, „Computerstaat“, „Überwachungsstaat“ oder „Betonstaat“ sind Ausdruck konkret erlebter (wenn auch unzulässig verallgemeinerter) gesellschaftlicher Wirklichkeit und nicht grünes Katastrophengerede oder Hirngespinnst staatsverdrossener Aussteiger. Von der Gesellschaft abgeschottete Geheimhaltung in der Industrie bei gleichzeitiger Bespitzelung von Belegschaften wegen des „Sicherheitsrisikos“, insbesondere aber die NATO-mäßige Ausdehnung auf immer umfangreichere „Sicherheitsbereiche“ (auch im Interesse des Militär-Industrie-Komplexes) fördern in der Tat die Tendenz zum Überwachungsstaat und die Militarisation der Gesellschaft.

Die extremste Entfremdung von Wissenschaft und Technik erfahren die Menschen aber dort, wo diese vollends zur Destruktivkraft werden: im Falle ihres Mißbrauchs für kriegerische Zwecke. Nach Hiroshima und Nagasaki, die den Eintritt der Menschheit ins Atomzeitalter vor Augen führten, warnte schon Brecht im „Galilei“ die Wissenschaftler davor, „daß euer Jubelschrei über irgendeine neue Errungenschaft von einem universalen Entsetzensschrei beantwortet werden könnte“. Und 1984 ist die Schwelle zwischen Jubel und Entsetzen noch weit niedriger geworden als damals: Kein Bereich der Wissenschaft oder Technik ist heute mehr vor militärischem Mißbrauch sicher. Wo die rasante Miniaturisierung und Computerisierung moderner Massenvernichtungswaffen bis hin zur Auslösung eines Krieges durch einen Fehler im Rechnersystem „fortgeschritten“ sind (und derartige, glücklicherweise noch korrigierbare Computer-Fehlalarme hat es bereits gegeben), haben sich Wissenschaftler weltweit ihrer Verantwortung für den Frieden gestellt. Neben anderen Wissenschaftszweigen blieben in zunehmendem Maße auch die Vertreter der besonders sensiblen Bereiche der Naturwissenschaften und Ingenieurwissenschaften nicht bei der Analyse von Wissenschaft als *Destruktivkraft* stehen, sondern entwickeln auch Vorschläge, wie Wissenschaft als friedensfördernde *Produktivkraft* eingesetzt werden kann. Es ist heute so etwas wie der hippokratische Eid der Wissenschaften entstanden, ähnlich dem Eid der Ärzte, ihr Wissen einzig zum Wohle der Menschen einzusetzen.

Was allerdings noch nicht heißt, daß die von Orwells Großem Bruder kontrollierten Laboratorien des Todes, in denen Wissenschaftler „die Vernichtung des Lebens“ (S. 178) erproben, eine Schreckensutopie von Gestern sind: Forschung für den Krieg ist im System der Weltwissenschaft nach wie vor der aufwendigste und beherrschende Sektor; die Innovation von Todestechnologien wird von monopolkapitalistischen Staaten ökonomisch und verwaltungsorganisatorisch abgesichert. Und seit Reagans Amtsantritt werden auch Forschung und Wissenschaft auf den Kriegskurs umorientiert: Im US-Gesamtbudget für 1984 für Forschung und Entwicklung sind bereits 70 Prozent für Rüstungsforschung angesetzt. Den Pentagonhaushalt mit eingerechnet, wird schon 1984 das Gesamtbudget Rüstungsforschung in den USA über 40 Milliarden Dollar betragen.

VI. Menschenbild:

Zurück zum „animalischen Trieb“?

Bei Orwell liefert sich die Menschlichkeit ihr letztes Gefecht. Ein Heer der Sklaven und Bedränger steht auf, das dem letzten Stadium des Kapitalismus folgen (und in Huxleys „Schöner Neuen Welt“ sich als Groteske auf die Schöpfungsgeschichte ausbrüten) wird. Utopia, die Insel der Glückseligkeit, ist dem

verfaulenden Bürgertum längst zur Insel des Schreckens verkommen – in einem Meer des Untergangs. Gegen das „Big brother is watching you“ hatte Orwells Romanheld Winston Smith schon früh sein „Nieder mit dem Großen Bruder“ entworfen (S. 20ff.), 253 Seiten später ist totale Entmündigung, Überwachung und Willkür eingetreten: „Er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Er liebte den Großen Bruder.“ (S. 273) Dazwischen hat er den aufrechten Gang verloren. Am Ende das Ende des „letzten Manns in Europa“ (so Orwells ursprünglicher Titelvorschlag) und apokalyptisches Totenreich lebender Leichen: „Wir sind die Toten.“ (S. 204) Die Utopie als Totentanz und Alptraum gedacht, diese gefährliche Mischung aus todessüchtiger „Lust am Untergang“ und Negativ-Vision einer sterbenden Klasse bestimmt immer mehr die Zukunftsentwürfe der spätbürgerlichen Kultur. Auch hierfür ist schon „1984“ Metapher. Auswege gibt es in Orwells Roman nicht mehr, nach dem Ausstieg des Menschen aus der Geschichte ist kein Aufstieg in die Menschlichkeit mehr möglich – selbst den Ausweg, in die zwischenmenschlichen Privatbeziehungen zu flüchten, hat der Große Bruder verstellt.

Aber auch der Held von „1984“ und sein Schöpfer Orwell stehen der Wiederherstellung der Menschlichkeit im Wege: Menschenfeinde und Frauenfeinde gleichermaßen. Da wimmelt es von „riesigen Weibsstücken“ und „koloßartigen Weibern“, die in ihrer grauen Geschlechtslosigkeit synonym für die Massenfeindlichkeit des Autors stehen: „Welche Ansichten die Massen vertreten oder nicht vertreten, wird als belanglos angesehen. Man darf ihnen getrost geistige Freiheit einräumen, denn sie haben keinen Geist.“ (S. 194) Diese Sicht haben Orwell, der Große Bruder und dessen Widersacher Goldstein gemein. Und auch die love-story zwischen Winston Smith und Julia gerät George Orwell (als ehemaligem Kolonialoffizier in Indien) zum lüsternen Akt kolonialer Unterwerfung und Anerkennungs-Ritus des Patriarchats: „Er würde sie vergewaltigen und ihr im Augenblick der höchsten Lust die Kehle durchschneiden.“ (S. 17) – „sie war ganz Hingabe, er konnte mit ihr machen, was er wollte“ (S. 111). Vollends entzückt ist der sexistische Held der westlichen Welt dann, als Julia – seinen früheren Prostituiertenphantasien entsprechend – „mit nur wenigen Farbstrichen an den richtigen Stellen... vor allem viel weiblicher geworden“ ist und nach einem „richtigen Frauenrock“ verlangt: „Ich werde seidene Strümpfe tragen und Schuhe mit hohen Absätzen. In diesem Zimmer will ich eine Frau sein, keine Parteigenossin.“ (S. 132)

Nach dem Ausstieg aus dem Geschichtsfortschritt bietet Orwell letztlich Tierisch-Biologisches (und eine uralte Männerphantasie) als menschliche Alternative gegen die Herrschaft des Großen Bruders an. Die „bis ins Mark verderbte“ Julia gesteht Winston Smith, daß sie „die Sache an sich“ gerne tut, den Geschlechtsakt „herrlich“ findet: „... der animalische Trieb, die einfache blinde Begierde: Das war die Kraft, die die Partei in Stücke sprengen würde. (...) Ihre Umarmung war ein Kampf gewesen, der Höhepunkt ein Sieg. Es war ein gegen die Partei geführter Schlag. Ein politischer Akt.“ (S. 116/117)

Orwells reaktionäres Menschenbild, das der ihrer gesellschaftlichen Natur entkleideten Gattung den Weg zurück bis hinter Neandertal weist, ist von seinen geistigen Nachfahren vervielfältigt und kommerzialisiert worden. Die Film- und Medienrealität von 1984 übertrifft die Phantasie von „1984“ bei weitem: Men-

schenfressende Zombies und andere Killer, ganze Milchstraßen auslöschende Science-fiction-Wesen, „Overkill“ und andere Videokriege im heimischen Wohnzimmer sowie Brutalo- und Pornowelle haben längst zur massenhaften Deformation von Persönlichkeiten und Menschenbild geführt. Tendenzen der Enthumanisierung im alltäglichen Miteinander, soziale und kulturelle Isolierung, Kontaktlosigkeit bei gleichzeitig wachsender Aggressionsbereitschaft werden verstärkt. Über Orwells „Televisor“ und seine „Primitiv-Techniken des Terrors“ können Überwachungsfachleute im wirklichen Jahr 1984 nur lächeln“ (vgl. ÖTV-Magazin 11/83). Und die „Gedankenpolizei“ des Großen Bruders ist bei der Entwöhnungskur in Sachen eigenes Denken kaum mehr nötig.

Im Unterschied zu Orwell funktioniert unsere Massenkultur nicht über die Forderung „Denken ist verboten“, sondern bietet Austauschmasse an: „Man produziert das gewünschte Denken in solchen Massen, daß gegenüber dieser Denkmassse das eigene Denken gar nicht mehr aufkommt, und das gewünschte Denken wird den Gehirnen so raffiniert infiltriert, daß den Menschen das gewünschte fremde Denken als ihre *eigene* Gedankenarbeit und ihr höchst persönliches Gedankengut erscheinen.“ (Johannes R. Becher)

Dennoch – es gibt Grenzen der Manipulierbarkeit des Menschen. Ein Beweis dafür: Die Friedensbewegung, die sich auf ein millionenfaches Ausmaß verbreitert hat – gegen alle Versuche der Meinungsmache der Massenmedien, gegen die Manipulationsrezepte beispielsweise der „Special Planning Group“ in der Reagan-Administration, „mit allen Tricks der modernen Werbung den Europäern die Stationierung der Pershing 2 und Marschflugkörper schmackhaft zu machen“ (Frankfurter Rundschau, 24. 1. 1983). Grenzen der Manipulierbarkeit auch deshalb, weil die objektiven Widersprüche nicht aus der Welt zu tilgen sind. Denn objektive Widersprüche, die den Dingen und Erscheinungen eigen sind, wirken als Triebkraft und Entwicklungsgesetz jeder menschlichen Gesellschaft: Klassenkämpfe finden daher weiterhin statt, die Unterdrückten dieser Erde erheben sich in nationalen Befreiungsbewegungen, der Sozialismus hat sich von der Utopie zur Wissenschaft und in vier Kontinenten zur Realität entwickelt – und entwickelt sich auch durch die planvolle Lösung der Widersprüche weiter (ob man das nun wahr haben will oder nicht).

Dem Faschismus (den er schonte) und nicht dem Sozialismus (den er treffen wollte) kam Orwells Negativutopie einer totalitär-barbarischen Gesellschaft nahe. An Orwells literarischem Feindbild „Totalitarismus-Doktrin“ stricken heute seine geistigen Erben eifrig weiter. Aus Orwell „1984“ entsprungen scheinen 1984 wirkende Figuren, die sich der fiktiven „Neusprache“ der Romanvorlage bedienen, um mit gezielter Infamie die Friedensbewegung als „totalitär“ zu diffamieren. So unterstellt ein Hans Rühle dem aktuellen Pazifismus als Strömung gegen die NATO-Aufrüstung, die „Verteidigungsfähigkeit“ der Demokratie „gegenüber einer totalitären Diktatur“ zu schwächen (FAZ, 13. 7. 1983). Und BRD-Minister Heiner Geißler benutzt Orwellsche „Neusprache“ gar im Sinne der Manipulationsinstrumente eines Goebbels. Originalton Geißler und nicht Orwell: „Dieser Pazifismus der 30er Jahre hat Auschwitz erst möglich gemacht“, durch den Druck der Friedensbewegung drohe der „weltweite Archipel GULAG“, die SPD sei „zu einer fünften Kolonne“ Moskaus geworden. Das Orwellsche Feindbild Kommunismus wird „antitotalitär“ als modernes Muster gegen die Friedensbewegung

mobilisiert; Geißlers Sprachkette spekuliert dabei auf überkommene Ängste vor angeblicher „Bedrohung aus dem Osten“ nach dem Motto „Pazifismus = Krieg, Krieg = Auschwitz, Auschwitz = Archipel GULAG, Archipel GULAG = Sowjetunion, Sowjetunion = SPD“ („Blätter“ 12/83, S. 1575).

Nun haben bekanntlich auch Geschichtslügen kurze Beine. Ob nun die „Neusprache“ aus dem Propagandaministerium Heiner Geißlers oder aus Orwells „1984“ – die Wirklichkeit des Jahres 1984 und die Zukunft werden anders aussehen. Der Geschichtsprozeß bewegt sich weder nach Wunsch des Konservatismus der CDU, noch nach dem subjektivistischen Klassenreflex des literarischen Kleinbürgers. Geschichte folgt vielmehr objektiven Gesetzen: „Die eigne Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigne freie Tat. *Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst.* Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben.“ (Friedrich Engels)

* Im Text angegebene Seitenzahlen nach: George Orwell, 1984, Roman, Aus dem Englischen von Kurt Wagensel, Ullstein Taschenbuch, 715.–899. Tsd., April 1982

Benutzte Literatur (Auswahl)

- Abendroth, Wolfgang: Droht „1984“? Staatliche Repression und demokratische Gegenwehr. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 12/83 (= „Ist Orwells Zukunft noch aufzuhalten?“), Köln 1983, S. 1552ff.
- Becher, Johannes R.: Auf andere Art so große Hoffnung – Tagebuch 1950. In: Becher, Werke in drei Bänden, Berlin u. Weimar 1976, Bd. 3, S. 7ff.
- Berliner Begegnung zur Friedensförderung. Protokolle des Schriftstellertreffens am 13./14. Dezember 1981. Darmstadt u. Neuwied 1982
- Betz, Klaus/Holzer, Horst (Hrsg.): Totale Bildschirmherrschaft? Staat, Kapital und „Neue Medien“. Köln 1983
- Brecht, Bertolt: Leben des Galilei. Schauspiel. In: Brecht Gesammelte Werke in 20 Bänden, Frankfurt a. M. 1967, Bd. 3, S. 1229ff.
- Engels, Friedrich: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring, 1894). In: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, S. 5ff. (siehe auch: Marx)
- Fausser, Jörg: Auf Wiedersehn im Ministerium der Liebe. In: tip, Nr. 27/83, Berlin (West) 30. 12. 1983, S. 60f.
- Geheimdokument des Komitees von Santa Fe. Eine neue interamerikanische Politik für die 80er Jahre. Berlin (West), o. J.
- Graffiti. Was an deutschen Wänden steht. München 1983
- Hoffmann, Gerd E.: Im Jahrzehnt der Großen Brüder. Orwells „1984“ aktueller denn je – Vom Alptraum zur Realität. Frankfurt a. M. 1983
- Jürgens, Ekkehardt: Nachlese zur „Nachrüstung“ – wie man Sprachverwirrung stiftet. In: die feder Nr. 1/Januar 1984, S. 24f.
- Krauss, Werner: Reise nach Utopia. Französische Utopien aus drei Jahrhunderten. Berlin 1964
- Kühnl, Reinhard: Colin S. Gray – ein Strategie von Orwellschem Zuschnitt. In: „Blätter...“ 12/83 (s. o.), S. 1558ff.
- Lenin, W. I.: Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus (1913). In: Lenin, Werke, Bd. 19, S. 3ff.
- Marx, Karl: Der „Débat social“ vom 6. Februar über die Association démocratique (1848). In: Marx/Engels, Werke, Bd. 4, S. 511ff.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei (1848). In: Marx/Engels, Werke, Bd. 4, S. 459ff.
- Meyer-Larsen, Werner (Hrsg.): Der Orwell-Staat 1984. Vision und Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg 1983
- Morus, Thomas: De optimo rei publicae statu, deque nova insula Utopia (1516). Deutsch: Thomas Morus: Utopia. Übers. v. Gerhard Ritter, Einl. v. Hermann Oncken. Berlin 1922 (Reprint, Darmstadt 1964)

- Orwell, George: 1984. Roman. Aus dem Englischen von Kurt Wagenheil, 715. – 899. Tsd. Frankfurt a. M./Berlin (West)/Wien (Ullstein), April 1982
- Orwell, George: 1984. Roman. Übers. v. Michael Walter. Frankfurt a. M./Berlin (West)/Wien 1983 (Ullstein!) = auch als Fortsetzungsroman in: Frankfurter Allgemeine Zeitung
- Parlament, Das: (Orwell-)Beilage, darin: Lang, Hans-Joachim: 1984 und Orwells Nineteen Eighty-Four (S. 3ff.); Schröder, Hans-Christoph: George Orwell und die Intellektuellen (S. 14ff.); Franke, Herbert W.: Science Fiction – Denken in Modellen (S. 29ff.). Hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 7.1.1984
- Pasiebsky, Fritz: Krieg und Frieden in der Sprache. Frankfurt a. M. 1983
- Ponomarew, Boris: Rede vor Pressevertretern kommunistischer und revolutionär-demokratischer Parteien. Zit. nach: TASS, Moskau 1. 12. 1983
- Randow, Thomas von: „Ihr habt mich gründlich mißverstanden“. Ein fiktives Gespräch mit George Orwell über dessen Roman „1984“. In: Die Zeit, Hamburg 30. 12. 1983, S. 40
- Rilling, Rainer: Aufrüstung der Gehirne. Die Rüstungsforschung im Wissenschaftssystem. In: Naturwissenschaftler gegen Atomrüstung (Mainzer Kongreß 1983), Reinbek bei Hamburg 1983, S. 235ff.
- Sage niemand, er habe es nicht wissen können. Auf welche Weise und wozu die USA den nuklearen Erstschlag vorbereiten, welche Rolle die „Nachrüstung“ in Wirklichkeit spielt und warum die Deutschen die Hauptbetroffenen sind. Eine Dokumentation. Köln 1983
- Schwenger, Hannes: Im Jahr des Großen Bruders – Orwells deutsche Wirklichkeit. München 1983
- Strasser, Johano (Hrsg.): Der Orwell-Kalender 1984. Frankfurt a. M. 1983
- Straub, Eberhard: Die sanfte Umgarnung durch den Großen Bruder. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31. 12. 1983
- Truman, Harry S.: Kongreßbotschaft über die Lage im Mittelmeergebiet (Truman-Doktrin), Washington 12. 3. 1947
- Zweite Berliner Begegnung: Den Frieden erklären. Protokolle des zweiten Berliner Schriftstellertreffens am 22./23. April 1983. Darmstadt u. Neuwied 1983

Hiltrud Gnüg Warnutopien in unserer Gegenwartsliteratur

Utopia – so nannte der englische Humanist Tomas Morus 1516 sein Modell eines gerechten Staates, das den literarischen Utopien ihren Namen gab. Utopia ist nicht in einem „Nirgendwo“ vorzustellen, es hatte seine Wurzeln im festen Erdreich einer als mangelhaft, schlecht empfundenen Wirklichkeit. Und so eignete auch später den vielen utopischen Romanen – aus dem 18. und 19. Jahrhundert vor allem – der aufklärerische Appell, eine gerechtere freundliche Welt für alle auch real zu schaffen. Der optimistische Glaube an die menschliche Vernunft und an den technischen Fortschritt prägte das Denken. Auch wenn sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon der Preis zeigt, den die am Gewinn orientierte Industrialisierung des gesellschaftlichen Lebens gekostet hat: Raubbau an der Arbeitskraft, ungesunde Wohnverhältnisse, Umweltverschmutzung, Verlust an Natur –, es herrschte das Vertrauen auf neue physikalische und chemische Entdeckungen vor. So stellt z. B. Milan C. Edsons Roman „Solaris Farm“ von 1900 vor, wie Sonnenenergie die schmutzigen Energiequellen Dampf und Kohle ersetzen könne.

Dieser technologische Fortschrittsoptimismus ist vielen Autoren des 20. Jahrhunderts, die die technische Vernichtungsmaschinerie im ersten und zweiten Welt-

krieg erlebt haben, gründlich verloren gegangen. Ihnen scheint das Band zwischen Technologie und Vernunft/Humanität gerissen. Die positiven Sozialutopien, die auf den technischen Fortschritt setzen, verschwinden im 20. Jahrhundert, statt dessen erscheinen gehäuft Warnutopien, die eine inhumane Welt im Zeichen der Perversion wissenschaftlicher und technischer Möglichkeiten anprangern.

So veröffentlicht der englische Schriftsteller Aldous Huxley 1932 seine Warnutopie „Schöne neue Welt“/„Brave New World“; er imaginiert eine völlig immobile Welt im „7. Jahrhundert nach Ford“, dem amerikanischen Erfinder und Unternehmer; hier sind Geschichte und Kultur abgeschafft, die Menschen werden nicht geboren, sondern in Flaschen – den verschiedenen Bedürfnissen der Herren dieser Gesellschaft entsprechend – als Alphas, Betas, Gammas etc., in Serientypen, entwickelt. Die letzten bilden die Epsilons, die durch entsprechende Gen-Behandlung zu empfindungslosen stumpfsinnigen Arbeitstieren programmiert werden. Krankheit, Alter sind abgeschafft, aber auch jede Menschlichkeit, Liebe, Freude, Mitleiden, menschliche Würde; die biologische und psychologische Manipulation hat jedes individuelle Denken und Fühlen ausgeschaltet. Huxleys satirischer Roman enthält – vielleicht befremdlicherweise, wie er in seinem Nachwort zur Neuauflage von 1949 zugibt – „keine Anspielung auf Atomzertrümmerung“. Daß „wir einander selber zu Stäubchen zersprengen und so der Geschichte ein Ende machen“, also die atomare Selbstvernichtung, schließt er noch aus.

Auch George Orwell, der 1948 seine Warnutopie „1984“ schrieb, prangert die Persönlichkeitszerstörung mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden an. Orwell entwirft eine Welt nach dem dritten Weltkrieg, und er stellt sie als Horrorwelt von Überwachung, Gedankenpolizei und Kulturzerstörung dar. Auch er thematisiert noch nicht den Wahnsinn menschlicher Selbstvernichtung.

Doch vor allem deutsche Autoren halten das für möglich, was Huxley und Orwell noch ausschlossen: den atomaren Holocaust. Die Erfahrungen des zweiten Weltkriegs, der ein zerbombtes geteiltes Deutschland hinterlassen hatte, hatten sich nicht nur den Intellektuellen tief eingepägt. Der Abwehr „Nie wieder Krieg“ entsprach die Furcht vor dem berühmt-berüchtigten „Knopfdruck“, der einen Atomkrieg auslösen könnte. Die Vorstellung, daß ein einzelner Verantwortlicher durch seine – unverantwortliche – Entscheidung die Welt in einen wirklich totalen Vernichtungskrieg treiben könnte, beunruhigte nicht nur einige Intellektuelle. Antimilitarismus und Pazifismus waren im Nachkriegsdeutschland eine breite Bewegung. Die Literatur – nun empfindlicher Seismograph von geistigen Strömungen – spiegelte diese Bewußtseinslage wider, hielt sie fest.

So schrieb Arno Schmidt 1949 schon seine Warnutopie „Schwarze Spiegel“, einen Roman, der ebenfalls eine Welt nach dem dritten Weltkrieg imaginiert. Aus der Sicht des Icherzählers, eines der wenigen Überlebenden, wird eine deutsche „Landschaft“ vorgestellt, in der die Natur die Ruinen einstiger Zivilisation überwuchert hat; Mensenskelette sind Alltäglichkeit, und die Gifte haben auch die Tierwelt stark dezimiert. Während dieser Roman noch beschreibt, wie das Ich in der zerstörten Zivilisation zugleich einen neuen Genuß an der Natur findet, verschwindet dieser idyllische Aspekt fast völlig aus Arno Schmidts späterer Warnutopie „Die Gelehrtenrepublik“ von 1957. Sein Roman karikiert in satirischer Vergröberung die zerstörerischen Konsequenzen einer Politik des Kalten Krieges. Als radikaler Friedenskämpfer reagiert er mit diesem Roman, der nicht

nur den dritten atomaren Weltkrieg antizipiert, sondern allegorisch den gefährlichen Machtkampf zweier Machtblöcke analysiert, auf den Beschluß der Bundesrepublik Deutschland zum Beitritt zur NATO, zur Aufstellung eigener Streitkräfte, auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Auch Friedrich Dürrenmatts Drama „Die Physiker“ ist geprägt von der Furcht, daß die Verantwortung für Krieg und Frieden in der Hand von unverantwortlichen Verantwortlichen liegen könne. Der satirische Plot seiner grotesken Komödie: Der Physiker Möbius, der über die „verheerenden“ Nutzungsmöglichkeiten seiner „genialen“ Entdeckungen nachgedacht hat – die Zerstörung der Menschheit wäre möglich –, mißtraut den politischen Machthabern; er nimmt die Rolle des Wahnsinnigen an, dem der König Salomon erscheint, läßt sich in ein „Irrenhaus sperren“ in der Überzeugung, die Vernunft fordere, daß die Wissenschaftler ihr gefährliches Wissen zurücknehmen. Zwei weitere Physiker, die sich für Newton bzw. Einstein halten, stellen sich schließlich als Agenten zweier konkurrierender Geheimdienste heraus, die den Entdeckungen Möbius' auf der Spur sind. Der groteske Schluß: Als Möbius seine Kollegen von der Unverantwortlichkeit überzeugt hat, den Politikern ein Wissen preiszugeben, das diese mißbrauchen könnten, sehen sie sich alle drei in einer Falle: Die selber wahnsinnige Irrenärztin, Frl. von Zahnd, hat Möbius' Aufzeichnungen kopiert, sie läßt die drei Physiker durch eine Pfleger-Gang bewachen. Die Zukunft der Welt ist in der Hand einer Irren!

Weit hat sich hier die Reflexion von dem wissenschaftlichen Fortschrittsoptimismus des 19. Jahrhunderts entfernt. So thematisiert auch der deutsche Dramatiker Heinar Kipphardt in seinem dokumentarischen Stück „In der Sache J. Robert Oppenheimer“ explizit am Fall des bekannten Atomphysikers das Problem wissenschaftlicher Verantwortung. Vor dem Sicherheitsausschuß, der nach vielen Prozeßtagen mehrheitlich der Atomenergiekommission empfiehlt, ihm die Sicherheitsgarantie nicht zu erteilen, bekennt Oppenheimer in seinem Schlußwort: „Wenn ich denke, daß es uns eine geläufige Tatsache geworden ist, daß auch die Grundlagenforschung in der Kernphysik heute die höchste Geheimnisstufe hat, daß unsere Laboratorien von den militärischen Instanzen bezahlt und wie Kriegsobjekte bewacht werden, wenn ich denke, was im gleichen Fall aus den Ideen des Kopernikus oder der Entdeckung Newtons geworden wäre, dann frage ich mich, ob wir den Geist der Wissenschaft nicht wirklich verraten haben, als wir unsere Forschungsarbeit den Militärs überließen, ohne an die Folgen zu denken.“

Oppenheimer greift den Vorwurf des Gedankenverrats, den der Sicherheitsausschuß erhob, auf und interpretiert ihn gegenläufig im Sinne höherer Verantwortlichkeit für die Menschheit. Obwohl bzw. weil er sich loyal seiner Regierung gegenüber verhalten, ihr eine zu „ungeprüfte Loyalität“ gegeben hat, hat er gerade gegen die „Idee der Wissenschaften“ verstoßen. Kipphardt warnt durch Oppenheimer vor den Vernichtungsmöglichkeiten der Erde, vor der Illusion, die Wissenschaftler könnten inmitten der Interessenkonflikte ein „wissenschaftliches l'art pour l'art“ betreiben.

Andere Autoren wie Peter Huchel oder Günter Eich beschwören apokalyptisch das „Ende der Geschichte“. So heißt es in dem Gedicht „Psalm“:

Die Öde wird Geschichte.
Termiten schreiben sie
Mit ihren Zangen
In den Sand.

Und nicht erforscht wird werden
Ein Geschlecht,
Eifrig bemüht,
Sich zu vernichten.

Dem Vernunftpathos der Aufklärung, die wissenschaftlichen Fortschritt unmittelbar mit der Verwirklichung der Humanitätsideale zusammendachte, widerspricht der moderne Skeptiker, der die Selbstvernichtung des Menschen für möglich hält. Ähnlich wie Huchel im lyrischen Bild der Termitenschrift, die Andenken, Geschichte vernichtet, eher ‚seherhaft‘ verfährt, evoziert auch Eichs Gedicht „Betrachtet die Fingerspitzen“ die schleichende Katastrophe, ohne konkrete Ursachen und Zusammenhänge darzustellen. Das hängt auch mit einem Lyrikverständnis zusammen, das sich nicht gemein machen will mit der Welt der positiven Fakten, sich dem Code alltäglicher Kommunikation verweigert.

„Betrachtet die Fingerspitzen, ob sie sich schon verfärben!
Eines Tages kommt sie wieder, die ausgerottete Pest. Der Postbote wirft sie als Brief in den raselnden Kasten, als eine Zuteilung von Heringen liegt sie dir im Teller, die Mutter reicht sie dem Kinde als Brust!“

Nicht benannt wird das Wesen dieser modernen Pest, deren Bazillus in alles eindringt, die auch das Leben der Nachgeborenen zu verseuchen droht. Eichs Gedicht will dechiffriert werden, verweigert aber den Schlüssel, wie ihn etwa allegorische Gedichte dem Leser bieten. So vernichtend brutal die historische Pestkrankheit wütete, die jetzt warnend beschworene Pest scheint heimtückischer, schleichender und radikaler in alle Bereiche, auch die intimsten, einzudringen. Ihr Antlitz ist harmlos: die Heringsspeise und die Mutterbrust übertragen sie. Die aus dem Alltag gewählten Bilder häuslicher Idylle treiben das Entsetzliche dieser modernen ‚Pest‘ um so stärker heraus, den Kontrast von sich sicher glaubender Unwissenheit und Gefahr. Eichs lyrische Warnutopie, die sich auf Realität bezieht, ohne sie im Begriff zu fixieren, spiegelt sein ästhetisches Selbstverständnis, das der Suggestion und Andeutung mehr Reflexionsreize zuschreibt als der eindeutigen – etwa politischen – Aussage.

Auch Hans Magnus Enzensbergers Gedicht „Weiterungen“ aus der „Blindenschrift“ von 1964 gehört in den Umkreis der Warnutopien, die in den fünfziger und frühen sechziger Jahren nicht analytisch, mehr im apokalyptischen Kassandraton die Katastrophe einer atomaren Verseuchung der Welt in einem dritten Weltkrieg vorwegnehmen, das Ende der Geschichte fürchten:

wer soll da noch auftauchen aus der Flut
wenn wir darin untergehen?

noch ein paar fortschritte,
und wir werden weitersehen.

wer soll da unser gedenken
mit nachsicht?

Anders als der marxistische Aufklärer Brecht, der auch „in finsternen Zeiten“ eine bessere Zukunft antizipierte, entwirft Enzensberger in diesem Gegengedicht zu dem Brechtschen „An die Nachgeborenen“ ein pessimistisches Geschichtsbild, das jeden Fortschritts- und Zukunftsoptimismus verwirft.

In keinem dieser Gedichte wird explizit von Atomverseuchung, Atomkrieg gesprochen, und doch setzen sie alle ein kritisches Zeitbewußtsein bei den Lesern voraus. Ihr visionärer Gestus, der geschichtlich analytischer Demonstration konträr ist, schränkt ihre aufklärerischen Möglichkeiten ein. Das gilt auch für Dürrenmatts „Physiker“, ein Stück, das den Teufel an die Wand malt, ohne sein ‚aufhaltbares‘ Erscheinen zu erklären. Das Ende der Menschheit, vor dem die Schriftsteller bis in die frühen sechziger Jahre warnen, diese Angstvorstellung nahm mit den sechziger Jahren im Zuge der friedlichen Koexistenz der beiden Machtblöcke allmählich ab. Man lebte recht sorglos mit dem Paradox, daß sich die Entspannung dem atomaren Gleichgewicht verdankte. Die Warnutopien verschwanden in den sechziger und siebziger Jahren weitgehend aus der Literatur. Doch es scheint, daß sie in den achtziger Jahren wieder verstärkt auftauchen. Vor allem die Deutschen, deren zwei Staaten den zwei opponierenden Machtblöcken angehören, reagieren mit Sorge auf die wachsenden Spannungen zwischen den Großmächten USA und Sowjetunion, auf die Gefahr eines erneuten ‚Kalten Krieges‘ und eines Wettrüstens, das zu einem atomaren Holocaust zu führen droht.

So veröffentlicht Heinz Piontek 1980 einen Lyrik-Zyklus mit dem sprechenden Titel „Vorkriegszeit“, der nicht eine Welt nach, sondern vor dem drohenden Weltkrieg antizipiert. So heißt es in einem Gedicht am Schluß mit dem Blick auf zwei junge Leute:

Nun fallen ihm am Grund der Straße
winzige junge Leute auf,
die auf einen Landrover zugehen.
Er fürchtet, sie werden das Ende
der Vorkriegszeit noch erleben.

Diese Furcht bleibt Unterton auch der Gedichte, die mehr meditativ über Weisheit, über Glücksansprüche reflektieren oder die von den Schwierigkeiten sprechen, mit Sprache „in unser Inwendiges voller Wüste“ zu gelangen. Endzeitbewußtsein spricht sich deutlich in dem Eingangsgedicht des Bandes aus:

Ich, am Riff
eines Jahrtausends,
weiß wohl,

daß wir nicht
weiser geworden sind,
aber verzweifelter.

Darum hänge ich weiter
weiter an dir,
entbrenne für dich

mit meinem
noch verbliebenen Feuer.

Einerseits verweist Piontek nicht einfach fatalistisch auf die drohende Katastrophe, er drückt seine Friedenssehnsucht aus, ruft die Weisheit an als die Gegenkraft selbstzerstörerischer Technologie; andererseits überfliegt er idealitätssüchtig die zähe Materialität einer explosiven, hochgerüsteten politischen Realität, der mit der Anrufung der Weisheit allein nicht beizukommen ist. Wenn der Gedicht-Zyklus, in dem durchaus von Raketen die Rede ist, mit der „hellen und klaren Stimme“ der Weisheit schließt: *Laß die Furcht hinter dir! / Sind doch beide, Tod und Schatten des Todes, / unterwegs in ewige Verbannung /* so scheint das mehr religiöse Trostgebärde zu sein. Gerade vor dem Horizont atomarer Selbstvernichtung wirkt die Haltung eines lyrischen Sehers, der die atomare Katastrophe als gegeben voraussieht – „eine veraschte Erde“, „Öde“, „Menschenleere“, einen „totenstillen Kontinent“ – und der doch den Sieg der Weisheit verkündet, naiv und makaber zugleich.

Der lyrischen Kurzform eignet kaum die Möglichkeit, über komplexe politische, ökonomische und technologische Zusammenhänge aufzuklären, aber sie kann plakativ einprägsam Appelle aussenden. Und eine Tendenz der heutigen politischen Lyrik ist es, lyrische Aphorismen zu entwerfen, die sich auch als Transparentschrift eignen. So Erich Frieds Lyrik-Spot:

Status quo
zur Zeit des Wettrüstens

Wer will
daß die Welt
so bleibt
wie sie ist

der will nicht
daß sie bleibt

Pointiert formuliert Frieds Gedicht das, wovon viele Zeitgenossen überzeugt sind: daß der Status quo des Wettrüstens dazu führen kann, daß Europa „zum atomaren Schlachtfeld eines neuen und damit letzten Weltkriegs wird“ – wie es im „Appell der Schriftsteller Europas“ heißt. Und daß die Schriftsteller nach ungefähr dreißig Jahren zu einem Friedensappell aufrufen, der u. a. von den PEN-Zentren der Bundesrepublik und der DDR unterstützt wird, zeugt von der wieder aktuellen Zukunftssorge nicht nur der Intellektuellen, der Angst vor einer Eskalation eines neuen Kalten Krieges in die atomare Katastrophe. So die Warn-Utopie „Der letzte Krieg“ von Peter Schütt:

Der erste hieß
hinterher einfach
„der Weltkrieg“ –
so lange, bis
der zweite ausbrach.

(...)
Wenn wir erst
beim dritten
angelangt sind,
wird keiner mehr
bis vier
zählen können.

Dieselbe Überzeugung spricht aus dem Friedensappell der Schriftsteller:
„Die Menschheit soll jetzt an den verbrecherischen Gedanken gewöhnt werden,
daß ein begrenzter Atomkrieg führbar sei – mit neuen Raketen, Neutronenbom-
ben, Marschflugkörpern etc. Wir setzen dagegen: Mit Atomwaffen ist kein
begrenzter Krieg führbar; er würde die ganze Welt vernichten.“
Auffällig ist, daß sich das politische Warngedicht mit einer geradezu anti-lyrischen
Sprache, seinem häufigen Konditional-Stil dem Ton der Aufrufe und Resolutio-
nen angeglichen hat. Das macht die Lyrik manchmal ärmer, ästhetisch reizloser,
bewahrt sie aber auch vor einem lyrischen Pathos, das noch die Katastrophe mit
ästhetischen Blumen garnierte. Anders als die Schriftsteller, die nach dem zweiten
Weltkrieg vor der Wiederbewaffnung und Aufrüstung warnten, sehen sich die
heutigen Schreibenden einer total auferüsteten Welt gegenüber. „Leben, Über-
leben und Übertod“ heißt der Artikel von Theo Sommer über „Reagans
Rüstungspolitik und die US-Friedensbewegung“ (*Die Zeit* Nr. 12, 19. März 1982),
und ähnlich formuliert zuvor Fried in seinem Gedicht „Und damit basta!“:

Rakete
Rettungsrakete
Vernichtungsrakete
Mittelstreckenrakete
(...)
Rüster
Aufrüster
Scharfrüster
heute genannt Nach-Rüster

Dem Essay-Titel – „Lebensschatten“ – und der Gedichtsequenz eignet die gleiche
ästhetische Struktur, eine Rhetorik der Steigerung, die das Paradox fortgesetzter
Rüstungssteigerung plakativ faßt. Frieds Gedichtsequenzen gehen darin über das
Titel-Arrangement hinaus, daß sie in ihrer Schlußzeile jeweils die sprachliche
Verbrämungsform hinzufügen, die den bedrohlichen Inhalt verharmlost. Den-
noch, auch sie sind ein Beispiel dafür, daß die politische Lyrik, die sich mit der
Atomkriegsgefahr beschäftigt, zu einem aphoristischen Prosa-Stil neigt; umge-

kehrt zeigt das Beispiel auch, daß die Journalistik rhetorische Strukturen politi-
scher Lyrik aufgegriffen hat. Essay und Gedicht spiegeln nun darin gemeinsam das
zeitgenössische Bewußtsein, daß sie von dem Faktum ausgehen, daß das
Rüstungspotential ausreicht, die Welt mehrfach zu vernichten. Es mag wohl an
der Skepsis der Autoren literarischen Appellen gegenüber liegen, daß nicht schon
mehr literarische Warnutopien in den letzten Jahren erschienen sind. Gedichte,
Songs sind eher in den politischen Kampf zu integrieren, und so überrascht es auch
nicht, daß die Warnutopien zuerst eben bei den Lyrikern und Liedermachern
auftauchten, die sich aktiv in der Friedensbewegung engagierten.

Bezeichnenderweise ist es wieder Friedrich Dürrenmatt, der 1981 – knapp zwanzig
Jahre nach seiner ersten Warnutopie – einen utopischen Entwurf veröffentlicht,
seine Erzählung „Der Winterkrieg in Tibet“, die die wahnsinnige Weiterführung
des Krieges nach dem dritten atomaren Weltkrieg imaginiert. Erzählt wird aus der
Perspektive eines Schweizer Oberst, der in einem unterirdischen Bunker-Laby-
rinth seine Erlebnisse und Erkenntnisse für eine spätere Nachwelt in die Wände
ritzte. Niemand rechnete eigentlich mit einem atomaren Krieg:

„So waren wir davon überzeugt, es käme, wenn überhaupt, nur ein konventionel-
ler Krieg in Frage, an den wir aber nicht glaubten, weil uns einerseits die
Herstellung der Bomben so viel gekostet hatte, daß wir für einen konventionellen
Krieg zu wenig gerüstet waren, und weil wir andererseits die Bombe ja gerade
gebaut hatten, um einen konventionellen Krieg zu verhindern.“

Satirisch prangert Dürrenmatt hier das Paradox an: eine kostspielige Aufrüstung/
Weiterrüstung/Nachrüstung zwecks Friedenssicherung. Über die Gründe des
wider alle Vernunft ausbrechenden Krieges erfährt der Leser nichts – sicherlich
vom Autor wohlbedacht. Gerade da Dürrenmatt das nicht kalkulierbare Risiko
einer Eskalation von Provokation und Sanktionen verdeutlichen will, läßt er den
dritten Weltkrieg plötzlich, unvorhergesehen ausbrechen:

„Der dritte Weltkrieg begann die ersten zwei Tage konventionell“, eine ‚konven-
tionelle‘ Kriegsführung zwischen zwei hyper-atomgerüsteten Weltmächten wird
nur als Auftakt zu der ebenfalls kurzen und um so radikal-zerstörerischen atomar-
en Konfrontation vorgestellt. So überraschend der Kriegsausbruch war, so abrupt
ist auch das ‚Kriegsende‘, bzw. die wechselseitige Kapitulation der „verbündeten
und feindlichen Armeen“. Die verschiedenen Regierungen, im unklaren über den
Weltzustand, funken von ihren unterirdischen Bunker-Residenzen ihre Friedens-
angebote in die Welt, und sie halten sich weiterhin als die privilegierten Überle-
benden im Regierungsbunker für die verantwortlichen Repräsentanten ihres
jeweiligen Volkes, das nur noch in kleinen Restbeständen dahinvegetiert. Die
Soldaten/Bürger haben die Offiziere niedergeschossen, sie verweigern den Krieg.
In den Bunkern geht der Krieg weiter, der Oberst erschießt den Philosophen und
ehemaligen Kriegsdienstverweigerer Edinger, der mit anderen „Dissidenten“,
„Opfern von Radikalenerlassen“ und „Kriegsdienstverweigerern“ eine Weltver-
waltung gegründet hat. Diese will den kriegsmüden Menschen aller Länder
helfen, die noch nicht radioaktiv verseuchte Sahara zu bewässern. Der Oberst
jedoch glaubt an den Feind, will die in ihrem Bunker eingeschlossene Regierung
mit Hilfe der letzten strahlenverseuchten Soldaten befreien. Edingers Frau hat
jedoch jede Verbindung zum Regierungsbunker gesprengt. Der Oberst bleibt in
seinem Bunker ebenso gefangen wie in seinem Kriegsdenken, er kämpft gegen

einen Feind, den es nicht gibt, glaubt am „Winterkrieg in Tibet“ teilzunehmen, einem Krieg, in dem Feinde und Verbündete die gleiche Uniform tragen, ununterscheidbar sind. Jeder verdächtigt den anderen, zum Feind zu gehören, jeder bekämpft jeden. Eine satirische Parabel, die das Wahnwitzige von Kriegen karikiert. Auch Dürrenmatts parabolische Erzählung, die vor einem Krieg warnt, in dem es keine Sieger mehr geben wird, kann nur Appell an die menschliche Vernunft sein. Daß sich der Appell – anders als in den politischen Gedichten – zu einer komplexen Erzählung ausgestaltet, liegt in der existentiellen Perspektive des Autors, der die Situation des im Bunker Überlebenden als die des im Labyrinth gefangenen Individuums deutet, das Minotaurus und Theseus zugleich ist.

Auch Anton Andreas Guha, Redakteur bei der Frankfurter Rundschau, prangert in seinem 1983 erschienenen Roman „Ende. Tagebuch aus dem 3. Weltkrieg“ die (selbst)-mörderische Illusion an, daß atomare Abschreckung auf Dauer den Frieden sichern könnte. Schauplatz der Handlung: die Bundesrepublik Deutschland, genauer die Gegend um Frankfurt und Wiesbaden; erzählt wird aus der Perspektive eines Zeitungsredakteurs, der den Ablauf der aufhaltbaren, und sich doch unaufhaltsam in mechanischer Wahnsinnslogik vollziehenden atomaren Katastrophe in einem Tagebuch festhält: „26. Juli – Es ist Krieg. Der Countdown läuft. Präzise, unerbittlich und unaufhaltsam ... Der Redaktionsbote schrie es bereits auf dem Gang: USA greifen kubanische und sowjetische Stellungen auf Kuba an. Luftwaffe pausenlos im Einsatz. Washington droht mit Einsatz taktischer Atomwaffen.“ Gleichzeitig flackernde ‚Blitz‘-Zeichen auf unseren Redaktionsbildschirmen: „Sowjetische strategische Atom-U-Boote in Stellung gegangen.“ In den nächsten Tagen folgen weitere Katastrophenmeldungen: „Havanna in Schutt und Asche“, sowjetische Elitetruppen in Nordjemen und in Äthiopien, amerikanische Mobilmachung auf ihren Stützpunkten in Mittel- und Fernost. Guha fingiert die atomare Konfrontation in real vorhandenen Krisengebieten und er sucht die Vorstellung zu erwecken, so könnte die von Menschen zu verantwortende Apokalypse sich tatsächlich ereignen; die Tagebuchform mit vielen Medienzitate und Augenzeugenberichten suggeriert Dokumentarcharakter. Dennoch, die Frage, die sich dem Erzähler innerhalb der Romanfiktion stellt: „Wie vermittelt man seinen Lesern das Unvorstellbare?“, betrifft auch den Autor selbst. Letztlich bleibt seine fingierte Geschichtsschreibung von den letzten Tagen der Menschheit – keine 35 Tage – gerade in der Konstruktion der politischen Kausalketten recht abstrakt. Guha sucht diesem Problem dadurch gegenzusteuern, daß er seinen Protagonisten mit einem kritischen politischen Geschichtsbewußtsein ausstattet, ihn sich immer wieder an die politischen Ereignisse unserer letzten Jahre erinnern läßt. Da die bundesrepublikanische Regierung, die Opposition, die Gewerkschaften, die Kirchen, die Medien in seinem Roman, der den atomaren Holocaust antizipiert, sich unverändert in ihrer heutigen Haltung darstellen, entlarvt er satirisch die Denkschablonen, die eine De-Eskalation verhindern, attackiert er die Entschlußlosigkeit der progressiven politischen Kräfte. Nach langem Zögern erst, als die Amerikaner und Sowjets sich schon mit Nuklearwaffen bekämpfen, das „Tor zum Nichts aufgestoßen“ ist, droht der Deutsche Gewerkschaftsbund einen Generalstreik an, fordert der Vorstand der SPD die „einseitige Zurücknahme der NATO-Truppen um 60 km“, ruft der Rat der EKD dazu auf, „daß die Bundeswehr die Kontrolle über die Pershing-II-Stellungen

übernimmt.“ „Die Bundesregierung weist alle diese Forderungen ‚mit aller Entschiedenheit‘ zurück. Man könne in dieser schweren Stunde die Einheit und Geschlossenheit des westlichen Bündnisses nicht gefährden. Das wäre Selbstmord.“ Die Katastrophe nimmt ihren Lauf. Der erste Atomschlag gilt den „Pershing- und Cruise-Missile-Stellungen im Hunsrück und in der Eifel“, in wenigen Tagen sind die beiden deutschen Staaten zerbombt, zerstrahlt. Am Ende bleibt dem Erzähler eine „einzige Gewißheit: Die Apokalypse wütet überall. Die Überlebenschancen sind in diesem einst hochkomplexen Industriestaat auf Null reduziert. Strahlentod und Pest werden ein lückenloses Leichentuch über Europa breiten.“ Da es in diesem atomar zerstörten Kontinent keinerlei Informationsmöglichkeiten mehr gibt, wie es um die Welt jenseits Europas bestellt ist, läßt der Autor seinen Protagonisten das Schicksal der Erde aus kosmischen Beobachtungen erschließen: „Die ultraviolette Strahlung der Sonne prallt ungehemmt auf die Erde. Die Atomexplosionen haben die Ozonschichten in der Stratosphäre zerstört. Ein weiteres Zeichen dafür, daß es einen globalen Atomkrieg gegeben haben muß.“ Die Schlußvision zeigt eine brennende Erde, die sich „von einem unaufhaltsam wuchernden Geschwür“ säubert. – Guha kennt die entsetzliche Geschichte von Hiroshima und Nagasaki, aus ihr ‚extrapoliert‘ er die infernalischen Folgen eines weltweiten Atomkrieges. Sein Roman stellt einen verzweiferten Appell an die menschliche Vernunft dar, an die er kaum mehr zu glauben vermag. Symptomatisch für diese widersprüchliche Psychologik, die durchaus verständlich ist, die Berufung auf Kants Idee des Friedens als der höchsten Leistung der Vernunft, aber auch auf Nietzsches nihilistische Prognose, daß der menschliche Planet nur eine Minute in der Weltgeschichte ausmache. Immer wieder zitiert Guha Philosophen, Naturwissenschaftler, Politiker, die sich mit dem Friedensthema auseinandergesetzt bzw. vor der hochentwickelten Kriegstechnologie gewarnt haben. Sein „Tagebuch aus dem 3. Weltkrieg“ stellt mehr einen theoretischen Diskurs dar, als daß es eine konkrete Dystopie ausgestaltete.

Darin liegt nun das grundsätzliche Problem der Warnutopien, die eine Situation nach einem dritten Weltkrieg imaginieren: Die Fiktion bewegt sich zwischen der Skylla stofflicher Dürftigkeit – denn was läßt sich vom Ende der Geschichte schon viel berichten – und der Charybdis der Verharmlosung bzw. der ästhetischen Ausbeutung der atomaren Katastrophe. Das ist eine Gefahr, der auch Matthias Horx in seinem „Ernstfall-Roman“ „Es geht voran“ nicht entgeht. Schauplatz ist eine deutsche Großstadt – wohl Frankfurt – im Jahre 1987 kurz vor der erwarteten atomaren Katastrophe. Die es sich leisten konnten, sind ausgewandert, die Stadt ist verödet, verkommen; es herrschen bürgerkriegsähnliche Verhältnisse, die Polizei bewacht notdürftig die Grenzen, um die Auswanderungswelle einzudämmen. Erzählt wird aus der Perspektive eines ausgeflippten Freaks, der „Pillen einwirft und säuft“, um „den Amok zu stoppen und nicht ganz auszubrennen“. Zu den „Harten“, die für eine gewaltsame Auseinandersetzung mit den „Normalos“ sind, gehört er nicht mehr, aber auch nicht zu den „Transformatoren“, die argumentativ eine politische Veränderung herbeiführen wollen; und die „Normalos“ bzw. „Supernormalos“ – das Establishment – haßt er. Seine hilflose Aggression, die kein Ziel sieht, macht sich in einem metaphernreichen Scene-Jargon Luft, der wenigstens verbale Gemeinsamkeit schafft. Neue Orientierung und Selbstdisziplin gewinnt der Erzähler, als er mit seiner Freundin der Untergrundor-

ganisation ‚Phönix‘ beitrifft, die mit relativ stabilen Paaren ein Überlebenstraining exerziert, physisch und psychisch auf die Katastrophe vorbereitet. Der atomare Schlag tritt ein; dank der Vorsorge und dem harten Training überlebt die Gruppe des Icherzählers und schlägt sich mit vielen Strapazen bis zu einem strahlenunverseuchten „Weiler“ durch, der „noch idyllischer ist, als es die Kundschafter beschrieben haben“. In ökologischem Geist werden Radieschen, Erdbeeren und andere schöne Gemüse gepflanzt, bald versucht man sich an der Herstellung von Ziegenkäse; Gewächshäuser werden eingerichtet. Die Atomkatastrophe hat einen ökologischen Neubeginn ermöglicht! Trotz Rückschlägen, Zwietracht zwischen den Gruppen, Medikamentenmangel geht der Kampf um ein besseres Leben voran; und da die Normalos, an ihrer Spitze die „Unberührbaren“, d.h. die Kapitalisten, die Menschen schon wieder bzw. noch immer in den Fabriken ausbeuten, kommt es zu einem letzten großen Kampf, den die „Krieger“ der „Clans“ gewinnen. Als Heldenepos im Karl May-Stil endet der Roman, Grün-Utopia hat gesiegt. So originell der Roman z. T. in seinen verschiedenen Sprachstilen, in der Charakteristik alternativer Szenen auch ist, es bleibt doch das Problem, daß die Atomkatastrophe gleichsam mißbraucht wird, um alternative Lebensmöglichkeiten durchzuspielen.

Die Warnutopie – wie legitim auch ihr moralischer Appell ist – ist heute in ihrem ästhetischen und aufklärerischen Gelingen schwieriger als zuvor, da sie – ausgestaltet – nur allzu leicht in Idylle oder existentielle Chiffre abgleitet.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Romiosini

Verlag für zeitgenössische griechische Literatur

LIEFERBARES PROGRAMM

- CHATZIS, D.: Das doppelte Buch
(Roman - 19,80)
- Eckhardt, K.: So singt Griechenland
(Liederbuch kt. 19,80
Ringbindung 24,80)
- KAVAFIS, K.: Brichst du auf gen Ithaka
(Sämtliche Gedichte in
neuer Übertragung - 29,80)
- Maniotis, J.: Gesunder Menschenverstand
(Theaterstück - 14,80)
- MITROPULOS, K.: Ach du liebes
Griechenland!
(Karikaturen - 16,80)
- VALTINOS, Th.: Die Legende des
Andreas Kordopatis
(Erzählung - 14,80)

EIN AKTUELLES VERLAGSVERZEICHNIS, DAS
AUCH DIE FÜR 1984 GEPLANTEN TITEL
ENHÄLT, SENDEN WIR AUF WUNSCH GERNE
KOSTENLOS UND UNVERBINDLICH ZU !

BUCHBESTELLUNGEN BEI JEDER BUCHHAND-
LUNG ODER DIREKT BEI UNS:

ROMIOSINI - VERLAG c/o BUCHHANDLUNG
MOLL & ECKHARDT, ZÜLPICHER STR. 174
5000 KÖLN 41, TELEFON 427365/66

Anmerkungen

Aitmatow Tschingis, Aus: *Literaturnaja gaseta*. Nr. 1/84.

Böseke Harry, geb. 1950, lebt in Marienheide-Müllenbach. Chemielaborant, Sozialpädagoge; seit 1980 freier Autor. 14 Buchveröffentlichungen als Autor oder Herausgeber; arbeitet für Fernsehen und Rundfunk. Schwerpunkt der Arbeit: Jugend im Abseits, Gemeinsamkeiten mit Ausländern, Arbeitsweltthemen. Soeben erschienen: *TÜRKEN RAUS!* (Zwingmann-Verlag). Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller und 1. Sprecher Werkkreis Literatur der Arbeitswelt.

Ehrenreiter Günther, geb. 1942 in der Steiermark/Österreich. Bei Kriegsende trennten sich seine Eltern, von da an in einem Fürsorgeheim, dann als Kostburscherl bei verschiedenen Eltern bis zum 9. Lebensjahr, schließlich adoptiert. Maurerlehre. Zehn Jahre bei Seilbahnen und Richtfunkstationenbau (erlebte drei Firmenzusammenbrüche). 25 Jahre im Baugewerbe. Jetzt das 4. Jahr in Bayern als „Gastarbeiter“ (Steinmaurer). „Schreibe frei nach Schnauze ... über Arbeitswelt, Gastarbeiter.“ Arbeitet zur Zeit an einem Roman aus eigener Erinnerung „Der Nazibalg“.

Gnüg Hiltrud, geb. 1945, lebt in Köln. Studium Romanistik, Germanistik und Philosophie. Privatdozentin an der Universität Köln. Veröffentlichungen zu Literaturtheorie und moderner Lyrik.

Kohring Felicitas, geb. 1939, zwei Kinder, lebt in Detmold. Schauspielerin bis 1970; Studium Sozialarbeit und Praxis bis 1980, daneben Studium Soziologie, Abschluß 1981, Praxis bis 1983; seitdem arbeitslos (nicht beschäftigungslos). „Munkse an Dissertation“.

Maiwald Peter, sh. Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 58: „Geschichten vom Arbeiter B.“

Müller Henning, Dr. phil., geb. 1943, lebt in Westberlin. Kulturwissenschaftler und Publizist, Buchautor: „Theater der Restauration – Kultur und Politik im Kalten Krieg“, Berlin (DDR) 1981 und Berlin (West) 1981. Zeitschriftenveröffentlichungen mit Schwerpunkten: Kulturpolitik, Literatur und Theater, Geschichte.

Rappenstein Uta, sh. *kürbiskern* 1/83 (Uta Schipper-Rappenstein).

Scherf Dagmar, geb. 1942 in Danzig, lebt in Friedrichsdorf/Ts. 1961–1964 Studium PH München, anschließend Germanistik, Anglistik und Publizistik, 1973 Promotion in Germanistik (Dunkelheit und Engagement in der Lyrik Johannes Bobrowskis), 1973/74 Lektorin für Deutsch an der Universität Bristol/GB, 1974–1980 Verlagslektorin (Schulbereich); ab 1981 freie Schriftstellerin. Rezensionen, Kunstkritik; Lyrik, Prosa, Kinderlieder, -geschichten in Anthologien, Hörspiele, Herausgaben. Vorsitzende des VS Hessen.

Wernicke Lutz, geb. 1938 in Danzig, lebt seit 1939 in Bremen; „hier polizeilich als freier Schriftsteller gemeldet.“ Freier Mitarbeiter bei verschiedenen Zeitungen. Mitwirkung in Friedens- und Umweltinitiativen. Mitautor des Buchs „Rettet die Carlstedter Heide!“ (vor einer US-Panzerbrigade) und des Heftes „Umwelt & Radioaktivität“. Hobbys: Malen und Gartenarbeit.

Der PEN-Club Liechtenstein setzt zum drittenmal für Jugendliche im Alter von 17 bis 25 Jahren den **LIECHTENSTEIN-PREIS ZUR FÖRDERUNG JUNGER TALENTE** in Höhe von insgesamt Fr. 9000,- aus. Der Literatur-Wettbewerb wird ausgeschrieben für die Sparte **LYRIK** (die Arbeiten sollen 100 Zeilen nicht überschreiten). Einsendungen an: Ulfa von den Steinen, c/o Verlag O. Gracklauer, Rheinstraße 29, 8000 München 40, dreifache Ausfertigung, verschlossener Umschlag, der mit dem Codewort gekennzeichnet ist, Name, Adresse und Alter.

Titelbild-Grafik: Werner Marschall

Monika Höhn

Die Luft, die wir atmen

Aufzeichnungen einer Pfarrfrau
aus dem Ruhrgebiet
(224 Seiten, mehrere Abb., brosch., DM
12,-)



„Eine Pfarrfrau erzählt – und der Leser sei gewarnt. Denn er bekommt nicht den Stimmungsbericht einer pfarrhäuslichen Idylle. Acht Jahre Gemeindegarbeit an der Seite ihres Mannes Micha in Duisburg-Bruckhausen hat Monika Höhn in einem beklemmenden Bericht zusammengefaßt. Pfarrhausalltag, in dem Gott fern scheint und die Thyssenhütte so nah, so erstickend spürbar – bis in die Lungen des Säuglings Sarah. ‚Frau Pastor‘ räumt auf mit gängigen Klischees vom geruhsamen, geordneten Pfarrleben. Nicht die Glocken rufen den Pfarrer und seine Frau, sondern das Pochen Hilfesuchender an der Haustür. – Eine Pfarrfrau zieht Bilanz, ehrlich, schonungslos – und mit großem Mut.“

stern, Hamburg

„Das Buch ist spannend. Die Verfasserin kann erzählen, berichten, darstellen. Hier erlebt man wirklich eine Pfarrfrau. Wer das Buch liest, wird die 12,- DM nicht bereuen...“

Der Weg, Düsseldorf

„Dieses Buch habe ich in einem Zug durchgelesen, denn es ist, finde ich, ungemein spannend, wenn auch manchmal beklemmend. Eine Pfarrfrau berichtet von acht Jahren in Bruckhausen, einer Arbeitergemeinde in Duisburg. Die Pfarrfrau berichtet von der alltäglichen und der sonntäglichen Arbeit. Von den Konflikten mit der Geschäftsführung der Thyssenhütte, von ‚brüderlichen Gesprächen‘ mit der Kirchenleitung, vor allem aber von den Menschen in ihrer Gemeinde. – Ein sehr persönliches Buch, wie könnte es anders sein. Keine objektive Chronik, aber damit wäre uns auch weniger geholfen. Für alle, die Hoffnung auf Veränderung illusionslos brauchen, ein notwendiger Bericht.“

Henning Schröer in der evangelische erzieher

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

**Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei:
Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach
1928, 4000 Düsseldorf 1**

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr beza

F 2484 F

2006875 D1 84002 4269 206
SCHUH JUERGEN

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

Zur Bundesdelegiertenkonferenz des VS in der IG Druck und Papier,
Saarbrücken, 1984

Erwin Ferlemann: Ohne Mediengewerkschaft dividieren sie uns
auseinander

Bernt Engelmann: Wer Anstöße gibt, muß Anstoß erregen

Friedrich Hitzer: VS als Plattform des Kalten Krieges?

Tschingis Aitmatow: Echo der Welt

Klaus Konjetzky: Leben Sie wohl, Rinski!

Dagmar Scherf: „Wenn de Hammer...“

Oskar Neumann: Tradition für die Zukunft

Henning Müller: „1984“ – Ausstieg aus der Geschichte?

Hiltrud Gnüg: Warnutopien in unserer Gegenwartsliteratur

WERKKREIS – Wohin, für wen, wie weiter?

Harry Böseke, Siegfried Grundmann, Erasmus

Schöfer, Michael Tonfeld

Literatur: *Günther Ehrenreiter, Felicitas Kohring, Peter*

Maiwald, Uta Rappenstein, Lutz Wernicke

DM
8,50